Der Oberstolze.

Ein berliner Zeitroman

von

Friedrich Dernburg.

Erster Band.

Berlin 1889.
Verlag von Walther & Apolant
W., Markgrafenstraße 60.

I.

Die Brandstätte.

Heinrich Lauenstein, Kunst- und Möbeltischlerei, Möbelfabrik, so las man auf dem Schild eines Baues, der draußen auf freiem Feld, außerhalb des Weichbilds von Berlin, stand.

Der alte Lauenstein war in der ganzen Umgegend eine wohlbekannte Erscheinung gewesen. Er stammte aus dem Ort nächst der Fabrik; zur Zeit von Lauenstein's Geburt war es noch ein kleines Dorf, das man auf Sandwegen mühsam erreichte. Jetzt ist es beinahe eine Vorstadt von Berlin und mit Dampf- und Pferdebahn an die Großstadt angeschlossen. Vom kleinsten Anfang hatte sich Lauenstein durch Fleiß, Energie und Glück zum Besitzer einer mittleren Fabrik emporgearbeitet. Eine Zeit lang schien es, als würde er in die Reihen der Großindustriellen sich schwingen — doch mit einem

Male schlug sein Glück um. Die Mode hatte sein Fabrikat bis jetzt begünstigt, nun wechselte sie; ein neuer Geschmack kam auf, neue Maschinen und Arbeitsarten wurden nothwendig; weder das Kapital noch die Energie des altgewordenen Mannes reichten dazu aus. Nur mit Mühe und durch Eingehen von Schulden hielt er das Geschäft noch aufrecht. Ein Stamm von alten Arbeitern hielt bei ihm aus; sie ließen sich auch die Schmälerung der Löhne gefallen, sie hätten schwer gewußt, wo anders unterzukommen und sahen, Lauenstein konnte nicht mehr leisten. Der alte Lauenstein starb, wie es sich ergab, für seinen Ruf als Geschäftsmann noch zu rechter Zeit; sein Vermögen war überschuldet. Die Gläubiger beschlossen, den Fabrikbetrieb bis zur Ermöglichung des Verkaufes fortzusetzen. Schupke, Agentur- und Kommissionsgeschäft, Rosenthalerstraße, war der Hauptgläubiger. Er erhielt die Verwaltung. Schupke trieb auch einen geschickten jungen Mann auf, Werkführer einer bekannten Möbelfirma, der die Leitung übernahm und dem die Hoffnung vorschwebte, die Fabrik in irgend einer Weise für sich zu erwerben.

Zunächst aber war aller Eifer umsonst. Es fehlte am Besten, an Kapital, an Einrichtungen; die neuen Arbeiter, die Henner — so nannte sich der Verwalter — einstellen wollte, forderten mehr Lohn, als der alte Stamm erhielt. Zank und Streit gab

es alle Tage, wie überall, wo es im Geschäft nicht klappt.

Karl Henner bewohnte mit seiner Schwester den kleinen Bau gegenüber der Fabrik, den sich Lauenstein, der Junggeselle war, errichtet hatte. Ein mehr wie bescheidener Bau, eine Hütte. An einem November=Abend hatte sich die Fabrik entleert, kein Licht brannte Nachts darin, der Feuersgefahr halber, denn der Bau war wenig massiv, und um ihn und in ihm lagerten große Holzmassen. In dem Wohnstübchen der Hütte saß Anna Henner über eine Arbeit gebeugt; die blonden Flechten fielen ihr in das Gesicht; wenn sie den Kopf mit einer ihr eigenen entschiedenen Wendung erhob, sah man in ein wohlgebildetes Antlitz mit großen, festen Zügen, die Wangen waren bleich, nur um die Augen lagerte eine eigene Röthe.

Henner ging mit gekreuzten Armen schweigend im Zimmer auf und ab, es lag etwas in der Luft wie ein verhaltener Streit, der einmal zum Austrag kommen mußte.

— Du hast den Oberstolzen entlassen, sagte das Mädchen, mit einer gewissen Schärfe dem Bruder fest in die Augen schauend.

— Fortgeschickt habe ich ihn — Knall und Fall. Den Oberstolzen nennen ihn seine Kameraden. Er

ist ein trotziger, verschlossener Mensch, mit dem Niemand etwas gemein haben will.

— Sag' lieber, der sich für die Liederjane zu gut hält.

— Der mit Jedermann in Händel geräth . . .

— Die Anderen haben es absichtlich an ihn gebracht, vertheidigte das Mädchen.

— Etwas Verdächtiges ist an ihm, weiß er doch selbst nicht zu sagen, wo er eigentlich her ist. Niemand will sich zu ihm bekennen.

— Der Arme!

— Und Herr Schupke selbst hat mich vor ihm gewarnt; ich glaube, der weiß mehr von ihm, als er mir sagt und gewiß nichts Gutes.

— Ja, wenn Herr Schupke es befiehlt, rief das Mädchen höhnisch. Warum sagtest Du das nicht gleich? Und wie ging der Oberstolze ab? so frug sie weiter.

— In seiner finsteren Art, so antwortete Henner: „Ich bin zu viel in der Welt, doch dafür kann Rath werden!" so stieß er heraus, dann packte er zusammen und ging.

— Das sind bittere Worte, was kann er meinen? rief Anna, mehr zu sich selbst wie zu dem Bruder sprechend.

— Wenn es eine Drohung war, so werde ich mich zu hüten wissen. Kunz, sein Nebenmann, hat

mich gewarnt. Geben Sie Acht, sagte er, mit dem sind Sie noch nicht fertig.

— Kunz? wenn Du dem traust, dem Gezeichneten! Das ist sein schlimmster Widersacher.

— Genug und schon zuviel von dem Menschen. Möchte ich nie wieder von ihm hören, sagte der Verwalter.

Er verließ das Zimmer und schloß die Thür heftiger, als nöthig gewesen wäre.

Draußen im Hofe hörte man die Schritte des Verwalters; er machte den Rundgang, wie er zu thun pflegte, ehe er sich zur Ruhe begab. . . .

Als Henner die Stube verlassen hatte, zog Anna ein Blatt aus dem Busen, ihre Augen ruhten unausgesetzt darauf, bis die Schritte ihres Bruders wieder an der Thür hörbar wurden, dann schob sie das Blatt rasch zurück.

— Alles in Ordnung, Wächter und Hund, sagte Henner, in die Stube zurückkehrend. Und jetzt gute Nacht.

Mit kühlem Gruß schieden die Geschwister. Die Lichter in dem Seitenbau erloschen. . . .

Warst Du schon einmal, freundlicher Leser, in einer dunklen Herbstnacht in der Nähe einer großen Stadt, etwa von Berlin? Dann hast Du gewiß einen eigenen Eindruck empfunden, wenn

Du zuerst hinauffahst zu dem tiefschwarzen, sternenlosen Himmel, und wenn Du dann den Blick an diesem düsteren Vorhang heruntergleiten ließest; denn der Rand des Himmels ist eingefaßt wie von einem Feuersaum — dem fernen Schein zahlloser Lichter — auf diesem Saume ruht eine gelbbraune Dunstwolke, deren Farbe immer mehr verblaßt, wenn Du den Blick wieder aufwärts wendest. Bis schließlich die Dunstwolke zusammenfließt mit dem finstern Himmel.

Nur mühsam entdeckt Dein Blick etwas von den Thürmen der Stadt — es giebt deren bekanntlich in Berlin nicht viele — oder von den Fabrikschornsteinen, von denen Berlin namentlich in seinem Nordende und seinem Ostende starrt wie ein Stacheligel von Stacheln. Es müßte denn noch in einer frühen Abendstunde sein, wo die Feuer in den Maschinenräumen der Fabriken noch hell und wach sind; dann wird aus manchem Schornstein von Zeit zu Zeit ein Funkenregen in den Nachthimmel hinausgeblasen. Aus der Finsterniß taucht für einen Augenblick die Spitze des Schlotes auf, bis ihn die Nacht wieder unter ihren Schleier nimmt.

Um die Zeit aber, da diese Geschichte spielt, jetzt schon nahe dem Morgen eines Novembertages, da ruht alles Leben noch in dem sonst ruhelosen Berlin. Der Arbeiter ist zu Hause. Der Schlaf ist sein Haus-

freund, er erwartet ihn in seiner bescheidenen Schlafstelle, er braucht ihn nicht erst zu rufen, wie der Müßiggänger, der ihn oft vergeblich erfleht. Und auch die Fabriken und Werkstätten liegen wie schlafend da. Nur manchmal tönt der Schritt des Wächters, der den Bau umwandelt und der auf der Wachtuhr seinen Gang einschreibt; oder ein Hund schlägt an, ein Nachbarhund oder zwei und dann eine ganze Schaar fallen mit Bellen ein. Ein jedes Thier hat seinen Ehrgeiz so gut wie der Mensch; bei dem Hund liegt der Ehrgeiz darin, wer am schönsten bellt, nämlich am längsten und lautesten.

Draußen aber die Möbelfabrik kann man jetzt kaum in ihren Umrissen erkennen — es ist ein hoher schmaler Bau, umgeben von einem unregelmäßigen Haufen von Nebenbauten — das Ganze umschlossen von einem Bretterzaun. In dem Hofraum, in welchem Holzwerk aufgestapelt liegt, ist es todtenstill. Kein Schritt des Wärters schallt darin, auch der Hund, der sonst im nächtlichen Hundekonzert eine Oberstimme mit Auszeichnung führt — heute schweigt er.

Und doch wäre jetzt der Augenblick gekommen, wo er sich laut und lauter sollte vernehmen lassen. Gefahr ist im Anzuge.

Denn dort hinter den Weidenstumpfen des trockenen Grabens, der sich in das Feld hineinzieht,

was taucht da auf? ein Kopf, eine Gestalt, die gebückt und lauernd heranschleicht — und eine andere Gestalt; sie folgt der ersten. Jetzt haben beide den Bretterzaun erreicht. Sie horchen — noch alles todtenstill. Der eine, ein kleiner schmächtiger Gesell, läßt ein leises abgestimmtes Klopfen an der Bretterwand erschallen, wie das Ticken eines Telegraphen.

Derselbe Tiktik tönt von innen wieder. Der Große richtet sich langsam bis zu seiner ganzen Höhe auf, auf den Fußspitzen stehend schaut er über den Bretterzaun.

— Fertig? so flüstert im Frageton die rauhe Stimme des Mannes.

— Fertig! tönt es von jenseits des Zaunes zurück. Die Planke an Dich — und herein!

Ein Ruck von der Hand des Großen und die Planke weicht, mühsam drückt sich der Mann durch. Jetzt ist er drinnen . . .

Der Kleinere ist zurückgeblieben.

Als könnten seine Augen durch die dichte Finsterniß dringen, so läßt er sie links und rechts schweifen. Dann horcht er wieder — noch immer alles still. Die drinnen können ungestört ihr finsteres Werk thun.

An der Lücke, durch welche der Mann in den Fabrikhof geschlüpft ist, macht sich der Kleine zu schaffen — befriedigt betrachtet er eben sein Werk.

— Die Falle ist gestellt, murmelt er, das Wild wird nicht ausbleiben. — Hätte ich sie doch alle in der Holzbudike zusammen — die Tyrannenbrut und die heuchlerischen Schupke's — das sollte ein Freudenfeuer geben! — setzte er mit grimmigem Ausdruck hinzu. . . .

Der Wind, der bis jetzt nur leicht geweht hatte, erhob sich stärker. Das große Holzschild mit dem Namen der Fabrikfirma hoch oben schlug klappernd an die Dachfirste; durch den hohen schwanken Bau ging ein Pfeifen und Dröhnen wie ein Angstruf.

Noch lag die Fabrik in tiefem Dunkel; da schien es in einem der trüben Fenster aufzudämmern, dann in einem zweiten. Der Glanz wurde heller — ein eigenes Knistern gesellte sich dazu; aus einem geöffneten Oberlicht kam eine dicke Wolke, in welcher goldene Feuerfunken schlugen. Jetzt erhellt sich das Feld ringsumher, auftaumelt der Wächter, der wie in Betäubung dagelegen hatte.

— Feuer! Feuer! ruft er auf den Hof stürzend.

Aus dem Nebenhaus springt Henner, der Verwalter, heraus. Mit einem Blicke übersieht er die Lage und was allein noch retten kann. Auf dem Boden des Hauses ist ein Wasservorrath gesammelt, gelingt es diesen loszulassen, so ist noch Aussicht,

das Feuer zu dämpfen, wenn es auch schon durch den Aufgang nach dem zweiten Stock hineinflackt.

Dorthin — dorthin!

Aber rasch, rasch muß es geschehen, kein Augenblick der Zögerung ist gestattet. Schon ist Henner im dritten Stock und der rettenden Maschine nahe — aber rascher springt das Feuer, es ist ihm zuvorgekommen. Gierig fährt es an dem dürren Sparrenwerk entlang. Schon kämpft der Verwalter nur noch um sein Leben; von wirbelndem Rauch umgeben erscheint er oben am Fenster. Jetzt hat das Feuer auch das Dach ergriffen. Noch eine Rettung bleibt dem Manne da oben am Fenster — die einzige, an der Eisenstange, die an der Wand läuft, könnte er sich herablassen. Aber er wankt — er wird besinnungslos — er ist verloren . . . . .

Ein verzweifelter Schrei entrang sich der Brust Anna's, die dem Bruder nach auf den Hof geeilt war.

Wie eine Fackel brannte das Haus — keine Rettung, keine Hülfe!

— Um Gotteswillen, komm ihm zu Hülfe, flehte das Mädchen zu dem immer noch halb starr dastehenden Wächter.

— Da kann keiner bei, sagte dieser, . . . unmöglich!

— Unmöglich! Natürlich, für einen Elephant wie Du, so höhnte plötzlich eine heisere Stimme.

Vom Feuerglanz erhellt, stand ein brauner, zerlumpter Geselle zwischen den Beiden, wie aus der Erde aufgetaucht. Aber kein Heiland hätte ersehnter erscheinen können.

— Spitzenfritze — Du? rief der Wächter, Du kannst es! Hilf dem Mann herunter!

Alles in der Welt, so heißt es, hat seinen Zweck. Wozu aber ist ein Pennbruder gut? Und doch — auch bei ihm kommt vielleicht einmal der Augenblick, wo er auf seinen Werth kommt. Der Spitzenfritze war in der That, was man einen Pennbruder nennt. Das heißt, Einer, der vorzugsweise sein Quartier bei Mutter Grün sucht. Aber er war kein gewöhnlicher Mensch. Er trug eine seltsame Neigung in sich zu allerlei abenteuerlichen und gefährlichen Dingen. Vor jeder gewöhnlichen Arbeit schauerte er zurück; wenn es aber irgendwie ein recht gefährliches, halsbrecherisches Stück galt — hoch oben in der Luft oder tief in der Erde — da rief man den Spitzenfritz, wenn man auch manchmal wochenlang nach ihm suchen mußte, denn er verstand es sich zu verstecken wie keiner; mit Gericht und Gendarmerie stand er immer nur so so. Es waren die einzigen Dinge, die er wirklich fürchtete. Aber die fürchtete er auch wie das höllische Feuer, denn er hatte wohl mit ihnen schlimme

Erfahrungen gemacht. Doch auf die höchsten Kirchthürme zu steigen, wo sich keiner hintraute, um eine schwanke Spitze zu befestigen — das war ihm ein Kurzweil. Oder auch bei der Fundamentirung einer Brücke in einem Kasten tief unter dem Wasser zu arbeiten, wo einem anderen der Athem verging — das war seine Sache. Eine angenehme Abwechselung nannte er das. Schlug man ihm dagegen die beste leichteste Arbeit vor dann pflegte er zu sagen: Kann nicht — macht mich rein schwindlig . . .

Roth vom Feuer angeglüht stand der Spitzenfritz in dem Fabrikhof. Wie ein Falke schoß er auf ein Seil los, das auf einem Holzhaufen lag und schlang es um den Leib. Wie eine Katze kletternd, sah man ihn an der dünnen Eisenstange, die an der Hauswand hinlief, emporklimmen . . . .

Bebend folgte das Mädchen den Bewegungen des Menschen, man konnte sie kaum verfolgen, so rasch ging alles.

— Das ist der Gottseibeiuns oder der Kerl kann hexen, rief der Wächter.

Denn jetzt, wahrhaftig — war der Spitzenfritz nicht schon oben? Hatte er nicht dem sinkenden Verwalter das Seil um den Leib geschlungen? Schon ließ er langsam den Körper am Strick heruntergleiten . . . und jetzt berührte der Körper die Erde.

Gerettet! . . .

Anna und der Wächter rissen den Verwalter, der wie leblos dalag, von der Feuerstätte weg — da stürzte krachend das Dach in sich zusammen und furchtbar lohte die Gluth auf.

Wo aber war der Spitzenfritz geblieben?

Das Knistern des brennenden Hauses schien die höhnische Antwort zu geben . . . .

In demselben Augenblick fuhr die Feuerwehr des nächsten Ortes rasselnd herein und der Gendarm sprengte in den Hof.

II.

Der Wachtmeister.

Das erste, was der Gendarmeriewachtmeister that, als er vom Pferd gestiegen war, daß er eine große rothe Brieftasche hervorholte. Wer wollte sich darüber verwundern? Brieftasche und Wachtmeister gehören einmal zusammen. Es ist schwer sich eine rothe Brieftasche ohne einen Wachtmeister vorzustellen, aber einen Wachtmeister ohne Brieftasche — das ist rein unmöglich.

Der Wachtmeister sah sich um. Die Feuerwehr war abgesessen — an der Fabrik war nichts mehr zu retten. Der Wind trieb Flamme und Rauch noch mehr nach dem Felde zu. Die Feuerwehr ließ ihren Wasserstrahl auf die Nebenbauten und das im Hof lagernde Holz spielen. So weit war Alles in Ordnung.

Vor dem Wohnhäuschen auf einem niedrigen Bretterhaufen lag der Verwalter ausgestreckt. Mit geschlossenen Augen, das Gesicht geschwärzt, die Kleider

heruntergerissen und angebrannt, lag der Mann da. Er war indessen mehr betäubt als verletzt. Anna, seine Schwester, hielt ihm den Kopf; der Wächter war bemüht ihm etwas Branntwein einzuflößen. Henner athmete schwer.

Der Wachtmeister trat auf die Gruppe zu.

— Wie kam der Mann zu Schaden? frug der Wachtmeister.

— Er wollte löschen, antwortete der Wächter, und wäre beinahe mitverbrannt; aber es ist Glück bei, er ist auf keine edlen Theile gefallen, nur eine Confusion am Kopf und an den Beinen, setzte er beruhigend hinzu.

— Und wie kam er heraus?

— Der Spitzenfritz hat ihn geholt.

— Der Spitzenfritz? fragte der Wachtmeister und kramte in seiner Brieftasche. Also der Vagabond war auch zur Stelle. Ich habe einen Vorführungsbefehl für ihn schon seit Wochen in der Tasche. Forstfrevel — so las er mehr für sich als für den Wächter — zwanzig Mark Strafe oder zwanzig Tage Gefängniß. Wo ist der Kerl?

Der Wächter — er hatte einen eisgrauen Bart und eine alte Militärmütze nachtmützenartig über Kopf und Stirn gezogen — der Wächter sagte mit einem eigenthümlichen Grinsen:

— Sehr weit ist er wohl nicht, der Spitzenfritz,

Herr Wachtmeister, da is er raufgeklettert in die Fabrik, um den Verwalter zu holen, herausgekommen ist er noch nich. Nun frag' ich einen, wo kann er stecken? Unkraut verdirbt nicht — aber die grünen Röcke sieht er am liebsten von Weitem. Und da drinnen werden Sie ihn wohl nicht arretiren.

Und der Wächter wies nach dem in sich zusammenbrennenden Hause.

Die Bemerkung des Wächters war jedenfalls nicht nach des Wachtmeisters Geschmack; einige Feuerleute in der Nähe verzogen die Gesichter.

In strengem Tone fuhr er den Wächter an:

— Wie ist der Brand ausgekommen? Sie müssen es wissen. Warum haben Sie nicht früher alarmirt? Die Sache ist verdächtig. Treten Sie einmal hierher.

Und er warf einen strengen Untersuchungsblick auf den Wächter. Der blieb aber ruhig im Feuer.

— Verdächtig? Nanu — sagte der Wächter, indem er auf die angewiesene Stelle trat. Das kann wohl sind. Aber wenn Sie mir meinen, so karrieren Sie in die konträre Richtung. Seit dreißig Jahren laufe ich Nacht für Nacht um den alten Bau herum. Es giebt keinen Dümmern, wie ich, sonst müßte der's thun. Und nun gerade, wo es brennen sollte, schlafe ich wie ein Sack.

— Sie werden sich betrunken haben, rief der Wachtmeister zornig.

— Das is wieder die konträre Richtung. Nachts ist kein Schnaps, nur ein Topf Kaffee, den mir meine Alte hinstellt. Wahrhaftig, fuhr er fort, da steht der olle Topf noch und die ganze Fabrik um ihn herum ist abgebrannt. Er wies auf ein Fenster neben der Fabrikthür, auf dessen steinernem Sims wirklich noch der Topf stand.

— Hol den Topf her, herrschte der Wachtmeister.

Der Wächter nahte sich vorsichtig dem Fenster und brachte den Topf dem Wachtmeister. Dieser steckte einen Finger in die Brühe und fuhr damit an die Zunge.

— Da schmeckt ja das Opium faustdick heraus und das Zeug konntest Du schlucken?

— Es giebt keinen Dümmeren, Herr Wachtmeister, als ich, sonst hätte der es schlucken müssen. Beim ersten Schluck habe ich etwas gemerkt und beim zweiten wollte ich sehen, ob ich recht hatte mit dem Merken. Denn so sollte es sein, und dann bin ich eingeschlafen. Sonst läge ich vielleicht jetzt da droben, statt des Spitzenfritz. Denn einen Dümmeren als mich giebt es nicht und der Dümmste muß immer voran. So haben sie mich bei Seite gebracht, die verfluchten Spitzbuben. Denn als der Verwalter

seine Runde gemacht hatte, schlug der Hund mordsmäßig an. Und während ich hinlaufe und sehe, was los ist, müssen sie mir den Kaffee gepfeffert haben. Möchte doch wissen, was aus dem Hunde geworden ist. Wollen Sie nicht voranspazieren, Herr Wachtmeister . . .

Der Wachtmeister und der Wächter machten sich auf, den Hund zu suchen. Sie brauchten nicht weit zu gehen. Gleich an dem Lattenzaun, dem Felde zu lag der Hund, er hatte die Beine von sich gestreckt und Schaum vor dem Maule. Der Wachtmeister stieß mit dem Fuß an das Thier, es regte sich nicht.

— Er ist todt, sagte der Wachtmeister.

Der Wächter wies auf ein paar Brocken Fleisch, die da lagen.

— Armer Nero, sagte er, ihm haben sie doch den Braten gegeben und mir die Sauce. Ich bleibe immer der Dümmste.

— Das Feuer ist angelegt, soweit stimmt es. Haben Sie keinen Verdacht, sagte der Wachtmeister, den Wächter nochmals kurz und scharf fixirend.

— Verdacht? Ich? Einen Dümmeren —

— Einen Dümmeren wie ich giebt es nicht, weiß schon, fiel der Wachtmeister erbost ein.

— Just, was ich sagen wollte, wie das stimmt. Der Wachtmeister fuhr auf. In demselben Augenblick begann der Verwalter auf dem Holzlager sich

zu regen. Er stieß einen stillen Schmerzenslaut aus. Die Banditen! rief er. Der Wachtmeister wandte sich wieder dorthin.

Inzwischen waren mehr und mehr Menschen auf den Hof gekommen — Arbeiter der Fabrik, denen ihre Frauen folgten. Mit bestürzten Blicken sahen sie die Stätte, die ihnen eine Welt gewesen, die ihnen so lange den Unterhalt gewährt hatte, als einen wüsten, brennenden, qualmenden Trümmerhaufen vor sich liegen . . . .

Wie wunderwürdig, wie lebensvoll ist eine Fabrik in vollem Betrieb! Die Maschine brummt und zischt, die Luft erdröhnt von dem Schall der Werkzeuge, in rastloser Geschäftigkeit läuft die Transmission ihre Bahn. Jeder falsche Schritt, jede unvorsichtige Bewegung drohen Gefahr. Aber ruhig und sicher waltet dazwischen der Arbeiter. Die gewaltigen Naturkräfte sind gebändigt, sie stehen in seinem Dienste. Er fühlt sich als Glied eines großen Ganzen, das gleichsam ein Leben für sich führt, ein Wunderwerk menschlicher Erfindungskraft und Betriebsamkeit. Dem Fremden mag es unheimlich werden in dem Raume, wo Niemand sein eigenes Wort mehr versteht, dem Arbeiter aber tönt es wie eine wilde, erregende Musik — den vollen Pulsschlag des Lebens erkennt er darin; des Lebens, das er selbst lebt.

Aber nun ist dies Leben erloschen — wie um

eine Leiche stehen die Arbeiter. Die Kunde, daß ein Verbrechen begangen ist, läuft schnell von Mund zu Mund. Zu dem Schmerzgefühl, zu der Angst um die Zukunft gesellt sich Grimm und wilder Zorn. Die Männer treten zusammen und zischeln einander zu. Man hört das Wort fallen: der „Oberstolze“.

Der rothe Kunz trägt es geschäftig von Gruppe zu Gruppe. . . .

Unter Denen, die nach der Brandstätte eilten, wären Dir, geneigter Leser, gewiß drei Gestalten besonders aufgefallen. Schon deswegen, weil sie sich städtisch trugen, gegenüber Denen, die in ihrer Arbeitskleidung kamen. Zwar war die Kleidung ziemlich verwahrlost, und die Gesichter schauten übernächtig. Aber die Haltung war stolz. Es waren allerdings drei Berliner; sie hielten in dem berühmten Wirthshaus des Vorortes jeden Mittwoch Nacht ihre Klubsitzung ab. Der Gegenstand derselben war aber lediglich ein Dauerskat.

Nicht umsonst hatten gerade die Drei sich zusammengefunden, denn jeder stellte etwas Besonderes vor. Der Lange, Schwanke, der voraneilte, war Zieten, der Photograph. Seine Freunde nannten ihn Zieten aus dem Busch. Ein Atelier nämlich besaß er nicht, er operirte in der freien Luft und wirkte durch Ueberraschung. Harmlose Sonntagsvergnügler, die sich zu einem Piknik im Walde niedergelassen

hatten, sahen plötzlich einen Menschen aus dem Busch-werk hervortreten, der mit tiefer Verbeugung anzeigte, daß er die Gesellschaft eben photographirt habe, und um die Adresse bat, an welche er die Abzüge senden könne. Selbst einfache Kinderfrauen waren vor seinen photographischen Unternehmungen nicht sicher. Hätte er ein liebendes Paar entdeckt, das heimliche Küsse wechselte, es wäre ihm nicht heilig gewesen. Seinen photographischen Kasten trug er natürlich bei sich. Nie ohne diesen, sagte er.

War der Photograph lang und schmal, so war der Mann dicht bei ihm kurz und beweglich. Langhahn hieß er, seines Zeichens Zeitungsberichterstatter. Man nannte ihn das Hähnchen, weil er sehr reizbar und aufbegehrerisch war — oder auch Leichen-Hühnchen. Denn er fehlte bei keiner Bestattung und war berühmt wegen seines Instinktes für Unglücksfälle.

Der Dicke aber, der pustend und mißmüthig hinter den Beiden herkam, war Piefke, der Advokatenschreiber. Er hatte gerade einen Grand ansagen wollen, als die Feuersignale ertönten und seine Kollegen zur Thür hinauseilten, das konnte er nicht vergessen. Piefke war immer nur Bureauchef bei Anwalten ohne Prozesse. Er hatte die fixe Idee, er müsse seinen Anwalten Praxis verschaffen. Ihr werdet sehen, den bringe ich hoch, hatte er gesagt, als er zum letzten Mal seine Stelle wechselte. Zunächst

hatte er aber seinen Anwalt nur in ein Bureau im vierten Stock gebracht.

Als die Drei dicht vor der Fabrik waren, stürmte wie eine Erscheinung ein Mann an ihnen vorüber, eine kräftige, jugendliche Gestalt mit dem Zeichen höchster Erregung, in zerrissenen Kleidern, ohne Hut rannte er vorbei in den Fabrikhof hinein...

Eben hatte der eifrig verhörende Wachtmeister den Verwalter Henner trotz seiner Schmerzen zum Sprechen gebracht. Gab es in der letzten Zeit Unfrieden in der Fabrik? so hatte er gefragt. Der „Oberstolze", so stieß Henner heraus. Den Wachtmeister hatte dieser Name schon wiederholt getroffen.

Er war daran, ihn in seine Brieftasche zu notiren. Da tönte vom Thor her ein wirres Getöse.

Der „Oberstolze", rief es wiederum. Man sah einen Haufen sich bilden, aus dem der Kopf des jungen Mannes hervorschaute, der eben hereingestürmt war. Fäuste hatten sich drohend gegen ihn geballt, zornige Rufe erschollen.

— Werft den Brenner in's Feuer, rief eine Stimme.

Der Wachtmeister wandte sich der Gruppe zu. Anna flog ihm voraus.

Aber noch rascher war Piefke, der Advokatenschreiber — eine große Idee war ihm aufgegangen.

— Zurück, so schrie er mit einer Bärenstimme.

Nur über meine Leiche geht der Weg. Wir übernehmen seinen Prozeß. Er gehört der Justiz!

— Oberstolzer, Du hier! rief Anna verzweiflungsvoll.

Der Wachtmeister aber legte seine Hand schwer auf die Schulter des wie außer sich dastehenden jungen Mannes.

— Zunächst sprechen wir zusammen, sagte er. . .

III.

Die Jugend des Oberstolzen.

Der Wachtmeister hatte seine Hand auf die Schulter des Oberstolzen gelegt. Die Polizei war gegen ihn eingeschritten, wie man zu sagen pflegt.

So etwas ist selten bedeutungslos. Und im Lebensbuch des Oberstolzen ist damit eine neue Seite aufgeschlagen. Was wird darauf stehen? Die Geschicke des jungen Mannes nahen sich der Entscheidung.

Zweimal hatte der Wachtmeister an diesem Morgen auf der Brandstätte seinen Verdacht über den Urheber des Brandes auf falsche Fährte gelenkt; zuerst auf den Spitzenfritz und dann auf den Wächter. Der doppelte Irrthum machte ihn innerlich beschämt. Um so fester hielt er an dem dritten Verdacht fest, der sich gegen den Oberstolzen wandte und der sich jeden Augenblick zu bestärken schien. Auch war die

Stimmung der Umgebung, namentlich der Arbeiter, offenbar gegen den Oberstolzen.

Der Wachtmeister begann alsbald sein strenges Verhör. . . .

Du aber, geneigter Leser, frägst mit nicht minderem Recht als es der Wachtmeister that: wer ist denn der Oberstolze eigentlich, den ich Dir vorgeführt habe?

Denn daß er ein Hauptheld dieser Geschichte werden soll, an dessen Schicksal sich die Begebenheiten aufreihen, die hier erzählt werden, das weißt Du nicht blos aus der Ueberschrift. Unter einem furchtbaren Verdacht ist er hereingetreten — ein Brandstifter — vielleicht ein Mörder. Wird es ihm gelingen sich davon zu reinigen? Auch hat es sich schon gezeigt, daß es ihm an gehässigen Feinden nicht fehlt. Und wiederum hast Du sicher schon bemerkt, daß Anna Henner mit der ganzen Innigkeit und Hingabe eines liebeerglühten Gemüthes auf ihn sieht. — Oder hat der böse Verdacht auch schon bei ihr Wurzel geschlagen?

Denn auch sie weicht jetzt von dem Oberstolzen zurück — dort liegt ja ihr Bruder — vielleicht das Opfer des Verbrechens — sie wagt den Gedanken kaum auszudenken — des Verbrechens des Geliebten! Sie fährt in den Busen und fühlt, ob der

Zettel, den sie gestern Abend so erregt gelesen, noch da ist.

Ja, da ist er noch. . . .

Aber ein unwillkürliches Beben geht durch ihren Körper. Ein Beweis von des Oberstolzen Unschuld liegt sicher nicht in dem Zettel. Anna würde ihn sonst nicht so eifrig verstecken. Oder deutet er vielleicht gar auf die Schuld?

Einzig als dienstfertiger Helfer blieb in diesem Augenblick für den Oberstolzen nur Piefke, der Advokatenschreiber; schon baut sich in ihm eine ganze große Prozeßverhandlung auf, aus dem Unglück des armen Oberstolzen sieht er Ruhm und Größe des jungen Anwalts hervorwachsen, dem Piefke die Ehre seiner Dienste zuwendet. Daß Piefke diesen Fund nicht aufgeben wird, darauf darf man sich verlassen.

— Nun wartet, rief er dem Photographen und dem Reporter zu und stellte sich in Positur, während der Wachtmeister die Einzeichnungen in seine Brieftasche begann. . . .

Immer noch steht indessen die Antwort auf die Frage aus, wer denn der Oberstolze eigentlich ist? In dem Lohnbuch der Fabrik Lauenstein ist er eingetragen als Jack Miller, Vorarbeiter. Doch ob der junge Mann auf diesen Namen ein Recht hat, vermag Niemand zu sagen. Kein Civilstandsregister giebt von ihm Kunde; kein Taufregister weist ihn

auf. Um den Oberstolzen herum stehen keine Eltern, keine Geschwister, die von ihm und seinem Ursprung lebendiges Zeugniß geben. Niemand bekennt sich zu ihm, Niemand weiß von ihm, will von ihm wissen.

Namenlos! Heimathlos in dieser weiten Welt, Allein! . . .

Doch wenn der Oberstolze keine Familie, keinen Freund hatte, so besaß er doch einen Verfolger, einen Feind, dem er in jeder entscheidenden Wendung seines Lebens sich gegenüberfand.

Was ihm Uebles von seiner Kindheit Tagen an begegnet war, antwortete auf den Namen: Schupke.

Und war nicht auch die plötzliche Entfernung aus der Lauenstein'schen Fabrik und aus der täglichen Nähe mit Anna Henner Schupke's, des jetzigen eigentlichen Fabrikbesitzers, Werk? Schlich nicht Schupke immer um Anna herum; wer weiß mit welchen Absichten?

Was Wunder, wenn Gefühle des Zorns und der Rache gegen Schupke in des Oberstolzen Brust sich regen sollten! Und wer weiß, ob nicht der Zettel, den Anna Henner so rasch wieder in ihren Busen gesteckt hatte, nicht Zeugniß von wild erregter Leidenschaft gab . . .

Niemandem hatte der Oberstolze jemals gesagt, wer er sei oder woher er stamme.

Man stellt sich die Polizei vor als mit Augen begabt, die überall hindringen, mit Ohren, die überall hinhorchen. Aber in dem ungeheuren Gewirr einer mit Riesenschnelle wachsenden Millionenstadt, wie Berlin, verliert sich der Einzelne wie ein Sandkorn in einem Sandmeer, oder wie ein Tropfenfall im Tosen des Stromes.

Als etwa zwanzig Jahre vor dem Novembertag, an welchem diese Geschichte beginnt, eine Arbeiterfamilie aus dem Moabiter Viertel nach der Rosenthalerstraße zog — wer bekümmerte sich darum, daß sie in die neue Wohnung ein Kind mehr mitbrachte als sie aus der alten mitgenommen? Und doch hätte der stramme blonde Junge auffallen müssen neben der kranken bleichen Mutter und den schmächtigen, bleichen Kindern, mit denen er zugleich gekommen war. Doch wer bekümmert sich in einem Berliner Miethshaus um seine Nachbarn. Die heute gekommen sind, ziehen in wenig Monaten wieder aus, und diejenigen, die bleiben, sind durch den ewigen Wechsel gleichgültig geworden. Es müßte denn eben wegen einer der armseligen gemeinschaftlichen Vorrichtungen ein Streit ausbrechen oder in eine der kleinen Heimstätten ein Schicksalsschlag niederfallen, der auch die Gleichgültigsten mit fortreißt und erschüttert . . .

Wohl dem, der auf eine frohe Jugend zurücksieht, dessen erste Schritte treue Mutterliebe bewachte,

dem ein Sonnenstrahl die frohsten Erinnerungen verklärt! Der, dem dies gewährt ist, der besitzt einen Schatz für das ganze Leben, und wenn er in schweren Stunden den Blick darauf wendet, so findet er Trost und Erquickung, die ihn wunderbar stärken und erheben. Du aber, armes Kind, das Du emporwächst, fremd unter Fremden, in dem doppelten Schatten eines Heims ohne Liebe und ohne Freude, ohne Sonne und Licht — Dir wird der goldene Morgen des Lebens dunkel und bitter, und nur bei Wenigen heilen die Wunden ganz aus, die so einem zarten Kinderherzen geschlagen werden.

— Kennen Sie Schupke?

Im Westen Berlins würde man bei dieser Frage sich dunkel erinnern, den Namen schon in der Zeitung gelesen zu haben — anders im Norden. Wer sollte dort Schupke nicht kennen?

Ein aufstrebender Mann, der schon anfängt in den Versammlungen sich geltend zu machen und der in einer Menge von Geschäften seinen Finger hat. Die Lage des Volkes, für das er in den Versammlungen eintritt, erklärt er für auf das Aeußerste gedrückt. Besser steht es nach allgemeiner Ansicht mit Schupke's eigener Lage. Denn diese wird durchgehend für sehr günstig gehalten. Da aber Schupke nicht die geringste Anlage zum Weltschmerz hat, so läßt er sich über diesen Gegensatz keine grauen Haare wachsen.

Als kleiner Junge wurde Schupke auf das Pflaster der Großstadt geworfen, mit allen ihren Kniffen und Pfiffen ist er auferzogen. Er hat sich das Gelübde geleistet, zu Reichthum und Einfluß zu gelangen, und auf dies Ziel ist er von Jugend auf mit einer bis jetzt vom Glück begünstigten Dummdreistigkeit losgegangen. Auswärts ein Mann der Freiheit, war er als Wirth in seinem Hause zweifellos ein Mann der Ordnung. Sein Haus nannte er es schon in des Oberstolzen Knabenzeit, wenn er auch damals noch vorne mit einem Grünkram im Keller saß und auf das Haus lediglich ein paar tausend Thaler bezahlt hatte. Er war ein strenger, unbarmherziger Wirth; er sagte, es sei ihm selbst sauer geworden und ihm habe auch noch Niemand etwas geschenkt. Nur mit der Familie, mit welcher der kleine Oberstolze in das Haus gekommen, stand er auf einem eigenen Fuß. Es mußte irgend ein Band zwischen den Beiden geben und das war zweifellos der kleine Oberstolze. Auch erfreute sich der Oberstolze Schupke's besonderer Aufmerksamkeit insoweit, als er ihm gelegentlich eigenhändig einen Puff zuwandte und ihn jederzeit zu besonderer Strenge seinen Pflegern empfahl.

Die ersten Erinnerungen des Oberstolzen waren eine schmale, schlüpfrige, unendlich hohe Treppe, ein kleiner mit Müll bedeckter Hof, auf dessen moderigen

Fliesen die Sonne niemals gelegen hatte. Und dann die enge Stube, in welcher die Familie hauste, der er vom Sturm des Lebens zugeworfen worden war. Krankheit, Kummer, ewiger Streit führten darin die Herrschaft. Die Familie Elldorfer bestand aus Mann, Frau und einer Anzahl Kinder. Wieviel es deren waren, das hätte der Oberstolze nicht zu sagen gewußt. Nur dessen erinnerte er sich, wie man ein oder das andere Mal einen kleinen Kasten gebracht, die kalt und steif gewordene Gestalt eines kleinen Gespielen hineingelegt wurde; den Tritt des Mannes, der den Kasten hinweg trug, glaubte er noch auf der Treppe schallen zu hören . . .

Frau Elldorfer war eine blasse, kranke Frau; durch Lebenserfahrungen, Krankheit und Sorgen verbittert und gleichgültig. Wenn ihr Zustand es erlaubte, saß sie den Tag über die Nähmaschine gebückt. Das Wenige von Liebe, was sie zu geben wußte, fiel auf ihre eigenen Kinder, für den Ziehsohn blieb nichts übrig. Bei der Vertheilung der Mahlzeit war er, wie selbstverständlich, der Letzte; war ein lästiger Gang zu machen, etwas im Haushalt auszurichten, so war er der Erste dazu.

Dem Elldorfer'schen Haushalt gab der Mann das Gepräge. Elldorfer war in allem und jedem der Gegensatz zu Schupke. Gegen den eigenen Vortheil, gegen alles, was ihn oder seine Familie betraf,

war er gleichgültig. Sein Kopf war unaufhörlich erfüllt von Plänen, wie das Angesicht der Welt verändert werden solle. Er fand sie nach jeder Richtung schlecht und verabscheuenswerth. Sein Vater war ein kleiner Beamter und Elldorfer selbst war zum Techniker bestimmt gewesen. Aber das, was er die Ungerechtigkeit der Welt nannte, was aber in der That seine Härte und leidenschaftliche Bitterkeit war, hatten ihn aus dieser Laufbahn geworfen. Es war ein aufgeregter, heftiger Mann, um den eine Wolke von Verstimmung und Streit hing. Klein, untersetzt, mit langem Bart und scharfen, funkelnden Augen, hatte er immer ein scharfes Wort auf der Zunge. Eine Kleinigkeit genügte, um ihn in Zorn zu versetzen und mit scheuer Furcht zog sich der kleine Oberstolze in einen Winkel zurück, wenn irgend etwas das Mißfallen Elldorfer's erregt hatte; denn schließlich entlud sich das häusliche Gewitter mit Püffen und Schlägen über des Kleinen Haupt. Das Gefühl, daß er in dem kleinen Zimmer zu viel sei, war das erste, mit dem er erwachte, und das letzte, mit dem er einschlief.

Elldorfer nannte sich Mechaniker. Womit er sich beschäftigte, davon hatte der Kleine keine Vorstellung; der Verdienst war unregelmäßig; manchmal war für alles Geld da und es wurde in nichts gespart, ja ein gewisses Wohlleben begann. Ebenso rasch aber war es zu Ende und die Familie wieder

auf das Knappste und Dürftigste beschränkt. Elldorfer kam oft wochen- und monatelang nicht nach Hause; dann verließ er wieder tagelang nicht die Stube, sondern saß an dem kleinem Tisch in der Ecke zwischen Büchern und Zeitungen und wehe dem kleinen Oberstolzen, wenn er auch nur durch ein Räuspern die Stille störte, die dann in der Stube herrschen mußte.

Denn der „Oberstolze" hieß er schon damals. Wer hatte ihm doch den Namen gegeben? Selbst dies wußte er nicht. War es Elldorfer selber, der in dem kleinen blonden Krauskopf einen unbeugsamen, störrigen Trotz fand, der sich vor Schlägen und Püffen nicht beugte, und der ihn zuerst so genannt hatte? Oder waren es die Kinder im Hofe und auf der Straße, oder die in dem Zimmer nebenan, das in Familienfehde mit dem Elldorfer'schen Zimmer stand? Mit einemmal hieß er der Oberstolze und er ließ es sich gefallen, wie er sich alles gefallen ließ, bis man es zu hart wider ihn brachte. Dann bäumte er sich auf.

Zu den Aufgaben, die dem Oberstolzen zugefallen waren, gehörte es, die jüngeren Kinder zu hüten, wenn sie in den Hof und auf die lärmende Straße geschickt wurden. Unter diesen Kleinen war ein zierliches Mädchen, Pauline, wohl ein paar Jahre älter als der Oberstolze, aber so schwach, daß sie wie eine Puppe auf seinen Armen lag, wenn er sie die Treppen

hinunter und hinauftrug. Eines Tages, da er keuchend unter der Last wieder das Kind hinaufgetragen hatte, fühlte er plötzlich die Lippen des kleinen Wesens auf den seinen. Es war der erste Kuß, den der Oberstolze je erhalten und es durchrieselte ihn etwas, er wußte nicht was.

— Du guter Junge, sagte die Kleine, wenn ich groß bin, so will ich Dir alles vergelten.

Auch hätte er für die Kleine sich zu Tode schlagen lassen, oder noch lieber die Jungen und Mädchen der Nachbarschaft verprügelt, wenn sie ihren Spott über das arme Paulinchen losließen. Denn Kinder sind grausam gegen die, die ihnen lächerlich vorkommen. Den Oberstolzen und die kranke Kleine zu necken, schien ihnen ein guter Scherz.

Eines Tages, als Elldorfer eine zeitlang wieder ausgeblieben war, raunte man sich im Hause und auf der Treppe zu:

„Wißt Ihr schon: Elldorfer sitzt — er ist im Zuchthaus.“ —

Zuchthaus! Der Name klang furchtbar in dem Ohr des Knaben. Was konnte das wohl sein? Er hatte einmal einen Mann in einem Burgverließ mit Ketten an einen Stein geschlossen gesehen. War es das?

Jedenfalls war es etwas Schreckliches! Etwas

Beschimpfendes nicht blos für den Mann im Zuchthaus, sondern für alle, die ihm angehörten. Das war die allgemeine Ansicht aller Kinder der Umgegend. Wenn er mit dem armen Paulinchen im Hofe erschien, rief es bald aus der einen Ecke, bald aus der andern: die Zuchthäusler. Dann setzte der Oberstolze die Kleine zu Boden und fuhr wüthend auf seine Verfolger los. Indessen wurde er von der Menge überwältigt und bald lag er zu Boden, während die Jungen unbarmherzig auf ihn losschlugen.

Der Oberstolze biß seine Zähne zusammen und gab keinen Laut von sich.

Da hörte er eine zornige Stimme: „Schämt Euch, so viele gegen einen einzigen", von kräftiger Hand geschleudert, flogen seine Verfolger nach allen Seiten davon. Und der Oberstolze blickte in ein schönes freies Knabenantlitz, aus dem ihn treue, muthige Augen anlächelten.

— Steh' auf, armer Junge, sagte der fremde Knabe.

Aber der Oberstolze konnte die Augen nicht von der Erscheinung wenden. Wieder und wieder ließ er seine Blicke über seinen Befreier gleiten. Aller Schmerz war vergessen, er fühlte sich so glücklich, sein Herz schien sich zu dehnen. Er hat noch selten geweint, aber jetzt brachen Thränen aus den Augen.

— So komm doch, Du armer Junge, sagte der fremde Knabe und nahm den Oberstolzen bei der Hand . . .

Ein Sonnenstrahl war in dessen Herz gefallen . . .

Da tauchte Schupke schimpfend aus seinem Keller auf; der Oberstolze riß sich los und stürmte mit der Kleinen die dunkle Treppe hinauf.

IV.

Die Lehrzeit des Oberstolzen.

Die Begegnung des Oberstolzen mit dem tapferen Jungen bei dem Streit im Hofe hatte besondere Folgen, denn der Oberstolze war auf ein großes Herz gestoßen.

— Mutter, sagte der Junge, Robert Radlow so hieß er, zu seiner Mutter, der Wittwe eines Amtsrichters, die im vierten Stock des Hauses in der Rosenthaler Straße wohnte, — Mutter, des armen Burschen müssen wir uns annehmen, er hat mir zu gut gefallen, wie er gegen alle stand und das arme Wurm beschützte. Ich glaube, bei seinen Leuten hat er es schlecht.

Der Mutter war es zwar schwer genug, sich selbst mit ihrem Sohne durchzuschlagen. Wenn aber Robert etwas gesagt hatte, so war die Sache entschieden. Er war ihr Stolz und Glück, ihre Stütze und ihre Hoffnung.

— Natürlich müssen wir uns des Jungen annehmen, sagte die Mutter.

Noch denselben Tag stieg Frau Radlow die Treppe hinauf in die Elldorfer'sche Wohnung und begann mit der Frau Elldorfer Verhandlungen, von denen diese Schupke alsbald unterrichtete. Unvermögend war Frau Radlow wohl, aber sie hatte doch einflußreiche Freunde, das wußte Schupke.

Darauf hatte Schupke nichts eiligeres zu thun, als den Oberstolzen nach einem kleinen schlesischen Gebirgsdorf zu senden. Offenbar wollte Schupke nicht, daß der Oberstolze andere Beschützer haben sollte außer ihm.

In der Nähe dieses Dorfes war Schupke selbst gebürtig, in seinen Volksreden vergaß er nie diese seine ländliche Abkunft zu erwähnen, und das Dorf mußte diese Ehre bezahlen; Schupke beschützte es auf seine Weise. Unter anderem hatte Schupke einem kleinen Kossäthen ein Kapital geliehen, als dieser von seinem verschuldeten kleinen Besitzthum vertrieben werden sollte. Sah Schupke sich veranlaßt einer edlen Handlung sich zu rühmen — manchmal paßte ihm das, wenn er einen recht scharfen Schnitt vorhatte — dann sprach er mit Salbung, wie er für seine Freunde zu Haus sorge. Es geht doch nichts über die Heimath, sagte er.

Für den Kossäthen hatte Schupke in der That

so gesorgt, daß so zu sagen kein heiler Fleck an ihm geblieben war. Der Kossäth mit allem, was er war und hatte, gehörte Schupke ganz und gar; an seinem Hof hing der Kossäth wie der Gefangene am Block. Schupke nahm sich das schönste Obst, die besten Hühner, ohne sich nur zu bedanken. Und so schickte er dem Kossäthen jetzt auch den Oberstolzen, der damals etwa zwölf Jahr alt war, zu, um ihn durchzufüttern oder, wenn es der Kossäth lieber wollte, ihn verkommen zu lassen. Ich werde es schon gut machen, schrieb ihm Schupke. Innerlich versprach er sich aber auch keinen Pfennig zu geben. Und Versprechen dieser Art hielt Schupke treulich, auch wenn er nicht Brief und Siegel darüber gegeben hatte.

Bei seinem Abschied von Berlin that dem Oberstolzen einzig das kleine Paulinchen leid, das weinend an seinem Halse hing und sich nicht von ihm trennen wollte. Und dann Robert Radlow, dem er nicht einmal Lebewohl sagen durfte, denn zwischen der Ankündigung, daß es fortgehe, und der Reise selbst waren nur ein paar Minuten geblieben. In einem Packet von Zeitungspapier trug der Oberstolze sein bischen Habe aus dem Hause. Ueberfracht für Gepäck hatte er nicht zu zahlen . . .

Ein Junge, der von der Großstadt auf das Land kommt, hat vielerlei anzustaunen. Mindestens

so viel als ein Bauernkind, das zum ersten Mal in die Stadt kommt. Schon unterwegs war der Oberstolze von den kleinen Fenstern der vierten Klasse, zu denen er sich mühsam emporreckte, nicht fortzubringen. Wie schnell das ging und was da Alles vorüberflog — die im ersten Grün prangenden Felder und dann die vielen Bäume und die Dörfer und Städte, die alle einen Anfang und ein Ende hatten, was ja bei Berlin bekanntlich beides fehlt und dann die kleinen putzigen Kirchthürme! An einem Spielzeugladen in Berlin hatte der kleine Oberstolze einmal eine Schachtel mit einem Dorf ausgepackt gesehen. Wie er jetzt so an den Dörfern vorbeifuhr, sah er sich unwillkürlich nach der Schachtel um, aus der sie herausgenommen sein mochten.

Und was gab es gar in der Hofraithe des Kossäthen für merkwürdige Dinge. Staunenswerthe Dinge! In Berlin werden die Schüler alljährlich durch die Lehrer in den Zoologischen Garten geführt, dort sind bekanntlich wie in der Arche Noah die Thiere der Welt zusammen, aber nur die fremdesten. So hatte sich der kleine Oberstolze gemerkt, wie der Löwe schreitet und wie er brüllt, wenn er das Heranbringen des Futters spürt, wie das Nilpferd das ungeheure Maul aufreißt und nach dem kleinsten Bissen schnappt, den ihm ein Kinderhändchen durch das dicke Eisengitter zuwirft — oder wie der

Adler im großen Vogelhaus mit den Flügeln schlägt. Noch niemals aber hatte der Oberstolze gesehen, wie es sich ausnimmt, wenn der Hahn seine Hennen ins Freie führt. Es war ein stattlicher Hahn, der auf dem Miste des Kossäthen das Regiment führte. Jetzt stellte er sich wie zur Feier der Ankunft des kleinen Stadtjungen auf den höchsten Haufen, schlug etwas mit den Flügeln und dann schmetterte er seinen Trompetenton mit dem Bewußtsein: so wie ich, kann es doch keiner. Der Hauptsänger bin ich, der Fürst und Sultan von diesem Miste.

So mag der Hahn gedacht haben. Als aber der Oberstolze die sonderbaren Töne hörte — es war zum ersten Mal in seinem Leben — und bei dem Ziehen des letzten Tones die Stimme des Hahnes sich gleichsam überschlug, da brach der kleine Oberstolze in ein tolles Gelächter aus. Er war sonst ein ernster stiller Junge. Das war aber zu komisch. Und wie der Junge lachte, hob der Hahn von Neuem an. Von dem Tag an waren beide Freunde. Denn auch dem Hahn war der Eindruck nicht entgangen den sein Gesang auf den Knaben gemacht hatte.

Für alle Anderen auf dem kleinen Hof war aber der Oberstolze eine Ueberlast, die man mürrisch ertrug. Denn Armuth und Sorge führten auch hier das Regiment.

In der Sommerschule war in dem kleinen,

armen Dorfe mit seinen zerstreut liegenden Höfen und Hütten nicht viel los. Die Kossäthenfrau entdeckte bald die Beanlagung des kleinen Stadtkindes für das Hüten der Gänse und Ziegen. Diese Beschäftigung wurde eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens für den Oberstolzen.

Wie eine Sonnenfluth strömte die Natur in das arme verdüsterte Herz des Kleinen.

Des Morgens zog er mit seinen Thieren hinaus, wenn noch ein leiser Duft um die Hügel hing und die Sonne die letzten Thautropfen abtrocknete. Oben aber jubelte die Lerche und des kleinen Oberstolzen Herz stieg mit hinauf und jubelte mit Sonne und Morgenwind und Vogelgesang — wie neu und wundersam war ihm das Alles. Er kannte ja nur das lärmende Geschwätz der Spatzen, die oben auf den Dächern der Rosenthaler Straße ihr Wesen trieben. Von allen Spatzen der Welt sind die in Berlin die ruppigsten und mißtönendsten. Und jetzt — wie süß klang ihm der Finkenschlag aus dem nahen Gehölz und der Gesang der Wachtel aus dem aufsprossenden Roggen.

Am liebsten aber trieb der kleine Oberstolze in die Nähe eines kleinen Baches, der mit lautem Geplätscher über ein Wehr hinabsprang. Denn dort begegnete ihm etwas ganz Besonderes. Um das Ge-

dächtniß des Menschen ist es eine eigene Sache; Dinge, die dir selbst unbewußt in der Tiefe der Seele schlafen, melden sich in der Erinnerung, aufgerufen durch einen Geruch oder einen Ton. Und der Oberstolze sann, am Bache liegend, nach: wo hatte er denn schon einmal so etwas gehört, wie das Aufklatschen des Wassers, wenn es über das Wehr auf die Steine fiel? Sicher, in Berlin war es nicht gewesen. Dann dämmerte es ihm auf, wie von einem großen, großen, halbdunklen Raum, von einem eigenen Hin- und Herwiegen desselben und von dem klatschenden Ton der Wellen. Ja — so spann sich die Erinnerung weiter — war er denn nicht plötzlich auf den Boden gestürzt, ohne daß ihn Jemand umwarf, noch ehe er sich an dem Tischfuß festhalten konnte? Kam die Narbe an seiner Stirn nicht von jenem Stoß und sah er nicht im Halbschatten eines verwehenden Kindertraumes ein bleiches, besorgtes Antlitz über sich gebeugt?

An Alles das mahnte ihn das Wasser. Und eine unaussprechlich süße Wehmuth zog durch seine Seele. Da verlief sich manchmal eine der Gänse dahin, wohin sie nicht gehörte; es gab Verdruß und Schläge. Aber an das Wasser zog es ihn doch immer von Neuem.

Eine halbe Stunde von des Kossäthen Haus waren Kirche und Schule. Henner, der Lehrer, ließ

den Berliner Jungen gewähren; er hatte genug damit zu thun, die Kinder des Kirchspiels so weit zu bringen, daß der Inspektor, wenn er alljährlich vorsprach, nicht allzusehr aufbegehrte. Er wußte, was er mit aller Anstrengung in den Kopf der flachs= haarigen Jungen und Mädchen hineinbringen konnte, und da der Oberstolze darüber hinweg war, so verwandte Henner den Jungen zu allerlei Besor= gungen.

Am liebsten half der Oberstolze die Kirche aus= fegen, denn darin befand sich ein Werk, das die Be= wunderung und das Entzücken des Jungen bildete. Die Treppe hinauf, welche zur Kanzel führte, zog sich ein altes Schnitzwerk in Holz. Gott weiß, wie es in die Kirche gekommen und sich durch Jahr= hunderte darin erhalten hatte. Es war in halber= habener Arbeit gebildet und stellte Christus Einzug in Jerusalem vor. Der Herr ritt auf einem Esel, vor ihm sangen Knaben, die sich an den Händen ge= faßt hatten, Mädchen mit Blumenkörbchen folgten, dann um den Herrn selbst seine Jünger, hinter ihm allerlei Volks und am Schluß der Büttel, der auf die Letzten hineinprügelte. Alles so natürlich, als wären es Leute aus der Gegend.

Von diesem Werk konnte der Oberstolze nicht loskommen; und nicht blos in der Kirche selbst lag es ihm im Sinn. Manchmal, wenn er seine Schiefer=

tafel vor sich hatte und rechnen sollte, machte er Striche darauf und er wußte nicht wie, so hatte er den Büttel von der Kanzel darauf zusammen gebracht. Eines Tages, als er wieder vor der Kanzel stand, kam ein kleines, rosiges Mädchen, stellte sich neben ihn und fing an zu lachen. Es war Aennchen, des Lehrers Henner Töchterchen. Das Kind gefiel dem Oberstolzen schon lange und sein Lachen klang silberhell und putzig.

— Was hast Du denn immer an der alten Treppe zu stehen, Oberstolzer? frug das neugierige kleine Ding und blinzelte ihn mit seinen hellen Augen an.

— Das ist so schön gemacht und so natürlich. Ich will es Dir auslegen.

Und er zeigte der Kleinen jede einzelne Figur. Die Kleine sah mehr den Jungen an als die Puppen.

— Das möchtest Du wohl machen können? frug Aennchen weiter.

— Für mein Leben gerne.

— Da mußt Du Tischler werden, sagte Aennchen mit überlegener Weisheit. Mein Bruder ist auch Tischler; er ist aber schon in Berlin und er hat sich schon einen neuen Rock verdient.

— Ja, Aennchen, ich will Tischler werden, und wenn ich groß bin, so bekommst Du von mir auch so eine Puppe geschnitzt.

Von dem Tag an stand es bei dem Oberstolzen fest, daß er Tischler werden müsse. Als er die Einsegnung hinter sich hatte, wußte er es anzustellen, daß der Kossäth ihm zu einem Nachbarn in die Lehre gab, der das besorgte, was an Tischlerarbeit im Kirchspiel nöthig war. Das waren aber nun meistens Särge. Wenn es einen Todten gab, rief man den Mann und er übernahm die Bestattung. Er kleidete die Todten an und legte sie in den Sarg. Der Lehrjunge mußte natürlich helfen. Der Oberstolze hatte noch nie einen Todten gesehen; jetzt mußte er gleich Hand an sie legen. Als er zum erstenmal das eigene Gefühl in den Fingern hatte, das die Berührung einer Leiche giebt, fuhr ihm ein Schauer über den Leib. Doch das stumpfte sich ab. Alle Welt erwartet bekanntlich, daß der Tischler und diejenigen, die ihm helfen, bei der Bestattung ein traurig feierliches Gesicht tragen: das sogenannte Leichenbittergesicht. Darauf verstand sich der Tischler meisterlich. War er aber hernach mit seiner Gesellschaft zusammen, so machte er die schauderhaftesten, gotteslästerlichsten Witze. Nichts war ihm heilig, nicht der Schmerz der Familie, nicht die Rede des Pfarrers, die er nachäffte, nicht der Todte selbst, den er verspottete.

Darunter krümmte sich die Seele des Oberstolzen, sie war in ihrer tiefsten Scheu und Scham getroffen.

Aber den Hohn des Meisters fürchtete er noch mehr als seine Schläge und sein Herz begann zu verhärten.

So war aus dem Oberstolzen statt eines Figurenschnitzers ein Leichenbestatter geworden; Aennchen Henner konnte wohl lange warten, bis er die versprochene Puppe bringen würde . . .

V.

Auf der Landstraße.

Als eines Morgens der Leichenbestatter nach seinem Lehrjungen pfiff — es war das seine Art, — war dieser verschwunden. Er war in die Welt gegangen, sein Glück zu versuchen.

Des Oberstolzen Glück? Er hatte keines. Denn, was man Glück nennt, kommt doch hauptsächlich von Innen heraus. Und in dem Innern des Oberstolzen sah es eigen aus, aber am wenigsten nach Glück; er paßte nicht zur Welt, und die Welt paßte nicht zu ihm. Sein jugendwarmes Herz begehrte nach Freundschaft und Anschluß; aber scheu und empfindlich zog es sich bei der leisesten unsanften Berührung zurück. Daß er so eine Art von Findling war, machte ihn reizbar bei jeder Anspielung. Der übergroße Stolz, den er schon in seiner frühesten Jugend erkennen ließ, kehrte sich mehr und mehr heraus. Und wenn dieser Stolz ihn auch vor Gemeinem und

Schlimmem bewahrte, so war er ihm doch auch überall im Wege. Ein hergelaufener Bursche, der stolz ist. Ei sieh doch! sagten die Leute.

Einen Gedanken hatte er, an dem sein Herz hing; er wollte sich in seinem Handwerk vervollkommnen, er wollte die feinen Möbelschnitzereien machen lernen. Mit diesem Gedanken war die Erinnerung an Aennchen Henner untrennbar verknüpft. Der Oberstolze hatte das kleine Mädchen ganz aus dem Auge verloren; aber Alles, was er an Liebe und Sehnsucht in sich trug, wandte sich auf diese eine Erinnerung und ein anderes Glück wußte er sich nicht zu denken, als sie wieder zu sehen — ein schelmisches Lachen klang ihm immer noch in den Ohren und das Echo in seinem Herzen antwortete darauf: Aennchen, Aennchen!

Er machte manche Ansätze, vorwärts zu kommen, aber da er nirgends warm wurde, blieb es Stückwerk. In einer schlesischen Landstadt, wo eine gute Handwerkerschule war, hatte er sich am längsten gehalten. Da begegnete ihm eines Tages Schupke auf der Straße.

— Oberstolzer, Du Landläufer, Du hier? rief er ihm zu . . .

Der Oberstolze ballte die Faust.

Wenige Tage darauf erhielt er die Kündigung von seinem Meister. Hatte Schupke ihm wieder einen

Streich gespielt, oder hatte der Oberstolze, gereizt durch dies Zusammentreffen, dem Meister ein besonders scharfes Wort gegeben? Genug, mit der Stelle und der Schule war es aus.

So verging wieder einige Zeit. Da erschien in dem Dorfe des Kossäthen eines Tages ein schlank und hochgewachsener Mensch mit blondem, krausem Haar. Die Mädchen sahen ihm nach; ist das nicht der Oberstolze? frugen sie sich. Zum besten muß es ihm nicht gehen, seht nur, was er für Zeug anhat und was er für Augen macht.

Wenn aber der Oberstolze — denn er war es wirklich — so seltsam vor sich hinstarrte, so war es vor Rührung und innerer Bewegung. Das Herz wollte ihm zerspringen, wenn er daran dachte, er sollte Aennchen Henner wieder sehen.

Damit war es indessen nichts.

Im Schulhaus wohnte ein lediger Vikar. Der alte Henner war gestorben, sein Sohn war zur Beerdigung gekommen und hatte die Schwester mitgenommen. Der Vikar wußte nicht wohin, wie er dachte, nach Berlin. Die Schwester sei aber ein wunderschönes großes Mädchen, und wenn sie länger geblieben wäre — er wüßte nicht, was geschehen wäre, sagte der Vikar.

Der Oberstolze sah ihn mit einem scharfen höhnischen Blick an, drehte sich um und ging.

— Der Narr, murmelte ihm der Schulvikar nach.

Im Hofe des Kossäthen saß ein anderer Mann, den Schupke hineingebracht hatte und den er jetzt stückweise verzehrte, wie früher dessen Vorgänger. Im Hirtenhaus war der Kossäthe gestorben, nachdem ihn Schupke aus dem Hofe gesetzt hatte. Dort lebte die Wittwe ihr geplagtes Dasein zu Ende. Die Kinder waren in die Welt gegangen . . .

In dem Dorfe hatte der Oberstolze nichts mehr zu suchen. An der Kirche stieg er auf einen Grabstein, den er von früher kannte — wie groß er geworden, das sah er, er hätte den Stein nicht mehr nöthig gehabt — vom Stein beschaute er noch einmal die Kanzeltreppe und dachte an das kleine Aennchen, wie sie jetzt ein großes Mädchen sei. Und daß der Vikar vielleicht nicht der einzige sei, der sie wunderschön fände.

In Berlin war sie. Warum sollte er nicht auch dorthin gehen? Vorbereitungen hatte er nicht nöthig — es war ja eins für ihn, welche Straße er marschirte. Von einem unwiderstehlichen Zuge ergriffen, schlug er sich auf die Berliner Straße.

Die große Heerstraße, die einst so stolz und anspruchsvoll sich über das Land zog, liegt heute, wo Stephan bald die letzte Postkutsche in Ruhestand versetzt hat, öde und verlassen da. Geringschätzig pfeift die Eisenbahn vorbei, der Bauer, der zu Acker fährt,

der Handwerksbursche, der kein Fahrbillet erschwingen kann, und die Krähenschaaren, die sich häuslich dort niedergelassen haben, sind jetzt die Hauptgäste der Straße, statt der stolzen Viergespanne, die einst darauf rollten. Der Straßenwärter hat schon genug zu thun, wenn er den Graswuchs bändigt, der überall hervorschießt. Um so behaglicher hat sich der Handwerksbursche auf ihr eingerichtet. Denn auf der Wanderschaft heißt er immer noch so, in der Stadt ruft man ihn Arbeiter.

Der Oberstolze hatte auch bald Gesellschaft gefunden, zwischen der er dahinzog, wie zwischen alter und neuer Zeit. Er war eine Zeit lang ganz in Gedanken vor sich dahingegangen, als er sich angerufen hörte.

Die Stimme kam von einem kleinen schwarzen Burschen mit einer scharfen Hakennase und listigen, blinkenden Augen. Der Bursche hatte ein Papier vor sich ausgebreitet, allerlei Nahrungsmittel, Fleisch, Kuchen, Käse lagen darauf durcheinander.

— Setz' Dich her, rief der Schwarze. Es ist genug für uns Beide. Da unten in dem Bauernhof ist Hochzeit, da kann sich jeder heute holen, so viel er will. Mir haben sie den ganzen Schnappsack vollgepackt. Hast Du dort nicht gefochten?

Der Oberstolze fechten? Er wäre eher verhungert,

als das. Aber er war nach einem Menschen begierig, mit dem er sprechen konnte, nur, um sich auf andere Gedanken zu bringen. So setzte er sich neben den Schwarzen und griff zu.

Ein Wort gab das andere. Der neue Kamerad war ein Schlossergeselle, der schwarze Scholz geheißen, er wollte gleichfalls nach Berlin. So beschlossen sie, die Reise zusammen zu machen.

Der schwarze Scholz war ein fröhliches Gemüth, er war am Rhein zu Hause und wußte unzählige Lieder und Schnurren. Kein Mädchen am Wege ließ er ungeneckt und keines war, das sich nicht gerne von ihm necken ließ, denn es kam immer gutmüthig und lustig heraus. Sein Schnappsack wurde niemals leer, er brauchte nicht einmal zu fordern. Er hatte so einen komischen Blick an sich, wenn er den leergewordenen Schnappsack hinhielt und hineinsah, die sparsamste Hausfrau konnte dem nicht widerstehen. Eine kleine Ziehharmonika trug er bei sich. Wenn er die herausholte und zu ihr ein Liedchen sang, z. B. „O, du schöne Sommerblume" oder „Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein", da lief der halbe Ort zusammen und manches Mädchen schaute ihm nach, wenn er fortging.

So brachte er Lust und Fröhlichkeit, wohin er kam, und selbst des Oberstolzen Ernst konnte dem

nicht ganz widerstehen. Eine Tagereise von Berlin kam noch ein Dritter hinzu; daß er ein Schuster war, sah man schon von weitem an der Art, wie er seinen Zwerchsack gepackt hatte.

— Jetzt geht es schnell, sagte der schwarze Scholz, jetzt reisen wir mit Schusters Rappen.

Die Unterhaltung nahm jetzt einen andern Ton.

— Brüder, sagte er, ich bin im Land herumgekommen. Unsere Sache steht gut, überall regt es sich, wenn wir fest zusammenhalten, werden wir bald die Herren sein. Meine Flugblätter sind abgegangen, als wenn es warme Semmel gewesen wäre. Hier ist noch eins, es ist besonders gepfeffert, natürlich verboten. „Drei Worte des Herrn von Bismarck" ist es überschrieben. Da, steck es Dir ein, Kamerad.

Und er gab dem schwarzen Scholz das Blatt.

— Meinetwegen, sagte der Schwarze, das Papier nehmend, aber drei neue Lieder wären mir lieber. So lang ich denken kann, hör ich immer dieselbe Leier von Euch. Aber herausgekommen ist dabei noch nichts.

— Warte nur ab, sagte der Schuster, es halten jetzt Leute mit uns, von denen Du es garnicht denken sollst. Es kommen auch schon Fabrikanten zu uns, bitten um gut Wetter und halten zur Partei.

— Damit darfst Du mir nicht kommen. Die Sorte kenn' ich, sagte der Schwarze, war eben bei

einem solchen in Condition; das sind gerade die ärgsten Leuteschinder.

Der Schuster überhörte das. Aus einer Seitentasche zog er ein dünnes durchsichtiges Papier, er zeigte es den Beiden.

— Das ist die verbotene Zeitung, sagte er, auf der letzten Versammlung hat sie mir der Einberufer zugesteckt, gerade vor dem Gendarmen, der die Versammlung überwachte. Was haben wir zwei gelacht!

In Berlin, sagte der Schuster weiter, indem er sich in die Brust warf, da haben wir ganz neue Leisten für die Organisation nehmen müssen. Ich gehöre mit zum Bau. Die Blauen sind dort scharf dahinter, aber uns sind sie doch nicht klug genug, und wenn die Geschichte fertig ist, haben sie allemal den Flecken neben das Loch gesetzt. Aber Du, Langer — so fuhr der Schuster fort, zum Oberstolzen gewendet, was ist denn Dein Standpunkt?

— Mir ist es einerlei, was Ihr treibt, sagte der Oberstolze, mich geht Eure ganze Sache nichts an.

— Wie so? frugen die Beiden.

— Das meiste von dem, wonach ihr begehrt, das habe ich schon lange.

— Du bist doch nicht gar ein Anarchist? sagte der Schuster, bedenklich werdend.

— Was ich bin, das weiß ich nicht, antwortete der Oberstolze. Und darin steckt es eben. Rechnen

wir einmal auf, wie Ihr gesinnt seid. Es soll keine Familie mehr geben — ich habe nie eine gehabt. International wollt Ihr die Welt machen; ich weiß nicht, wo ich herstamme und wo ich hingehöre. Das Heer wollt Ihr abschaffen — mich hat Niemand je zum Soldaten begehrt. Heimath, Vaterland, Kameraden, was Ihr los sein möchtet — ich habe es ja nie gehabt.

Wie an manchen Stellen das Feuer lange unter der Erde kohlt und glimmt, bis es auf einmal ausbricht und eine Feuergarbe wild aus dem geborstenen Boden hervorbricht, so brach die Leidenschaft bei dem Oberstolzen durch.

— O, hätte ich das, was Ihr von Euch werft, nur mit meinem Leben sollte man es mir entreißen. Gebt mir ein Vaterland, gebt mir Kameraden, zu denen ich gehöre und mein letzter Blutstropfen soll dafür fließen. —

Der Oberstolze hielt sich die Hände vor das Gesicht. Dann plötzlich überkam ihn die Scham, daß er das tiefste Geheimniß seines Lebens so preisgegeben hatte. Innerlich wappnete er sich gegen den Hohn, den er erwartete.

Es kam indessen anders; es waren ja beide gutmüthige Gesellen, mit denen er zusammen war, wenn sie den Oberstolzen auch nicht ganz verstanden — sie

fühlten doch, daß er an einer innerlichen Wunde blute, die geschont werden mußte.

— Mach' es, wie ich, sagte der schwarze Scholz — ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen. Hab ich mit der einen Zank, tröstet mich die andere. Und wenn Du keine Papiere hast, wie ich sehe, in Berlin schaffen sie Dir, so viel Du haben willst.

Ernster nahm der Schuster die Sache. Es war ja sein Beruf, Anhänger für die Partei zu werben, denn das Handwerk war ihm nur der Vorwand, um im Land herumzuziehen, und die Landstraße sein bester Werbeplatz. Daß man einen Mann, wie den Oberstolzen gut brauchen könne, war ihm alsbald klar — er mußte nur in die rechte Schule kommen.

— Kamerad, sagte der Schuster zum Oberstolzen, Du bist noch nicht dickfellig genug, aber das schadet nichts, in Berlin werden sie Dich schon in die rechte Façon bringen. In unserem Verein in Berlin — „Pfeffersack" heißen wir ihn — da haben wir Männer, die Dir alles so auslegen werden, daß Du mit uns gehst. Alles für das Volk und alles durch das Volk ist unser Spruch, und nieder mit den Bourgeois. Wir kommen morgen noch zeitig genug nach Berlin für eine große Sitzung des „Pfeffersacks". Und im Vertrauen gesagt, ich gehe nur nach Berlin, um mir dort von den Führern neue Ordre zu holen . . . .

es gehen da Dinge vor! . . . . Doch ich will nichts gesagt haben.

Der Oberstolze antwortete nichts — schweigend setzte er seinen Weg fort . . .

Abends bei Regenwetter zogen die Drei in Berlin ein, als just die Fabriken sich leerten, in der unzählbaren Menge verloren sie sich wie ein Tropfen im Strom. Der Schuster geleitete seine Weggefährten in den Pfeffersack.

Sie fanden ihn schon in voller Sitzung.

VI.

Im Pfeffersack.

Der Pfeffersack ist ein Rauchklub — Harmloseres kann es nichts geben — denn Rauchen wird man doch wohl noch dürfen! Regelmäßig hält er seine Versammlungen bei einem Wirthe nächst der Rosenthalerstraße. Ein niederer grauer weitläufiger Bau mit einem großen Hof und einem zweiten Eingang auf die Mulackstraße. Das alte Mauerwerk steht nur noch da, weil es auf den Bauspekulanten wartet, der es abreißt und eine Miethskaserne aufführt. Vielleicht ist es in diesem Augenblick schon gefallen.

Die besten Räume hat die Wirthschaft inne. Eine große Stube mit rothen Vorhängen, der Straße zu, bei allen Droschkenkutschern zweiter Güte ein sehr geachtetes Lokal. Dann zwischen den Höfen einen schmalen, langen Saal. Bei Tage sieht er recht verfallen aus. Am Abend aber, wenn die Gasflammen hochgeschraubt sind — die Glasglocken

wurden bei der letzten Schlägerei zerbrochen und sind noch nicht wieder hergestellt — bei Abend sieht der Saal recht flott drein. So meint der Wirth wenigstens und der Erfolg giebt ihm recht.

Denn der Saal ist beinah Abend für Abend belegt; selbst der Bezirksverein hat schon einmal vorübergehend darin getagt. Einen Wochenabend benutzt ihn ein Tanzlehrer; Mormonen und Wiedertäufer haben dort gebetet und gesungen, ein freireligiöser Wanderprediger hält mehrmals im Jahr seine Versammlung hier ab; der Wirth hat die Vorrichtungen, um ein Liebhabertheater aufzuschlagen, zu dem schöne Geister aus der Mulack- und Weinmeisterstraße sich zusammenthun. Alle vierzehn Tage erscheint dann hier der „Pfeffersack".

Eine sehr anspruchslose Versammlung, dieser „Pfeffersack". Sie genügt sich selbst, verlangt weder die Beachtung der Presse noch die der Polizei, sie hat weder Statuten noch einen Vorstand, noch einen Zweck außer freier gesellschaftlicher Vereinigung. Nichts desto weniger geht Alles wie am Schnürchen, für jede Verrichtung ist gleich Jemand zur Hand und bei allen Wahlen macht sich der Einfluß des „Pfeffersacks" bemerkbar. Natürlich im Sinne der „Partei".

Das kommt, weil sehr gewichtige Männer im „Pfeffersack" verkehren; Dr. Spitzgen, ein kleiner

schwarzer, etwas lungenkranker Herr, früher an einem Gymnasium, der sich mit Stundengeben und Zeitungsberichten ernährt und öfters Vorträge im „Pfeffersack“ hält. Die durch ihre Tagesarbeit ermüdeten Männer, die hier zusammenkommen, können den Vorträgen Dr. Spitzgen's nicht immer folgen, denn trotz seiner Häutung beschäftigt er sich noch vorzugsweise mit den Griechen und Römern, und haust fürchtbar unter deren großen Männern, die er als eitel Diebe und Schwindler nachweist. Aber den Zuhörern thut doch der Gedanke wohl, daß sie so gebildet angeredet werden. Die eigentliche Seele des „Pfeffersackes“ indessen ist Rendel, der bekannte Rendel, der beim letzten Maurerstrike einer der Leiter war, ein hübscher, kräftiger, sehr klug dreinschauender Mann in mittleren Jahren. Früher Polier, ist er jetzt selbst ein kleiner Unternehmer geworden. Bei seinen Verhandlungen mit den Meistern hat er diesen den Vortheil abgesehen. Aus einigen eifrigen Anhängern und aus geschickten Arbeitern hat er sich einen Stamm gebildet, mit dem er schon ziemlich großen Unternehmungen gewachsen ist. Manche Maurermeister arbeiten mit Vorliebe mit ihm. Denn er weiß sich seine Arbeiter immer noch etwas wohlfeiler zu stellen als sie.

Als der Schuster mit dem schwarzen Scholz und dem Oberstolzen in den Saal eintraten, war dieser schon mehr als zur Hälfte gefüllt. Immer aber

kamen noch Männer, die ruhig und gelassen sich mit Kopfnicken begrüßend eintraten und ihre Plätze einnahmen. Der Schuster ging nach dem oberen Theile des Saales, wo Rendel und Dr. Spitzgen saßen. Rendel schlug dem Schuster vertraut auf die Schulter und Dr. Spitzgen ließ ihn neben sich niedersitzen. Man sah, der Schuster galt etwas bei den Führern. Scholz und der Oberstolze suchten sich einen bescheidenen Platz. Am liebsten hätte sich der Oberstolze in eine Ecke gedrückt und geschlafen. Aber merkwürdig, die Ecken und Fensternischen waren besetzt von Männern, die ihn mißtrauisch ansahen, als er sich ihnen näherte.

Was am oberen Ende verhandelt wurde, interessirte den Oberstolzen nicht viel. Der „Pfeffersack" hatte vergangene Woche eine Landpartie gemacht und die mit deren Leitung betraute Vergnügungskommission erstattete ihren Bericht. Dieser fand indessen wenig Anklang. Verschiedene Redner beklagten sich über die Ausführung des Festes. Den besten Theil habe immer der Vergnügungskommissar, ein fixer junger Handelskommis ohne Stelle, mit seinen Damen und seinen nächsten Freunden bekommen. Schließlich wären sie sogar mit der Musik verschwunden und hätten sich in einem benachbarten Lokal zum Tanze aufspielen lassen, so daß die Marseillaise ohne Musikbegleitung gesungen werden mußte. Auch die Rechnung

wurde beanstandet. Jeder Pfennig wurde umgedreht und schließlich festgestellt, daß es nicht stimmte. Trotz der Fürsprache Rendel's wurde mit Mehrheit die gestellte Rechnung zurückgewiesen. Der fixe Handlungskommis ohne Stelle verließ stolz und beleidigt das Lokal.

— Haben Sie etwas an Fräulein Florchen zu bestellen, Herr Cohen? rief er höhnisch seinem Hauptwidersacher zu.

— Sagen Sie ihr . . . rief der erboste Cohen — aber ehe er seinen Satz zu Ende bringen konnte, war der Fixe schon verschwunden.

— Immer diese verdammten Frauenzimmergeschichten, brummte ein stämmiger Kerl neben dem Oberstolzen, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und ausspuckte.

Der Oberstolze war aber längst mit seinen Gedanken ganz wo anders. Er dachte an das kleine Dorf im Gebirge, an das kleine Aennchen darin und dann wieder an Elldorfer, den Schrecken seiner Jugend, und an das arme Paulinchen, wie es so bitterlich geweint hatte, als er an jenem Morgen plötzlich fort gemußt. Nicht wahr, Du kommst wieder? hatte sie ihm noch die Treppe hinunter zugerufen. Und nun war er wieder in Berlin, wie wird er alles wiederfinden. . .

Da schlug eine Stimme an sein Ohr, eine dünne, scharfe, fistulirende Stimme — er hätte sie unter tausenden wiedererkannt.

Feindlich aufgestört aus süßen Träumereien fuhr der Oberstolze empor.

Ja, da stand er selbst, Schupke, neben dem Leiter Rendel. Obgleich er stand, ragte er nicht viel über den Tisch hervor. Er war klein und dicklich, hatte ein breites Gesicht, kleine verkniffene Augen, eine zurückweichende kahle Stirn und ein ausrasirtes Kinn. Der Mund war ungewöhnlich lang und dick, so daß man sich wunderte, wie ein so dünnes Stimmchen daraus hervorkommen mochte.

— Herr Schupke ist hier — so hatte Rendel gesagt — ein bewährter Freund der Partei, der schon manche Opfer für sie gebracht hat. Er bittet um Erlaubniß, über die Stadtverordnetenwahl sich ausssprechen zu dürfen.

Ohne diese Erlaubniß abzuwarten, hatte Schupke sich erhoben, er schneuzte die Nase in ein auffallend rothes Tuch. Dann hatte er nach allen Seiten sich verbeugt und mit seiner hohen Fistelstimme begonnen.

— Meine verehrten Freunde und Mitbürger! Es ist mir eine große Ehre . . .

Tagesordnung, Tagesordnung! riefen einzelne Stimmen feindlich aus den Ecken.

— Es ist die Tagesordnung, sagte Rendel, ich habe Herrn Schupke das Wort gegeben, ich bitte den Redner sprechen zu lassen.

Und er sah scharf nach der Ecke. — Ruhe für Herrn Hausbesitzer Schupke, rief es wieder aus der Ecke und ein höhnisches Gelächter folgte.

Schupke war indessen nicht irre zu machen. Offenbar war er ein gewandter Sprecher und an die Stürme der Versammlungen gewöhnt. Wiederum zog er sein rothes Schnupftuch, schwenkte dies, einer Fahne gleich, vor seinem dicken, schweißigen Gesicht, lächelte noch um einen Grad stärker und begann auf's neue:

— Es ist hohe Zeit, daß das arbeitende Volk sich regt. Für die im rothen Haus ist der Fall erledigt, wenn sie gesagt haben: zahlt! Für uns aber noch lange nicht. Wenn man uns die Haut über die Ohren zieht, wollen wir wenigstens wissen, wo unsere Haut und unser Geld hinkommt. (Bravo.)

Hier die Versammlung nennt sich der „Pfeffersack", zum Zeichen, daß Sie es scharf haben wollen. Wen Sie mit Ihrem Vertrauen beehren, der muß sich eine Hand voll Pfefferkörner mitnehmen und dem rothen Haus die Suppe damit pfeffern. Aus Milchsuppen, wie sie da oben gekocht werden, machen wir uns nichts. (Bravo.)

Und wenn es dabei nur noch richtig zuginge. Aber um den Brei, den sie kochen, sitzen sie herum mit ihren langen Löffeln und holen sich das Beste heraus. Das arbeitende Volk hat das Nachsehen. Soll es so bleiben? Wie steht es mit dem Norden? wie mit dem Osten? Wo bleiben unsere Interessen? Mit Füßen werden sie getreten . . .

Schupke stampfte mit dem rechten dicken Beinchen heftig auf, gleichsam um zu zeigen, wie es mit dem armen Norden geht. Und wiederum gab es ein Bravo. Die Stimmung war entschieden für Schupke, der fortfuhr:

Für die im rothen Haus und ihre Taschen ist ja nichts zu groß und nichts zu klein. Den ganzen Viehhof haben sie eingesteckt und selbst das kleinste Cementfäßchen nehmen sie noch mit. Wenn man sie zur Rede stellt, thun sie beleidigt und sagen, ihre Hände wären reinlich und zweifelsohne — natürlich, eine Hand wäscht dort die andere. (Gelächter.)

— Deine Klauen möchtest Du wohl auch gern dabei haben? rief es aus der Ecke.

— Ich bitte, den Redner nicht zu unterbrechen, sagte Rendel mit gesteigerter Betonung.

— Meine Hände sind rein, fuhr Herr Schupke fort. Dabei hob er, wie um die Anwesenden zu überzeugen, die beiden Hände in die Höhe. (Es

waren zwei fleischige Hände mit kurzen dicken Fingern, wie Würste, über und über mit goldenen Ringen besteckt.) Sie haben noch eben gezeigt, daß man Ihnen bei Rechnungen kein X für ein U vormachen kann. . . .

Ein Murren in der Versammlung belehrte Schupke, daß der fixe Handlungskommis doch noch Freunde in der Versammlung zurückgelassen hat. Daher fuhr Schupke rasch einlenkend fort:

Wenn leider auch nicht überall so vertrauenswerthe Männer die Rechnungen führen, wie bei Ihnen. (Stellenweise Beifall.)

Soll das arbeitende Volk von dem rothen Haus ausgeschlossen sein? Das ist die Frage. Wir gehen nicht hin, sagen einige. Das wäre dem Ring ganz recht, da könnten sie ganz ungestört sich den Braten theilen. (Beifallsgelächter aus der Versammlung.) Wenn Sie aber einen dorthin schicken wollen, da muß es einer sein, der den Rummel versteht.

— Einen ausgespitzten Hund, rief es aus der Ecke.

— Auf diese Unterbrechung erwidere ich, sagte Schupke ruhig, daß man Hunde braucht, um die Hasen zu jagen und die Füchse und Dachse aus ihren Löchern zu treiben.

Und wieder waren die Lacher auf Schupke's Seite.

— Hausbesitzer bin ich, fuhr dieser fort, das leugne ich nicht. Gerade deswegen hat mich Herr Rendel aufgefordert, denn ein Hausbesitzer muß ja bei der nächsten Wahl, nach dem schlechtesten aller Wahlgesetze, gewählt werden. Aber ist mein Haus vielleicht bezahlt? Das soll mir Einer beweisen. Ich gehöre zum arbeitenden Volk, so gut wie Einer von Ihnen. Für die Partei aber ist mir kein Opfer zu groß.

Dr. Spitzgen und Rendel nickten.

— Und wer wissen will, wer Schupke ist, der braucht nur in meiner Heimath nachzufragen. . . .

— O, der Hallunke! sagte der Oberstolze vor sich hin, der an den armen Bauern dachte, den Schupke ausgesogen hatte.

Und als ob sein leises Murmeln ein lautes Echo gefunden hätte, so tönte es durch den Saal:

— Du Hallunke!

Wieder war die Stimme aus der Ecke gekommen; als der Oberstolze rasch dahin sah, erblickte er eine hagere Gestalt, die sich auf einen Stuhl geschwungen hatte. Aus dem von grauem, struppigem Haar und Bart umrahmten schmalen Gesichte leuchteten ein Paar dunkle Augen in unheimlichem Feuer.

Diese Augen, diese Gestalt kannte der Oberstolze, und als der Mann den Arm wie drohend erhob, da war es ihm klar. Es war kein Anderer als Elldorfer.

Betroffen starrte die ganze Versammlung auf Elldorfer hin, dessen flammendes Auge und wilde Bewegung alles wie unter einem Banne hielt.

— O, Ihr armen, betrogenen Brüder! rief Elldorfer mit einer Stimme, die schrill und gewaltig über die Versammlung hinhallte. Seht Ihr denn nicht, wie sie Schindluder mit Euch treiben: Schupke, der Leuteschinder und der schwachsinnige Schulmeister und Rendel, der schlimmer ist als der schlechteste Bourgeois. . . .

Weiter kam er nicht. Ein furchtbarer Lärm erhob sich, alle übertönte Rendel's Baßstimme:

— Hinaus mit dem Spitzel, hinaus mit dem Anarchisten.

— Der Kerl ist verrückt, sagte der Stämmige neben dem Oberstolzen, nahm die Pfeife aus dem Munde und spuckte.

Der ganze Saal sonst wandte sich gegen Elldorfer, die Fäuste flogen drohend empor.

Nur ein halb Dutzend Männer, die sich rasch aus den Ecken herausgezogen und um Elldorfer ge=

stellt hatten, schützten ihn noch; ein riesenhafter Kerl war darunter, dann ein Mensch mit brennend rothen Haaren. Zu ihnen gesellte sich der Oberstolze. Der gemeinsame Haß gegen Schupke, irgend ein ihm unbewußtes Gefühl hießen ihn Partei für Elldorfer ergreifen.

Der Oberstolze und der große Kerl drängten die anstürmende Masse mit starken Händen zurück und öffneten Elldorfer den Weg nach der Saalthür. Schon war er ihr nahe, da sauste, aus der Mitte des Haufens geworfen, ein Seidel durch die Luft. Es streifte die Wange des Oberstolzen und traf mit voller Wucht Elldorfer's Haupt.

Elldorfer fuhr sich nach dem Kopfe, er zog die Hand blutüberströmt zurück.

Wie mit einem Schlage war der Lärm gestillt.

Elldorfer's Augen leuchteten wie in Verzückung.

— Blut! schrie er, Blut! Ja, es muß fließen, und so kreuze ich Euch an mit diesem Blut zu Euer aller Verderben.

Zweimal zog er die Hand über die Thürflügel, und sie ließ ein blutiges Kreuz zurück. Dann wankte er, auf den Oberstolzen gestützt, zum Saal hinaus.

Hinter ihm hörte man die fistelirende Stimme Schupke's, der in seiner Rede fortfuhr: Die Gerechtigkeit des Volks hat einen neuen Sieg zu verzeichnen. . . .

Der Oberstolze trug Elldorfer mehr der Wohnung zu, die dieser ihm bezeichnete, als daß er ihn führte. Glücklicher Weise war diese nicht weit entfernt, der sonderbare Aufzug wäre sicher sonst der Aufmerksamkeit der Polizei nicht entgangen. Die Wohnung lag dem Schupke'schen Hause schräg gegenüber.

VII.

Der Anarchist.

Als die Beiden schweren Schrittes die unzähligen Treppen erklettert hatten, wurde die Thür plötzlich aufgerissen. Ein schlankes Mädchen erschien mit der Lampe auf der Schwelle. Das Licht fiel grell auf ihr Gesicht. Ein zartes, feingezogenes Gesicht, umringelt von den Löckchen des halbkurz verschnittenen Haares. Lange Augenwimpern beschatteten ein Paar dunkle, glänzende Augen. Pauline war es — der Oberstolze erkannte sie auf den ersten Blick. So ganz wie sie gewesen war und doch wieder wie ganz anders.

— Vater! rief das erschreckte Mädchen, Vater! Du bei mir, Herr Gott! rief sie, als sie das blutüberströmte Antlitz sah, verwundet!

— Es ist nichts, sagte der alte Mann, indem er sich von des Oberstolzen Arm frei zu machen

suchte. Es ist gar nichts. Nur so ein kleines Heldenstückchen von unseren Sozialen.

— Nur ein bischen ruhen muß ich, fuhr er fort und wankte dem Bette zu. Und dann — dann — ist der Oberstolze da — er selbst kommt, er hilft mir — die Zeiten erfüllen sich! rief er in plötzlichem Aufschrei.

Dann brach er ohnmächtig auf dem Bett zusammen.

Pauline und der Oberstolze waren um ihn bemüht. Mit einer eigenen Scheu sah der Oberstolze auf Paulinen. Die Sicherheit seines Verkehrs mit ihr war dahin, so zutraulich auch ihr erster Gruß gewesen war. Die leichte Anmuth ihrer Bewegungen fiel ihm auf. Sie schien sich kaum zu rühren, und doch ging ihr Alles so rasch von den Händen, als sie schnell gefaßt die Wunde des Vaters auswusch und verband.

Und was für feine, eifrige Finger sie hatte. Der Oberstolze sah auf seine derbe, schwielige Hand, als Paulinens Finger diese flüchtig streiften.

Und seine Jugendfreundin schien ihm wie in eine andere Welt entflogen, und ein bitteres Gefühl überkam ihn.

Eine bange Nacht! Der Alte lag wie im Fieber, und seltsame Reden drängten sich aus seinem Munde.

Als die Wunde ausgewaschen und verbunden

war, der Alte im Halbschlummer dalag, musterte der Oberstolze den kleinen Raum. Ein Bild des italienischen Volkshelden Garibaldi hing an der Wand, Frauenkleidungsstücke lagen umher, am Fenster ein Tisch mit Büchern und Schreibsachen.

Pauline fing den Blick des Oberstolzen auf. Mit einem schnell wieder verschwindenden Erröthen sagte sie:

— Es ist mein Zimmer. Mein Vater war Jahre lang fort, seit Monaten ist er wieder hier. Viele Tage lang sehe ich ihn nicht, dann ist er auf einmal da, bis er wieder verschwindet, wie er gekommen ist.

Ich glaube, die Polizei ist wieder arg hinter ihm her, sagte sie mit einem Seufzer. Ich komme aus der Angst um ihn nicht heraus.

Dann mit einem scharfen und besorgten Blick den jungen Mann musternd:

— Wie kommst Du zu meinem Vater?

Der Oberstolze erzählte kurz die Vorgänge des Abends.

— Du stehst nicht mit ihm im Bunde? Und auch nicht mit den Sozialen? frug sie nochmals bestimmt.

— Ich habe nichts mit ihnen zu schaffen.

Und wieder musterte das Mädchen den Oberstolzen, aber ihr Blick war milder.

— Es ist Manches über mich hingegangen, Oberstolzer, seit Du mit Deinem kleinen Bündel abgezogen bist, sagte sie nach einer Weile. Die Mutter ist gestorben — im Spital bei den grauen Schwestern. Sie hat schrecklich ausgestanden. Die Geschwister sind in die Welt gegangen, keiner läßt von sich hören. Ich bin als Lehrerin geprüft, Frau Radlow, die Du kennst, hat mir dazu verholfen. Sie wohnt mit Robert . . . mit ihrem Sohn hier im Hause. Doch Du! Wie ist es Dir ergangen? Erzähle von Dir.

Der Oberstolze erzählte. Es kam indessen nicht voll und frei heraus, so freundlich Pauline ihm zusprach. Selbst ein Lächeln erschien auf ihren Zügen, als sie des alten Treppenabenteuers gedachte. Es war das Eigene an Paulinens Gesicht, daß jede Gemüthsbewegung sich so rasch darauf spiegelte. Wie eine holde Landschaft, gemacht für Sonnenschein und milde Lüfte — aber düstere Wolken ziehen darüber, Stürme erschüttern sie, und plötzlich tritt wieder die Sonne hervor.

Er fühlte es mit verstärkter Kraft heraus, wie tief die Kluft zwischen ihnen geworden war. Selbst von Anna Henner wagte er jetzt nichts zu sagen. Alles an ihr so klar und geschlossen und doch so mädchenhaft. Er fühlte sich so klein vor ihr. Und Alles, was er je ausgestanden, schien ihm in dieser Umgebung mit verdoppelter Bitterkeit wiederzukommen.

— Und so weiß ich nichts, habe ich nichts, bin ich nichts, schloß der Oberstolze.

— Die Enterbten treten an, sagte der Alte im Halbschlaf.

— Ja, die Enterbten, nahm der Oberstolze seine Rede wieder auf. Jetzt verstehe ich, was er meint.

Pauline schüttelte das Haupt, als wolle sie die Wendung zurückweisen, die das Gespräch nahm.

— Und sonst hast Du nichts zu melden, Oberstolzer? sagte sie nach einer kleinen Pause und schaute ihn halb erröthend und fragend an.

Er wollte etwas verwirrt erwidern, da tönte ein leises Klopfen an der Thür, sie wurde alsbald geöffnet, ein kleines, kokettes Frauenhütchen fuhr herein und unter ihm ein rundes, rosiges Gesicht.

Darf man hereinkommen, Fräulein Pauline? Damit stand die Fragende schon im Zimmer. Munter und beweglich fuhr sie auf Pauline zu.

Sieh! sagte sie mit einem Blick auf den Oberstolzen, Pauline, Sie haben Herrenbesuch? Ich wollte nicht stören, aber ich habe noch Licht durch die Spalte gesehen. Da mußte ich Sie zu Bett graulen, damit Sie nicht wieder die Nacht aufsitzen bei Ihren klugen Büchern.

— Reden Sie leise, Fräulein Florchen, bat Pauline, der Hereinspringenden Ruhe zuwinkend.

Der Herr ist ein Jugendfreund . . . fast ein Bruder, meinem Vater ist ein Unfall begegnet, da hat er ihn hergebracht.

Florchen sah jetzt die Gestalt auf dem Bette.

— Er wieder hier — o, Sie Aermste, sagte sie.

— Das ist mein Schicksal, ich muß es tragen.

— Sie machen sich unglücklich, und ihn retten Sie doch nicht, sagte Florchen. Lustig sollten Sie sein, wie ich, und das Unglück weglachen. . . . Bei mir geht der Spaß nie aus. Ich darf doch reden, sagte sie mit einem Blick auf den Oberstolzen, vor dem . . . Bruder.

Sie weidete sich an Paulinens Verlegenheit, dann fuhr sie fort:

— Sie wissen doch die schöne Landpartie, die wir neulich machten. Sie wollten nicht mit, Paulinchen, und haben sich sehr im Licht gestanden. Mein Bräutigam, der Handlungskommis, hat sie arrangirt, mit einem Geschmack — feiner konnte es gar nicht sein. Wir hatten Musik bei uns, die wir hernach in einen Saal nahmen und tanzten — ich sage Ihnen, tanzten, und hernach gab es Bowle mit Kuchen. Und wir zwei immer voraus. Ich dachte, alle müßten ihm die Hand dafür küssen, denn es war wunderschön. Und heute im Pfeffersack. Nur Vorwürfe! Von der Bowle hätten nur seine Damen bekommen — wer sollte sie denn sonst haben? Cohen, der grüne Junge aus

Schupke's Geschäft hatte das Mundwerk voran gegen meinen Karl. Natürlich weil ich nicht mit ihm tanzen wollte. Das Raisonniren versteht er freilich besser als das Tanzen. Sehen Sie, wie er tanzt.

Und mit komischer Geberde ahmte sie Cohen's Tanzen nach.

Es war zu putzig, wie sie die Händchen hob und das Köpfchen wiegte und das Füßchen vorwarf, wie es Cohen gemacht haben sollte. Selbst der Oberstolze und Pauline konnten ein halbes Lächeln nicht unterdrücken.

Wieder regte sich der Alte unruhig.

— Stürmt, stürmt, rief er.

— Um Gotteswillen leise, Flordhen, flüsterte Pauline, jetzt ist keine Zeit zum Scherzen.

Aber es war schon zu spät.

Der Alte war auf dem Bette aufgefahren, er schien seine Gedanken langsam zu sammeln. Die Drei waren an ihn herangetreten. Elldorfer setzte sich aufrecht.

— Es ist gut, sagte er. Mein Schädel ist noch dick genug, auch für ihre Bierseidel. Ich habe sie angekreuzt — an den Abend sollen sie gedenken.

Fräulein Florchen — nehmen Sie Pauline mit hinüber, ich habe mit dem Oberstolzen zu reden.

— Jetzt nicht, Vater, sagte Pauline. Schone Dich.

Aber schon schwoll Elldorfer die Zornader.

— Geht, rief er erregt.

Dann strich er Pauline sanft über die Hand und schaute sie fast zärtlich an. . . .

Rasch verließen die Mädchen das Zimmer. Als Pauline am Oberstolzen vorbeihuschte, hauchte sie ihm die Worte ins Ohr:

— Hüte Dich! flieh!

Die Männer waren allein in dem engen Zimmer.

Der Oberstolze trat an das Fenster, das Alleinsein mit dem Alten verwirrte ihn. In seiner Brust lag ihm unbewußt ein Schatz von Ehrbarkeit und Zucht, der sich gegen die Gemeinsamkeit mit einem Verbrecher empörte — und wo kam Elldorfer anders her als aus dem Zuchthause? Am liebsten wäre er alsbald gegangen. Und hatte ihn Pauline nicht noch selbst gewarnt? Aber das Verbleiben in diesem Zimmer, in dem er noch den Hauch Paulinens zu verspüren glaubte, übte einen eigenen Reiz auf ihn aus. Konnte, durfte er sie so verlassen? Und wenn er jetzt ging, durfte er jemals zurückkehren?

Und dann — war er ein Knabe, der vor einem leeren Schrecken die Flucht ergreift? Was konnte ihm der alte Mann thun, der verwundet und beinahe hilflos auf dem Bette lag? Bis jetzt hatte er Elldorfer nur als den Peiniger seiner Jugend erkannt — heute hatte er ihn ganz anders gesehen. War doch Elldorfer allein dem ganzen großen Haufen gegenübergetreten

und hatte seine Sache kühn verfochten. Er konnte ihn doch wenigstens anhören. Und wie hatte Elldorfer Schupken die heuchlerische Maske abgezogen! Das verdiente Dank.

Der Oberstolze blieb.

Als hätte er eine Ahnung von dem, was in der Seele des jungen Mannes vorging, als fürchte er, durch ein Wort die Waage zu seinen Ungunsten zu entscheiden, hatte Elldorfer still auf dem Bette gesessen. Jetzt begann er:

— Oberstolzer, Du zürnst mir nicht, scheust nicht vor mir zurück?

Merkwürdig, wie gewinnend, wie sanft und herzlich die Worte aus des Alten Mund kommen konnten.

— Komm her, Oberstolzer, gieb mir Deine Hand, fuhr er fort. Du bist ein braver Kerl.

Es kostete dem Oberstolzen Ueberwindung, ihm die Hand zu geben. Aber er gab sie doch. Es war eine hagere, knochige Hand, in die er die seinige legte, und es durchrieselte ihn, als Elldorfer's Hand sich fest darum schloß. Er wollte seine Hand mit einer Kraftanwendung zurückziehen. Da traf ihn ein Blick aus Elldorfer's Auge, ein lächelnder, fragender Blick, fast wie er ihn bei Pauline gesehen.

— Merkwürdig, wie der Alte seiner Tochter

ähneln kann, dachte der Oberstolze und überließ Elldorfer die Hand.

Dieser ließ sie langsam fahren.

Dann hub er an:

— Heute sollst Du mich ganz kennen lernen, Oberstolzer. Ich war kein gütiger Pfleger für Dich. Ich weiß es. Aber was hätte es Dir genützt, hätte ich Dich verzärtelt? Du warst wenigstens vorbereitet auf das, was Du in der Welt finden würdest. Hat sie Dich vielleicht verwöhnt?

Der Oberstolze lachte bitter.

— Schlimmer konnte sie Keinem mitspielen, als mir geschehen, sagte er.

— Dir ist mit demselben Maß gemessen worden, wie den anderen. Die ganze Welt taugt nichts.

— So soll man sie ändern.

— So ändere sie doch, sagte der Alte, die Achseln zuckend. Du hast ja heute Abend gesehen, wie sie schon dabei sind, die Welt zu ändern. Wenn Rendel und Schupke sie in der Hand haben, dann wird sie vortrefflich gehen, wie geschmiert.

— Schurken sind es, sagte der Oberstolze.

— Du bist noch ein junges Blut und kennst erst das Wenigste von ihren Kniffen — wenn Du wüßtest, was ich weiß. Wenn ich Dir sagen wollte, was ich ausgestanden . . .

Und des Alten Augen leuchteten.

— In der Schule haben sie Dich gelehrt: es giebt einen Gott. Ich weiß nicht, ob es einen gegeben hat — wenn aber, dann hat er dem Teufel das Regiment abgetreten, der regiert die Welt. Glaub' es mir, der Teufel führt die ganze Geschichte.

Und er lachte unheimlich.

Den Oberstolzen durchrieselte es wieder bei dieser ungeheueren Lästerung. War er vor einem Verrückten? Er erhob sich. Der Alte bemerkte den Eindruck, den er gemacht; rasch änderte er den Ton.

— Bist Du noch so grün, mein Junge, daß Dich Worte erschrecken? Ich habe nur Scherz gemacht. Nenn' es wie Du willst, das Böse ist immer oben auf in der Welt; aber es soll hinaus und müßten wir das ganze alte Nest ausräuchern.

— Dem Unrecht soll man Widerstand thun, sagte der Oberstolze.

— Das ist ein Wort, dabei bleibe. Es giebt nur eine Wahl: sich feig unterwerfen oder kämpfen. Ich habe den Kampf gewählt, den Kampf bis auf's Messer und bis zur Dynamitpatrone.

— Vor dem Verbrechen scheut ihr nicht zurück?

— Was heißt Verbrechen! rief der Alte mit wilder Stimme. So viel Jahre haben sie mich im Zuchthaus eingesperrt, mich wie einen Sklaven gehalten — warum? Weil ich Kassenbillets gedruckt

habe; denn Geld müssen wir haben und viel Geld für unsere Sache.

Druckt der Minister nicht auch Kassenbillette?

Er druckt sie, um das Volk zu knechten, ich habe sie gedruckt, um das Volk zu befreien. Das ist der Unterschied und deshalb wurde ich eingesperrt. Und das nennen sie Verbrechen.

— Und das kümmert Euch nicht, daß das verboten ist?

— Sie verbieten, weil sie die Macht haben, und wir gehorchen, soweit wir müssen, aber keinen Schritt weiter.

— Dabei aber kann kein Staat bestehen, warf der Oberstolze ein.

— Es soll auch keiner bestehen, rief der Alte triumphirend. Nieder mit dem Staat und jeder sein eigener Herr!

Dann fuhr Elldorfer fort, und seine Stimme nahm wieder den einschmeichelnden Ton an.

— Sieh, Oberstolzer, was hat Dir die Welt bis jetzt gegeben? Hat sich je einer um Dich gekümmert, für Dich gesorgt?

— Niemand — sagte der Oberstolze.

— So komm zu uns, tritt in unseren Bund — da findest Du Brüder, fest bis in den Tod. Willst Du Dich an Dein bischen Leben hängen? Dich darum

abquälen und abzappeln. Wir machen Dich frei, frei von Allem . . .

— Was kann Euch kümmern, wo ich hingehöre? Ich bin Euch gleichgültig.

— Das sage nicht, Oberstolzer. Ich habe Dich nicht erst seit heute im Auge. Tag für Tag und Jahr für Jahr bin ich Dir auf der Spur. Bericht habe ich mir geben lassen über Dich von den Genossen bis in's Zuchthaus hinein. Denn wisse — und seine Stimme sank zu einem geheimnißvollen Flüstern herab — Du bist zu Besonderem, zu Großem bist Du berufen.

— Ich? wie käme ich dazu?

— Das laß unsere Sorge sein. Um Dich schwebt ein Geheimniß — der Bund kennt es. Du hast ein Erbtheil — der Bund kann es Dir geben. Name, Familie, Vermögen — man hat Dir Alles gestohlen — der Bund kann Dich rächen!

Reich mir nochmals Deine Hand und sei der Unsere!

Der Alte sagte es mit Feierlichkeit und streckte die Hand aus . . .

In des Oberstolzen Hirn wirbelte es — Name, Familie, Vermögen, man hat es dir Alles gestohlen, murmelte er vor sich hin. Dann fuhr er wild auf:

— Nenne mir den verfluchten Dieb, er soll es

mir zahlen. Und wie von einer Eingebung ergriffen rief er: Schupke! war es nicht Schupke?

— Du kennst meine Bedingung. Sei der Uns're und zwischen uns giebt es kein Geheimniß mehr . . .

Was die Sehnsucht seiner Tage, der Traum seiner Nächte gewesen war, das Dunkel zu zerstören, das um ihn lag — das war dem Oberstolzen jetzt vor die Füße gelegt. Er brauchte nur zuzugreifen, so besaß er das heißersehnte Gut. Er konnte sich rächen!

Aber der Preis, um den es geboten wurde!

Er sah wie in einen Abgrund und doch, was war es eigentlich, was er aufgab, wenn er sich dem Alten und seinem furchtbaren Bunde verpflichtete? Die trüben Tage seiner Jugend — die Bitterkeiten seiner Lehrzeit und Wanderjahre, aller Spott, jede Kränkung, die er erlitten, und die seinen Stolz verletzten, sie schienen ihm jetzt wie Zeugen für die wahnsinnigen Worte Elldorfer's aufzustehen. Aber Pauline hatte ihn noch eben so dringend gewarnt — und wie würde er vor Anna treten können — verbündet mit einem solchen Menschen.

Er zögerte.

— So sprich! rief der Alte mit schriller Stimme — muthloser Knabe, du wagst es nicht!

— Muthlos, wer? rief beleidigt der Oberstolze. Schon hatte er die Hand erhoben, um einzu-

schlagen, da hatte die Thüre sich geöffnet. Mit geängstigtem Gesicht stand Pauline vor ihnen.

— Vater! rief sie, ich fürchte, sie kommen, sie suchen Dich.

— Den Besuch schickt mir Schupke, aber an meinen Gegenbesuch soll er gedenken, höhnte der Alte.

Man hörte Fußtritte auf den unteren Treppen.

Pauline zog Elldorfer hinüber in das Zimmer Florchens.

— Wir sprechen uns weiter, Oberstolzer, rief er — ich ducke unter.

Dann erwartete Pauline mit dem Oberstolzen zusammen den nächtlichen Besuch.

Und wieder wurde die Thür aufgerissen. Ein Schutzmann schaute herein und schlug alsbald die Thüre wieder lachend zu.

— Falscher Lärm, rief er dem auf der Treppe wartenden Nachtwächter zu. Der Liebhaber ist im Nest und nicht der Alte.

Dann verhallten die Tritte auf der Treppe.

Als die Beiden schweren Trittes heruntergingen, öffneten sich die Thüren, die nach der Treppe gingen, aufgeschreckte und neugierige Gesichter sahen heraus. Bei der kleinen Lehrerin oben war es, zischelten sie sich zu. Sieh', wer hätte das gedacht. Und die Thüren fuhren wieder zu.

Die frechen Worte des Schutzmanns: „Der

Liebhaber ist im Neste!" tönten Paulinen wieder im Ohre.

Hatte Frau Radlow sie vernommen, und er? Robert Radlow?

Ein Beben des Zornes und der Scham ging durch Paulinen. Sie schlug die Hände schluchzend vor das Gesicht.

Den Oberstolzen, der sie zu beruhigen versuchte, winkte sie hastig hinweg.

VIII.

Junge Liebe.

Vergebens hatte der Oberstolze in jener Nacht versucht, das verstörte Mädchen zu beruhigen — als Elldorfer geflohen war, winkte es ihn heftig fort. So war er gegangen — weit hinaus vor die Stadt. Er setzte sich auf die Haide. Ausgesternt lag der Himmel über ihm, und etwas von der erhabenen Ruhe einer solchen Nacht legte sich über seine ermüdete Seele. Wie ein wirrer Traum erschien ihm, was er an dem Abend erlebt hatte. Wandte er aber den Blick auf die Stadt, so schien ihm aus der röthlichen Dunstwolke, die über ihr lag, sich rießengroß das Haupt und das wirre Auge Elldorfer's loszulösen und fragend und drohend sich nach ihm zu wenden . . . .

Am anderen Morgen begann der Oberstolze sich nach Arbeit herumzufragen. Es war gerade Nachfrage nach Tischlern seiner Art; aber er ruhte nicht

eher, als bis er die Fabrik ausgekundschaftet hatte, die Henner verwaltete. Den Platz, der ihm dort angeboten wurde, nahm er ohne Weiteres an, wenn der Lohn auch weit unter dem üblichen Satz blieb. Hatte doch wahrhaftig Anna selbst in dem kleinen Gärtchen der Fabrik gestanden, das an die Straße stieß. Just wie er vorbei ging, tauchte ihr fröhliches Angesicht über einem Strauche auf, von dem sie ein paar späte Blüthen abriß. Auch erkannte sie den Oberstolzen auf der Stelle, und als sie nach einigen Erkennungsworten schieden, da hatte der Oberstolze die Blüthenzweige in der Hand. Sie waren darin geblieben, als sie Abschied nahmen. Hatte sie die Zweige gegeben? hatte er sie genommen? Wer vermag es zu sagen. Der Oberstolze schob sie vorsichtig in seine Brusttasche.

Henner, der Geschäftsführer der Lauenstein'schen Fabrik, war ein Mann von wenig Worten; der ruhelose Ehrgeiz, der ihn regierte, machte ihn gegen Alles gleichgültig, was nicht unmittelbar für seine Zwecke diente. So hatte er an den Oberstolzen keine weiteren Fragen zu stellen; er trug ihn als Jack Miller in die Liste ein und zeigte ihm seine Arbeitsstelle. Rasch hatte er indessen im Oberstolzen ein mehr als gewöhnliches Geschick erkannt; so bekam dieser die Obliegenheit eines Vorarbeiters in seinem Saal, wenn auch nicht den Lohn eines solchen.

Von da an sahen sich der Oberstolze und Anna täglich. Wenn der Oberstolze Morgens früh nach der Fabrik ging, dachte er an nichts anderes, als ob er Anna am Zaun oder am Fenster sehen würde. Und wenn er sich Abends auf den Heimweg machte und ihn ohne einen Gruß von Anna antreten mußte, fühlte er sich unglücklich. Wie hatte doch der Schulvikar Recht gehabt, als er Anna ein wunderschönes Mädchen nannte; ja ihre übergroße Schönheit machte den Oberstolzen betroffen. Er fühlte sich erschüttert, schon beim flüchtigsten Anschauen dieser Züge und in diesem Herzenssturm ward bei ihm der Künstler geboren. Führten doch die ersten Eindrücke, die er von dem Mädchen bekommen hatte, auf die kunstvoll geschnitzte Treppe in der kleinen Dorfkirche zurück, die sie zusammen bestaunt hatten. Am ersten Tage schon, als der Oberstolze Abends nach Hause gekommen war, verschaffte er sich Thon und Modellirstäbe. Und dann saß er die Nacht auf; er suchte der grauen Masse von dem Leben und Feuer der Schönheit zu geben, die ihn so vollständig erfüllte. Manchmal schien ihm unter den Fingern etwas von den bewunderten herrlichen Zügen hervorzuwachsen, dann aber sah ihn das Geschaffene so kalt und leblos an und er warf es enttäuscht und rasch wieder in Klumpen.

Daß sie für einander bestimmt seien, das hatten

der Oberstolze und Anna mit jenem Gefühl, das große Lebenswendungen voraus ahnen läßt, rasch herausgefunden. Aber nach den ersten Begrüßungen vollzog sich die Annäherung nur schwer. Denn nur widerstrebend öffnete sich die Seele des Oberstolzen. Mißtrauen gegen sich selbst, Mißtrauen gegen die Welt erfüllten ihn, sein Zusammentreffen mit Paulinen hatte ihn darin bestärkt — so unbedeutend und nichtssagend hatte er sich ihr gegenüber empfunden; das Ringen seiner künstlerischen Seele, das Bild der Geliebten festzuhalten, das ihm nur ein ewiges Unterliegen gegen den unbeseelbaren Stoff schien, hielt ihn in einer mißmüthigen Stimmung. Das Leben hatte eiserne Reifen um sein Herz geschlagen und noch wollten sie nicht zerspringen.

Daß Anna ein vielumworbenes Mädchen sein müsse, das hatte sich der Oberstolze schon gesagt, als der Schulvikar den Eindruck gerühmt hatte, den sie auf ihn gemacht. Auch war das über und über der Fall. Eifersucht lag aber nicht im Wesen des Oberstolzen. Schritt für Schritt mußte er sich das Vertrauen zu den Menschen erwerben, das Gewonnene aber hielt er mit zäher Hartnäckigkeit fest. Und so zog langsam eine größere Ruhe und Sicherheit bei ihm ein — wie schnell sollte sie ein jähes Ende finden!

Was konnte Anna Henner bestimmen, dem wunder-

lichen, heimathlosen Fremdling ihr Herz zuzuwenden? Vielleicht zuerst das Mitleid mit seinem Unglück, oder ein gewisses Mitempfinden an der stolzen Art, in der er sein Schicksal nahm, oder vielleicht gar das Fremdartige seines ganzen Wesens, vielleicht selbst der künstlerische Zug in dem Oberstolzen, wenn ihn Anna auch mehr ahnte, als ihn verstand. Wer sie zusammen gesehen hätte, die beiden hochgewachsenen Menschenbilder, der hätte sich sagen müssen: wahrlich, ein schönes Paar. Aber in ihren Reden war lange nichts zu spüren, was auf eine aufkeimende oder gar schon siegreich herrschende Liebe deuten konnte. Es ist schon an sich keine kleine Sache, bis zwei Seelen sich bis zur Innigkeit völligen Aufgehens in einander in's Gleichgewicht setzen. Das war bei diesen beiden aber noch durch ganz ungewöhnliche Hindernisse gehemmt. Denn auch in Anna waren die Frühlingsstürme eingezogen, welche der Liebe voraus gehen, die sie begleiten und vollenden. Sie war nicht mehr das ruhige, kraftbewußte Mädchen, das sie noch jüngst gewesen. Etwas Reizbares, leidenschaftlich Erregbares kam über sie, das zeigte sich im Verkehr mit ihrem Bruder, aber auch mit dem Oberstolzen. Sie erschrak vor sich selbst, als sie sich zum ersten Mal gestehen mußte, daß sie eifersüchtig war. Sie fühlte sich tief beschämt, aber sie vermochte die eifersüchtige Regung nicht abzuweisen. Auf wen? das wußte sie

sich nicht zu sagen; auf Pauline Elldorfer brachte sie geflissentlich oft die Sprache, nachdem der Oberstolze seine Bekanntschaft mit ihr erwähnt hatte. Wenn er auch versicherte, daß sie nach einem flüchtigen Wiedersehen halb in Unfrieden geschieden seien. So vieles in des Oberstolzen Wesen war ihr unverständlich — sein verschlossenes Schweigen, sein stürmisches Aufflammen bei Dingen, die ihr kaum ein Interesse abgewannen; ihrem leidenschaftlichen Empfinden lag die Besorgniß am nächsten, der Oberstolze bringe ihr nur ein getheiltes Herz entgegen. Zweifel an ihr selbst, die sie früher nie gekannt, zogen in sie ein.

Und dann war jetzt ein Freier da, ein ganz besonderer, von dem Henner seiner Schwester mit Andeutungen sprach, aus denen diese leicht verstehen konnte, daß sie Gnade vor Schupken gefunden habe, daß Schupke nicht abgeneigt sei, sie mit seiner Hand zu beehren. Kein junger Mann mehr, aber ein frischer Wittwer und reich, sehr reich; damit meinte Henner, sei sein und der Schwester Glück dann gemacht. Anna kehrte sich mit Mißachtung vor solchen Worten ab. Aber des Bruders fortgesetztes Drängen belästigte sie. Als Anna einmal mit dem Oberstolzen von der Sache sprechen wollte, gerieth dieser bei der bloßen Erwähnung des Namens Schupke in eine so zornige Aufregung, daß Anna sich fürchtete in ihrer Mittheilung weiter zu gehen.

Zwischen der Fabrik und den ersten Häusern der Stadt lag ein großer wüster Platz, zukünftiger Baugrund, die sieben Morgen genannt. Etwas abseits vom Wege war ein kleiner Hain, die verwilderten Reste einer früheren Gartenanlage. Dort tauschten an einem Herbstabend Anna und der Oberstolze die ersten Liebesschwüre, die ersten Küsse. Da erschloß sich des Oberstolzen Innere zum ersten Mal voll und ganz und von einem Strahl künstlerischen Empfindens angeglänzt, der auch Anna's Seele mit sich riß; jedem eifersüchtigen Zweifel versprach sie sich für immer den Abschied zu geben. Ein Schauer kam über sie, als sie sich an den Händen haltend, dahinwandelten. Ihnen war, als erzählte das Herbstlaub, das unter ihren Füßen raschelnd sich zertheilte, wunderliche Geschichten. Aber wie hätte der Oberstolze damals ahnen können, welche Bedeutung die Stätte, welche seine Liebe geweiht hatte, für sein Leben bereits besaß. . . . .

Nur ein kurzer Liebesfrühling war dem jungen Paar beschieden — schon war das Unheil im Heranziehen. . .

Selbst die Erinnerung an Elldorfer wünschte der Oberstolze aus seinem Gedächtniß zu wischen, aber Elldorfer war weit entfernt, seine Pläne auf den Oberstolzen aufgegeben zu haben.

Kurze Zeit, nachdem der Oberstolze auf der

Fabrik eingestellt worden war, meldete sich bei Henner ein Arbeiter, der sich nicht abweisen lassen wollte. Und so wies Henner ihn schließlich dem Oberstolzen zu. Es war ein Mann mit brennend rothen Haaren, der Oberstolze meinte, ihn schon irgendwo gesehen zu haben, nur wußte er nicht recht, wo und wie. Viel verstand der Rothe, Kunz geheißen, nicht vom Geschäft. Aber er hatte eine glatte Zunge und ein gewandtes Wesen. Bald stand er mit allen Arbeitern auf einem gewissen Fuß, selbst mit Henner, dessen Eigenheiten er geschickt zu schmeicheln wußte. Nur vom Oberstolzen hielt er sich auffallend fern.

Wieder verging einige Zeit. Als einmal Feierabend gemacht wurde, ging der Rothe an des Oberstolzen Platz vorbei. Ohne ihn anzusehen, sagte er gerade noch laut genug, um von dem Oberstolzen verstanden zu werden.

— Kamerad! heute Abend acht Uhr am Landsberger Thor. Elldorfer will Dich sprechen.

Der Oberstolze fuhr zusammen. Er hatte sich die Erscheinung Elldorfer's und was dieser ihm gesagt hatte, gewaltsam aus dem Sinne gehalten. Pauline war er auf der Straße begegnet, sie war ihm mit unverkennbarer Absicht ausgewichen. Die Nähe Anna Henner's gab ihm ein beglückendes Gefühl von Ruhe und innerem Frieden, wie er sie lange nicht gekannt

hatte. Er lebte und webte nur in den flüchtigen Begegnungen, die er mit ihr hatte und gerade heute Abend hatte er Hoffnung, sie einmal ungestört zu sprechen. Denn Henner war zu einer Zusammenkunft der Gläubiger der Fabrik nach der Stadt berufen.

— Ich kann nicht kommen, sagte der Oberstolze zu dem Rothen.

— Du kannst nicht kommen? wenn Elldorfer Dich sprechen will, murmelte Kunz und warf dem Oberstolzen einen stechenden Blick zu.

— So sag' ihm, daß ich nicht kommen will. Und der Oberstolze wandte sich kurz ab.

— Bedenke, was Du thust. Wenn Du ihn nicht sehen willst, so wirst Du von ihm hören. Mehr als Dir lieb ist. Bedenke Dich! und damit schob er sich weiter . .

IX.

Die Wachtstube.

Wenn in Amerika eine neue Stadt begründet wird, so ist, wie man erzählt, das Erste, was sich darin aufthut, eine Bank und eine Zeitung. In Berlin kann man darauf zählen, daß der erste, der sich in einem neuen Quartier ansiedelt, ein Budiker ist; nach einiger Zeit sitzt ein Cigarrenfritze neben daran. Eine Armee von Budikern und Cigarrenfritzen ernährt die deutsche Nation, zahlreicher und jedenfalls kostspieliger als das Soldatenheer.

Draußen im Norden, wo noch vor Monaten der Pflug ging, und heute schon eine lange Reihe von Häusern mit ihren unzähligen Fensteraugen in das freie Feld sehen, sitzt in dem Eckhaus der unfertigen Straße in einem halbfertigen Hause unfehlbar der Budiker. In dem kleinen Schenkzimmer ist es still, denn die Maurer und Steinträger, die sonst hier

verkehrten, haben sich nach der andern Straßenecke gezogen.

Der Budiker hat aber doch sein Publikum. Nur darfst du es nicht vorn im Schenkraum suchen. Dort ist Niemand außer dem Wirth und einem Manne, der, an den Schenktisch gelehnt, die Thür überwacht. Die Kundschaft hat sich nach dem Hinterzimmer gezogen. Im Schein der qualmenden Petroleumlampe, die von der Decke hängt, zeigt sich das graue struppige Haupt Elldorfer's und sein hastiger, schweifender Blick. Ein halbes Dutzend Männer sitzen und stehen um ihn herum; es sind uns schon bekannte Gestalten — dieselben, die ihm im Pfeffersack zu Hilfe gekommen sind.

Denn hier haben Elldorfer und seine Genossen zur Zeit das, was man ihre Wache nennen könnte.

Verderben umlagerte die Nähe Elldorfer's. Er gehört einem der schrecklichsten Verbrecherbünde an, von denen die Welt weiß, den Anarchisten. Ihr Treiben ist heimlich, aber wie von einem unterirdischen Brand die Lohe hie und da erschreckend aufschlägt, so fragt man sich, wenn irgendwo ein furchtbares Unglück gemeldet wird, ein haarsträubendes Verbrechen, ob wieder die Hand der Anarchisten zu spüren ist. Mord, Raub und Brand bezeichnen ihre Wege. Ihre Verbreitung über verschiedene Reiche erhöht ihre Gefähr-

lichkeit. Finstere, entsetzliche Häupter zählen die Verschworenen in Amerika.

Den Höhepunkt ihrer Verruchtheit bildet aber der systematische, satanische Krieg, den sie gegen die Sicherheit der Eisenbahnen führen. Und wie die Eisenbahn der letzte Ausdruck unserer Kultur ist, so ist die Zerstörungswuth, die sich gegen die Bahnen wendet, ihr tiefster Schatten.

Eine schwere Krankheit unserer Zeit, dieser heillose Bund, und krank sind Diejenigen, die sich zu ihm halten. Der Geist ist bei ihnen verdüstert, das Herz versteinert, selbst die Sinne sind abgestorben — wie könnten sie sonst dieser schönen Gotteserde gram und feind sein! Die ungeheuerlichen Gedanken, mit denen sich derartige Menschen tragen, arbeiten aber nicht blos nach außen, sie zerstören den Menschen von innen heraus; Gewissen und vernünftige Ueberlegung sind in ihnen zu Schlacken gebrannt, Zügellosigkeit und Ausschweifung aller Art haben ihnen den traurigen Stempel aufgedrückt, ihr Wesen gemahnt an das von Wahnsinnigen.

Zu dieser Schaar gehörte Elldorfer. Ob er mehr Wahnsinniger oder mehr Verbrecher war, darüber würden sich vielleicht der Irrenarzt und der Kriminalrichter streiten. Das hinderte aber nicht, daß er einer der kühnsten, verschlagensten, unternehmendsten Führer auf der Bahn des Verbrechens war. Die Aufregung

des Spieles mit Menschenglück und Menschenleben konnte er nicht mehr entbehren; mit der Schlauheit des Irrsinnigen spann er seine Pläne, unzählig sind die Verführungskünste, die er anwendet, um dem Bunde neue Genossen zuzuführen. Seine Kenntniß aller schlimmen Leidenschaften im Menschen und sein überlegener Scharfsinn machten ihn dazu vor Allem geschickt. Auf lange Jahre hinaus berechnete er seine Unternehmungen, legte er seine Pläne. Von seinen Genossen im In- und Ausland wird ihm Kundschaft zugetragen, nie fehlt es ihm an einer Hand, die ausführt, was er will. Seine finstere, rücksichtslose Entschlossenheit ward selbst von seinen Genossen gefürchtet. Und in dem Kampf gegen Polizei und Gerichte fand er den Reiz eines gewagten Spiels.

In der Zeit, da diese Geschichte spielt, hatten die Genossen Elldorfer's indessen zu bemerken angefangen, daß er nicht mehr derselbe war, wie früher. Hatte die unerbittliche Disciplin des Zuchthauses seine Energie geschädigt, hatte das Alter sie angenagt, jedenfalls genoß er im Bunde nicht mehr das Ansehen, das er früher besessen hatte, da seiner verbrecherischen Wildheit Keiner zu folgen vermochte. Vielleicht war es der stille Einfluß Paulinens, dem sich Elldorfer nicht entziehen konnte. Lange Jahre hindurch hatte er sich allen sanften menschlichen Re-

gungen mit unerbittlicher Hartnäckigkeit verschlossen. Aber Paulinens lieblichem Blick, ihrem einfachen, herzgewinnenden Wesen konnte auch er sich nicht entziehen. Sie allein hatte Elldorfer von seiner Familie vorgefunden, als er aus dem Zuchthaus entlassen wurde. Sie war ein kränkliches, verwahrlostes Kind gewesen. Mit einem Male hatte sie sich merkwürdig entwickelt. Ihr kräftiger, lernbegieriger Geist schien dem schwachen Körper zu Hülfe gekommen zu sein. Und wie der alte Elldorfer sich an sie als sein einziges Besitzthum in dieser Welt heftete, so wurde die unausgesetzte Sorge, in welcher sie des Vaters geheimnißvolles, wildes Treiben hielt, ein Band, das die Tochter an den Vater knüpfte.

Den ganzen Umfang des verbrecherischen Treibens von Elldorfer überschaute Pauline nicht. Ihre reine Seele wäre davor zurückgeschreckt. Sie hielt ihren Vater für das Opfer unglücklicher Verhältnisse, und in den finstern Worten, die sie von ihm zu hören gewohnt war, erblickte sie mehr den Ausdruck überreizter Gefühle, als die Ankündigung wirklicher Pläne.

Auch das konnte dem spähenden Blick der Genossen Elldorfer's nicht entgehen. Der Alte wird schwach, er hängt schon an den Schürzenbändern seiner Tochter, so höhnte der rothe Kunz, der Roheste in dem rohen Bunde, der von dem eifersüchtigen

Streben beseelt war, Elldorfer aus seiner Führerstellung zu verdrängen.

Aus Amerika hatte Elldorfer in der letzten Zeit wiederholt Briefe erhalten, die sich über seine Thatlosigkeit scharf und höhnisch aussprachen und die Herüberkunft eines Führers in Aussicht stellten, welcher der zu Boden liegenden Bewegung aufhelfen und durch ein paar wilde und grausige Schläge der Welt neuen „Respekt" vor der Bande einflößen sollte.

Elldorfer empfand dies mit Verbitterung, er fühlte, wie sein Ansehen schwand. Darum hatte er mit solchem Frohlocken sein Zusammentreffen mit dem Oberstolzen begrüßt. In ihm dachte er sich einen ergebenen Gehilfen, eine Stütze seiner wankenden Stellung zu ziehen. Als ein heimathloser, familienloser Mann erschien er ihm als ein sicheres Opfer. Vor Allem aber war Elldorfer das Geheimniß des Herkommens des Oberstolzen bekannt; er wußte, daß Geld, außerordentlich viel Geld dabei herauszuschlagen war — er hatte längst seine Vorbereitungen getroffen, um dies sein Wissen nutzbar zu machen. Nicht für sich wollte er das Geld — er verachtete es in der That — aber für die Pläne des Verbrecherbundes, zur Befestigung seiner Stellung und als Genugthuung für seine Eitelkeit. Auch in dieser Richtung liefen die Fäden nach Amerika, und gerade

waren seine Vorbereitungen fertig, als der Oberstolze in jenem Handgemenge plötzlich ihm zur Seite stand.

Um so weniger gedachte Elldorfer jetzt den Oberstolzen los zu lassen. Und wenn er sich nicht freiwillig ergab, so wußte Elldorfer schon den sicheren Weg: es galt, den Oberstolzen auf die Bahn des Verbrechens zu drängen, auf alle Fälle ihn aus seinem ruhigen Weg zu reißen und ihn schuldig oder unschuldig in solche Händel mit der Justiz zu verwickeln, daß er inskünftig zu den von der Gesellschaft Ausgestoßenen gehörte. . . . .

So hatte den Oberstolzen wenige Tage vor dem Brande der Lauenstein'schen Fabrik die Botschaft Elldorfer's erreicht.

Der Oberstolze hatte sich geweigert, ihm zu folgen, und mit finsterer Drohung hatte sich der rothe Kunz entfernt.

Soeben war dieser in die Hinterstube des Budikers eingetreten und erstattete mit schlecht verstecktem Hohn gegen Elldorfer denselben Bericht.

— Er kommt nicht, erzählte der Rothe. Er will nicht, so sagt er gerade heraus. Ich weiß, er hat sich verplempert mit der schönen Schwester des Verwalters. Ich habe sie bei einander stehen und sich zuflüstern sehen.

Er lacht uns unter die Nase, Dir und mir — und vielleicht auch noch Andern.

Elldorfer zuckte.

Es geht nicht vorwärts mit unserer Sache, fuhr der Rothe fort. Du sagst, Du wolltest ihn in den Bund bringen, er hätte Geld hinter sich, er denkt nicht an uns. Rendel und Schupke haben uns aus ihrer Versammlung hinausgeworfen, hetzen die Polizei hinter uns. Warum sollen sie nicht, geschieht ja nichts, um uns in Respekt zu setzen.

— Der Oberstolze kommt nicht, sagte der Alte, ohne sich um des Rothen Bemerkungen weiter zu bekümmern. Vor ein paar Tagen hätte ich darüber geflucht. Heute paßt es mir. Ich habe keine Zeit mehr, mich mit dem Jungen viel aufzuhalten. Ich habe Briefschaften aus Amerika bekommen — durch die unterirdische Post — wir brauchen keinen Stephan. Es soll ein Schlag geschehen, und er muß geschehen — ein großer Schlag. Er wird der Welt in die Beine fahren, sagte er finster.

— Aber das Geld! fiel der Rothe ein. Wo bekommen wir das Geld her? Ohne Geld ist alles eitel.

— Kannst Du es schaffen? Nein? So überlaß die Sorge Denen, die klüger sind. Unsere Brüder in Amerika . . .

— Haben sie Märker geschickt? frug der große Kerl.

— Das nicht, aber ein Ding, mit dem man Märker prägt.

— Falsches Geld, faule Sache, rief der Rothe.

— Denke nicht daran, habe genug mit dem vorigen Mal. Aber so weit sind wir noch nicht, fuhr der Alte fort. Wir sind noch am Vorspiel. Dem Schupke geben wir einen Denkzettel, den er ohne Brille lesen kann. Der Oberstolze selbst soll dabei helfen, er mag wollen oder nicht; ich fange ihn, an einem Flügel habe ich ihn schon.

Und er lachte in sich hinein.

Der große Kerl stellte das Schnapsglas hin, aus dem er eben den letzten Tropfen sich hatte in die Kehle laufen lassen. Die Andern schauten gespannt nach Elldorfer.

— Es giebt einen Hauptspaß, fuhr Elldorfer fort, der die Gelegenheit wahrnahm, sich seinen Genossen wieder einmal im alten Glanze zu zeigen, ehe ihm der Amerikaner die Führung abnehmen würde. Der Schupke selbst hat mir die Blauen so über den Hals gehetzt, daß ich hier sitzen muß, wie der Fuchs im Loch. Da hab' ich Zeit gehabt, mir meinen Plan auszuspinnen. Es ist ja kalt, da kann man mit dem Heizen beginnen.

— Bei der Hauptsache muß ich dabei sein, sagte der Rothe.

— Natürlich Du und ich und Du Großer, sagte er, sich zu dem riesigen Kerl wendend.

— Wenn es nur was zu reißen und zu schlagen giebt, grinzte dieser.

— Wird schon werden. Was Euch betrifft, fuhr Elldorfer fort, sich an drei Kerle wendend, die sich eben zum Kartenspiel zusammensetzten, Ihr bekommt den Burschen, den ich fangen will, zuerst in die Hände. Und ich werde Euch schon sagen, wie Ihr ihn stutzen sollt.

— Ich bin ein Hundefänger, sagte der Kerl, der die Karten mischte, soll ich ihm die Ohren stutzen?

— Wirst es schon erfahren, wenn es Zeit ist.

— Meinetwegen. Kreuz ist Trumpf. Und jetzt heraus mit der Karte . . .

Elldorfer zog den Kunz in die Ecke. Die Zwei sprachen leise mit einander.

X.

In der Falle.

Eine rechte Ordnung herrschte in der Fabrik seit Lauenstein's Tod und seit der Uebernahme durch dessen Gläubiger nicht mehr. Es waren zu viele, die hineinsprachen; vor allem Schupke, der sich Herr und Meister fühlte. Als in der Versammlung der Gläubiger Henner Bericht über den Stand der Fabrik gegeben hatte, erhielt er einen Sack voll von Lehren und Weisungen Schupke's mit.

— Geben Sie Acht, Henner, hatte Schupke gesagt, daß die schlechten Elemente nicht auch in unsere Fabrik kommen. Sonst giebt's Hängereien mit der Polizei. Sie haben einen ganz gefährlichen Menschen eingestellt. Weg mit dem.

Er erläuterte, daß er den Oberstolzen meinte, den er bei einem Gang durch die Fabrik gesehen hatte.

— Es ist unser bester Arbeiter und ich habe ihn

eigentlich recht nöthig — aber wenn Sie befehlen, Herr Schupke — so dienerte der gehorsame Henner.

Der rothe Kunz hatte anderen Tages aus einer Bemerkung Henner's gleich herausgehört, daß der Oberstolze in Ungnade gefallen sei. So begann er einen frechen Streit mit dem Oberstolzen. Dieser war ohnehin gereizt; er hatte am Abend vorher eine Auseinandersetzung mit Anna gehabt; sie weigerte sich, über ihr Verhältniß mit dem Bruder zu sprechen. Sie wußte, daß es einen harten Kampf setzen würde, und es lag in ihrer Natur, Nichts zu beginnen, was sie nicht alsbald klar und entschieden zu Ende führte. Dazu schien ihr der Augenblick noch nicht gekommen. Aber der Oberstolze mißverstand sie. Die finstere Stimmung war wieder ganz über dem Oberstolzen. Er gab Henner, der in seinem Streit mit dem Kunz auf dessen Seite trat, ein paar scharfe Worte. Das paßte Henner.

— Sie können Ihre Sachen packen und gehen, sagte er.

— Ich bin zuviel auf der Welt, doch dafür kann Rath werden. Der Oberstolze sagte es und ging.

— Auf den geben Sie Acht, mit dem sind Sie noch nicht fertig, warnte der Rothe gleisnerisch Henner, als er dem abziehenden Oberstolzen einen höhnischen Blick zuwarf.

Wir sind alle froh, daß wir den hochmüthigen Kerl los sind, fuhr er fort. Nicht wahr, Kameraden?

Und die Nebenmänner des Rothen nickten.

Mit grimmigem Gefühl ging der Oberstolze von der Fabrik weg. Vergebens hatte er gehofft, Anna wenigstens am Fenster zu sehen. Er dachte, ob er nicht besser gethan, Elldorfer's Botschaft zu folgen. Als der Oberstolze in seine Schlafstelle kam, wunderte sich seine Wirthin, wie wild und verstört er aussah. Er schrieb einen Zettel an Anna: „Alle sind wider mich, aber meine Feinde sollen es mir entgelten.“ Dann bat er sie um eine letzte Zusammenkunft. Er adressirte sein Papier und gab es auf die Post. Den Rest des Tages saß er schweigend und in seine Gedanken eingesponnen auf seinem Bett.

Es war dunkler Abend, als die Wirthin ihm meldete, Jemand warte auf der Straße, der ihm etwas zu geben hätte. Im Dunkel des Thorweges traf er auf einen jungen Menschen.

— Seid Ihr der Oberstolze? frug dieser.

— Was hast Du an ihn?

— Ein eilender Brief, ich soll springen, so viel ich könnte, hieß es. Der Brief kömmt von draußen.

Der Mensch drückte dem Oberstolzen einen Brief in die Hand und war, ehe dieser sich fassen konnte, zur Hausthür hinaus verschwunden. Beim Schein der

nächsten Straßenlaterne öffnete der Oberstolze den Brief, der keine Aufschrift trug. Er las:

„Komm, hilf! Rette! Auf ewig Deine A. H. Vernichte dies Blatt, wenn Du mich liebst!"

Er kannte Anna's Schrift nicht, aber der Brief konnte nur von ihr sein. Was konnte ihr drohen? Er starrte auf die wenigen Worte, als müßten sie ihr Geheimniß erklären, ehe er dem Gebot gehorchte, den Zettel zu zerreißen. Doch gleichgiltig, wie es war, er mußte zu ihr, auf der Stelle. Er rannte nach der Richtung fort, wo die Lauenstein'sche Fabrik lag.

Dort, wo die Häuser der Stadt einen Halt machen, bis die nächste Bauspekulation sie wieder quartierweise weitertreibt, reiht sich eine Zahl alter Weidenbäume rechts und links an den Weg. Die verdrehten kahlen Stämme, deren Umrisse die Nacht allein hervortreten läßt, gemahnen an Hexen auf dem Kreuzweg. Dorthin strebte der Oberstolze mit Aufbietung aller Kraft, denn von dort aus konnte man bereits die Fabrik liegen sehen. Als er an dem ersten Weidenbaum vorbeieilte, glaubte er einen leisen Pfiff zu hören. Der Oberstolze achtete nicht darauf. Er stürmte weiter . . . .

Hast Du, Leser, vielleicht schon einmal einen Hundefänger bei der Arbeit gesehen, wenn er den armen Tyras' und Nero's nachstellt, die ohne Maul-

körbe und Marke auf die Straße entwichen sind? Unbetheiligt steht der Mann da, die Hände ruhen auf dem Rücken. Mit einem Male — dein Auge kann es kaum verfolgen — hat der Mann eine Leine entsendet, sie schwirrt durch die Luft, schlingt sich um das Opfer und zappelnd und hülflos liegt es am Boden. Aehnlich erging es jetzt dem armen Oberstolzen. Neben der Weide erhob sich plötzlich eine Gestalt; im gleichen Augenblick spürte der Oberstolze einen Druck am Hals, und als er unwillkürlich mit den Händen danach fuhr und vergeblich versuchte, sich aus der über ihn geworfenen Schlinge zu ziehen, fühlte er die Beine unter sich weggezogen. Mit einem harten Schlag stürzte er zur Erde. Er mußte es über sich ergehen lassen, daß die beiden Männer sich auf ihn setzten. Widerstand war unmöglich, dazu war er von dem schweren Fall halb betäubt. Der Kerl, der ihn am Kopf hielt, steckte ihm einen Knebel in den Mund, Hände und Füße waren in einem Nu gebunden. Rasch schleppten ihn die Beiden an den Straßenrand, er spürte, wie sie sich an seiner Kleidung etwas zu schaffen machten. Dann legten sie ihn mit dem Gesicht der Fabrik zu und nahmen eilends die Richtung nach derselben.

Alles das dauerte kaum so lange, als es Zeit kostet, es zu erzählen. Langsam kam der Oberstolze zur Besinnung. Sein Herz war voll von Wuth über

den schmählichen Ueberfall, voll von Angst und Verzweiflung über die Gefahr, in der er Anna Henner fürchtete. Da lag er hilflos und verlassen am Wege, während sie auf seine Hilfe wartete, nach ihr rief. Dort war sie, seine Blicke konnten die Fabrik erreichen, mit gewaltiger Kraft riß und zerrte er an dem Strick, mit dem ihm die Hände zusammengebunden waren. Vergebens! Allzu kräftig war der Knoten geschlungen.

Wie er sich immer noch vergeblich abarbeitete, ging eine leichte Helle auf der Stelle auf, wo die Fabrik lag, dann sah er, wie eine Rauchwolke sich darüber legte. Ein rother Schein spiegelte sich in ihr, Funken spielten darin wie ein feuriger Bienenschwarm. Ein Brand in der Fabrik! kein Zweifel mehr. Jetzt schoß die Flamme empor, sie schlug höher und höher. Furchtbare Bilder bemächtigten sich seiner. Er sah im Geiste Anna händeringend an dem Fenster der brennenden Fabrik: „Komm, hilf, rette!“ hörte er sie rufen. Er schloß die Augen, die Stirne schmerzte ihn von dem betäubenden Fall, er fühlte, wie die Sinne ihm schwanden.

So hatte er eine Zeit lang gelegen. Wie lange? er wußte es nicht. Der Tag begann bereits zu grauen. Immer noch lag die Staubwolke über der Fabrik, aber sie war dick und schwarz. Die Ruhe schien des Oberstolzen Kräfte gestärkt zu haben; er

rieb die Handfessel an einem Prellstein des Weges; blutig ging die Haut mit — er achtete es nicht. So rang und riß und arbeitete er — wollte denn der Strick gar nicht nachgeben! Da tauchte am Rain ein wunderliches Gesicht auf, die Haut geschwärzt, das Haar und die verlumpte Kleidung angesengt.

— Dir haben sie wohl von einem Kälberwagen verloren? frug der Geselle. Ist 'ne tolle Nacht.

Im gleichen Augenblick hatte er ein Messer, das am Griffe festsaß, aus der Seitentasche gezogen — ein Zug und der Strick war durchschnitten.

— Nu entwickle Dir weiter, Brüderken. Damit tauchte der Mensch wieder am Raine unter und war weiter gehuscht.

Der Spitzenfritz — ja er selbst!

Der Oberstolze that einen gewaltigen Ruck! und die Hände waren auseinander. Befreit! Er streifte den Strick vollends los, riß den Knebel aus dem Mund. Jetzt die Füße los. Und in wüthender Hast stürmte er der Fabrik zu. Beinah hätte er drei Männer umgerannt, die den Mittelweg einnahmen. Es waren uns're Bekannten, Piefke der Schreiber, Zieten der Photograph und Langhahn der Zeitungsreporter, die nach der Brandstätte zogen, „die Pflichten des Amtes zu üben", wie Langhahn sich ausdrückte.

Das Aufsehen, welches die Erscheinung des Oberstolzen in dem Fabrikhof alsbald hervorrief, war nur zu begreiflich. Die Kleider beschmutzt und zerrissen, die Haare wirr um den Kopf, Blutspuren auf Gesicht und Händen, die Augen weit hervortretend und nur mühsam Athem schöpfend von dem angestrengten Lauf, so war der Oberstolze angelangt. Schon war es dem rothen Kunz gelungen, den Verdacht der erregten, brotlos gewordenen Arbeiter gegen ihn zu wenden. — Seht ihn! Das böse Gewissen steht ihm auf dem Gesicht geschrieben, rief Kunz.

Drohend hoben sich die Fäuste gegen ihn. In demselben Augenblick verbreitete sich die Nachricht, daß wahrscheinlich ein Mensch in dem Feuer umgekommen sei — und schon erscholl der Ruf gegen den Oberstolzen:

— Werft den Mordbrenner ihm nach — in's Feuer!

Da war Piefke, der Rechtsanwaltschreiber, eingesprungen.

— Er gehört der Justiz, hatte er mit einer Stimme geschrieen, daß die nächsten um den Oberstolzen zurückfuhren.

Dann war auch der Wachtmeister rasch dazu getreten. Er hatte dem Oberstolzen die Hand auf die Schulter gelegt.

— Zunächst sprechen wir zusammen.

Gesteh, Kerl, wo kommst Du her? schnarrte er ihn an.

Den Oberstolzen schwindelte es. Was hatten sie denn alle gegen ihn, daß sie ihn hetzten wie ein Wild? Mühsam kämpfte er um Athem. Er sah sich um — nur feindlichen Blicken begegnete er bis auf den ihm fremden und gleichgiltigen Piefke, der fest neben ihm Posten gefaßt hatte und ihm aufmunternd zunickte.

Da sah er nächst dem Verwalterhäuschen Anna Henner stehen; ein Schrei, wie der eines geängsteten Thieres, entrang sich seiner Brust.

— Anna! rief er.

Der Ruf hätte unter andern Umständen die Menge erschüttert, die sich um den Oberstolzen drängte. Aber wie er von dem beschmutzten, blutigen Menschen heiser und halbverstümmelt hinausgerufen wurde, klang es nur seltsam. Und als der rothe Kunz spottend rief:

— Hört nur, er schreit nach seiner Amme, das Päppelkind!

Da erscholl ein wildes Gelächter.

Anna durchbebte es, sie eilte herbei, den Bruder verlassend. Sie drängte die Männer zurück, die sie von dem Oberstolzen trennten. Just wie sie an die

Gruppe herantrat, die der Wachtmeister und der Oberstolze bildeten, war auch ein Schutzmann aus Berlin aus einer Droschke gestiegen und auf den Wachtmeister zugegangen.

— Herr Wachtmeister, sagte er, militairisch salutirend, haben Sie den Thäter schon?

Anna wollte dem Oberstolzen die Hand reichen.

Der Wachtmeister drückte ihr den Arm zurück.

— Nicht anrühren, sagte er, höchstens besehen.

— Gehört das Fräulein auch dazu? fiel der Schutzmann ein. Wie sich das trifft! Wahrhaftig, das ist gerade der Mensch, wegen dessen ich komme. Bürschchen, Dich kennen wir, wir treffen uns sicher zum zweiten Male; es ist derselbe, den ich jüngst Nachts in der Kammer der Pauline Elldorfer getroffen.

Anna durchzuckte es, die Hände fuhren ihr auf den Rücken.

— In der Kammer der Pauline Elldorfer Nachts getroffen! Oberstolzer, ist das wahr? sag', daß er lügt, sag' es um Gotteswillen.

Es war still geworden, alle starrten auf die Beiden hin. . . .

Mit leidenschaftlicher Spannung hing das Mädchen an des Oberstolzen Mund.

Aber der Oberstolze biß die Lippen und schwieg.

So standen die Zwei hochaufgerichtet wie starr

in der bewegten Gruppe einander gegenüber. Noch immer schwieg der Oberstolze, nur der Beiden Blicke begegneten sich, der des Oberstolzen stolz und vorwurfsvoll, der des Mädchens scheu und verstört. Doch rasch war das Bild verändert.

— O, der ist klug, er liebt sich ein warmes Nest und weiß, wo es zu finden ist, rief hämisch der rothe Kunz dazwischen.

Ein brüllendes Gelächter folgte. Verwirrt und beschämt flog das Mädchen davon. Als Anna sich von ihm gewandt hatte, schien des Oberstolzen Kraft wie gebrochen.

— Einen Augenblick nur laßt mich niedersetzen — gebt mir einen Schluck Wasser, murmelte der Oberstolze, dem die Knie zu wanken begannen.

Das gute Herz des Wachtmeisters gewann die Oberhand. Er leitete den Oberstolzen nach einem Holzhaufen, hieß ihn niedersitzen und reichte ihm seine Feldflasche.

— Und Sie, Mensch, was wollen Sie eigentlich hier? schnauzte der Wachtmeister Piefke an, der auch auf den neuen Platz gefolgt war.

Piefke begab sich eilig auf den Rückzug. Nach drei Schritten aber kehrte er sich dem Oberstolzen zu.

— Radlow, schrie er, ist unsere Adresse, Rechts-

anwalt Robert Radlow, Rosenthalerstraße 31. Fragen Sie nach Radlow.

Bei dem Namen Radlow zuckte der Oberstolze. Robert Radlow, der Name seines jugendlichen Beschützers — wie mechanisch wiederholte er den Namen.

— Ganz richtig. Vergessen Sie nicht, Rosenthalerstraße 31, wiederholte Piefke, in eiligem Rückzug vor der drohenden Miene des Wachtmeisters. Dann wandte er sich zu seinen beiden Genossen.

— Nun? frug ihn der Photograph, der den Kopf eben aus seinem Kasten gezogen hatte, mit dem er visirte.

— Ich habe den Fall in der Tasche. Ein glorreicher Fall, wir bringen ihn frei — ein armer Teufel, der sich nicht zu helfen weiß, sagte er, sich die Sache gleich zurechtlegend.

— Wenn Du Dich darauf spitzest, sagte der Reporter, so wirst Du Deinen Rechtsanwalt schön hineinlegen. Ich habe den Schutzmann ausgeholt. Der Kerl dort ist ein berüchtigter Anarchist, dem die Polizei längst auf der Spur ist. Sind doch kluge Leute die von der Polizei! — greifen den Menschen, just nachdem er die Fabrik abgebrannt hat.

— Und ich sage, es stecken Frauengeschichten dahinter. Habt Ihr nicht gesehen, wie das schöne Mädchen von ihm zurückwich, als der Schutzmann von einer Pauline sprach? rief Piefke giftig.

Der Photograph unterbrach die Beiden.

— Brüder, sagte er, laßt das, das bezahlt Euch Keiner. Ich habe eben eine Aufnahme gemacht, fein, sage ich. Da ist Stimmung d'rin. Vornan die abgebrannte Bude und dann das Feld mit den Weidenstümpfen, und der Weidenstumpf trägt einen Menschenkopf. Einen echten Menschenkopf. So etwas hat man noch nicht gesehen.

— Unsinn, rief Piefke. Ein Weidenstumpf mit einem Menschenkopf. Ich sehe nichts, sagte er, scharf hinschauend.

— Ich auch nicht mehr, sagte der Photograph. Wir haben stark gekneipt, ihr Brüder, ich kann ja wohl doppelt gesehen haben. Hast Du nicht etwas bei Dir, Langhahn, so einen Morgenbittern zum Ernüchtern?

Der Berichterstatter war aber schon zwanzig Schritte weiter. Der alte Wächter winkte eifrig nach einer Stelle an dem Zaun, der die Fabrik gegen das Feld abschloß.

Der Wachtmeister und der Schutzmann nahmen den Oberstolzen zwischen sich, die ganze Menge schloß sich an.

— Hier hängen noch ein paar Federn von dem Burschen, der hier durchgeschlüpft ist, sagte der

Wächter. Vielleicht erkennt ihr daran den Vogel. Ich bin der Dümmste, wenn es einen Dümmeren gäbe, so hätte der's gefunden. Nicht wahr, Herr Wachtmeister?

Der Wachtmeister war eifrig hinter der Sache her.

— Wahrhaftig, rief er, da an der Planke hängen Rockfetzen.

Er musterte den ausgerissenen Anzug des Oberstolzen. Ein grimmes Lächeln ging über sein Gesicht. Dann sagte er ruhig, auf den Rock des Oberstolzen deutend:

— Und da fehlen sie ....

Der Schutzmann war über den Zaun geklettert. Er hob einen Hut auf, der dort lag, und hielt ihn in die Höhe.

— Des Oberstolzen Hut, rief der rothe Kunz.

— Das dürfte genügen, sagte der Wachtmeister. Sie sind mein Arrestant, wandte er sich zum Oberstolzen.

— Lassen Sie mir ihn, Wachtmeister. Ich habe schon einen Vorführungsbefehl gegen ihn. Ein Anarchist, raunte er dem Wachtmeister in's Ohr.

Der Schutzmann wandte sich zum Oberstolzen:

— Dort ist eine Droschke, vorwärts.

Sie stiegen ein. Ein gellendes Pfeifen der Menge folgte ihnen.

Der Oberstolze fuhr wie im wirren Traum dahin. Er kam erst wieder zu sich, als die Thorflügel im Moabiter Gefängniß sich vor ihm geöffnet hatten.

— Aussteigen! sagte der Schutzmann kurz.

Der Oberstolze wankte in einen breiten Flur hinein. Als die Thür in das Schloß fiel, glaubte er die Welt hinter sich versinken zu hören. . . .

XI.

Schupke.

Draußen an der Straße am Stadtende, an den Weidenbäumen, wo es dem armen Oberstolzen so schlecht ergangen ist, liegt ein großes Grundstück, das sich jetzt beinahe wie ein Platz ausnimmt. Denn während es leer daliegt, haben die Häuser unten und an beiden Seiten sich schon anzureihen begonnen. In der Umgegend nennt man das Grundstück die sieben Morgen. In Wirklichkeit ist es aber um ein Beträchtliches größer, und die eigentliche Bezeichnung des Grundstücks ist Siewert's Morgen. Es gehört, wie man sich in jener Stadtgegend erzählt, einem Besitzer in Amerika, der ungeheuer reich sein muß. Denn wie würde er sonst das große Grundstück bei den hohen Preisen des Bodens so unbenutzt liegen lassen? Der Holzplatz, der auf einer Seite abgeschlagen ist, und die Schuppen, die eine benach-

barte Fabrik hier aufgeschlagen hat, können doch nicht viel mehr Pacht bringen als die Steuern und Lasten, die auf dem Grundstück ruhen. Worauf wartet der Amerikaner denn noch mit dem Verkauf?

Es giebt nur wenig Leute in der Umgebung, die über die sieben Morgen irgend Bescheid wissen. Denn von dem, was vor zwanzig oder dreißig Jahren hier sich ereignete, kennt die zusammengeschneite Bevölkerung des Stadttheils just so viel wie von der Erschaffung der Welt. Nur ein alter Gärtner, dessen Häuschen und Grundstück mitten drinnen stecken würde in den himmelhohen Miethskasernen, wenn der Platz ihm nicht die Sonne freihielte — der alte Gärtner könnte Auskunft darüber geben. Er erinnert sich noch, als wäre es gestern, wie Siewert's Morgen mitten im freien Felde lag. Ein kleines, niedriges Haus gleich dem seinen, darum ein großer Garten und dann die mageren Sandäcker. Der alte Hauptmann Siewert hatte sich dahin zurückgezogen. Nach seinem Tode war das baufällig gewordene Haus abgebrochen worden. Die Mauerreste kann man noch sehen, Laubholz und Kiefern ziehen sich hainartig rings herum, den früheren Garten anzeigend.

Aber auch die einsame Stelle, auf die der Hauptmann sich zurückgezogen hatte, wußte das Unglück zu finden. Siewert heirathete in zweiter Ehe eine Wittwe

mit einer Tochter. Darüber gab es wohl Unfrieden mit dem einzigen Sohn erster Ehe, der Offizier war und eines Tages mit einer Schauspielerin von einem Vorstadttheater nach Amerika durchging. Von der zweiten Frau ließ sich der Hauptmann scheiden. Die Stieftochter heirathete einen Assessor Namens Radlow, und Mutter und Tochter verzogen mit dem Assessor nach der Provinz. Später ist der Assessor nach Berlin gekommen und dort verstorben. Des Begräbnisses des Hauptmanns Siewert erinnerte sich der Gärtner noch genau. Sein Vater war als einziger Nachbar mit auf den nahen Friedhof gegangen. Dann noch einige frühere Regimentskameraden Siewert's: Schupke, jetzt Kommissionsgeschäft in der Rosenthalerstraße, der damals sich noch mühsam mit allerhand Besorgungen und Hausirerkram durch die Welt schlug und eine Art Laufdienst bei Siewert hatte. Er war auch beinah allein draußen, als dieser gestorben war. Von Verwandten war Niemand bei der Leiche.

Auf Schupke lautete denn auch die Vollmacht, die Siewert's Sohn als einziger Erbe für die Ordnung und Verwaltung der Verlassenschaft aus Amerika einschickte. Seitdem unterstand Schupken das Grundstück. Beim Tod des alten Siewert war es kaum eine Hand voll Thaler werth, jetzt konnte man schon anfangen, mit dem laufenden Preis das Grundstück mit Silber zu belegen. An Kaufließ=

habern fehlte es nicht, die bei Schupke anfrugen. Schupke hatte vor einiger Zeit schon einmal einen Kauf für eine Ecke daraus um einen hohen Preis abgeschlossen. Als aber das Geschäft vollzogen werden sollte, ergab sich, daß die Vollmacht Schupke's ihn nicht zum Verkauf berechtigte. Es wurde ihm aufgegeben, bessere Vollmacht beizubringen. Nach einiger Zeit zeigte Schupke dem Käufer an, daß der Amerikaner sich weigere, den Kauf zu genehmigen.

Der Ruf von dem Reichthum des Amerikaners wurde dadurch erst recht gehoben. Wo er eigentlich lebte, wußte Niemand genauer anzugeben, aber daß er eine Goldmine entdeckt und in Newyork oder in San Francisco ganze Häuserquartiere besitze, galt als gewiß. Schupke, der alte Fuchs, so pflegte der Gärtner zu erzählen, giebt die Adresse nicht heraus, damit ihm Niemand das Geschäft wegnimmt. Vielleicht ist es so, vielleicht ist es anders, sagte der alte Gärtner. Mir kann's recht sein, wenn der Platz nur mich aushält.

In der letzten Zeit war indessen Schupke's Correspondenz mit Amerika besonders eifrig gewesen. So mühsam Schupke das Schreiben wurde, so hielt er doch Cohen, seinen Kommis und Buchhalter, sorgfältig davon fern.

— Brauche Sie nicht, grimmte er Cohen an,

als dieser zuthunlich und spähend um den an seiner Schreiberei sich abarbeitenden Schupke herum ging.

Endlich war, wie Cohen bemerkte, ein eingeschriebener Brief gekommen. Schupke hatte ein großes vielfach gesiegeltes Papier herausgezogen.

— Hurrah! die amerikanische Vollmacht, hatte er in überquellender Freude gerufen und dann das Papier mit einem unbeschreiblichen Blick betrachtet.

— Gratulire, Herr Schupke, so hatte Cohen sich herbeigemacht. Haben Sie es endlich? . . .

Aber ein Blick Schupkens schleuderte ihn an sein Pult zurück. Sorgfältig verschloß Schupke das Papier in seinem Schreibtisch.

Und bald darauf verbreitete sich das Gerücht, für die Siebenmorgen bereite sich ein großartiges Unternehmen vor. Der Amerikaner wolle jetzt verkaufen.

Vom Tode des Hauptmann Siewert rechnet sich das Heraufkommen Schupke's. Er hatte sich bald darauf das Haus in der Rosenthalerstraße auf einer Zwangsversteigerung gekauft, am Hubertustag, wo die ganze Gesellschaft, die bei den Zwangs-Versteigerungen auf einen guten Fang zu lauern pflegt, nach dem Grunewald zur Hubertusjagd gezogen war. So war er billig dazu gekommen. Halb geschenkt hatte er das Haus, und einige Tausend Thaler konnte er gleich anzahlen. Anfangs wohnte er im Keller und

hielt einen Grünkram. Dann war er in das Erdgeschoß gezogen, das hatte sich seine Frau bei der Verheirathung zur Bedingung gestellt. Wie sich seine Spekulationen ausdehnten, wurde es dem Schupke'schen Ehepaar zu eng im Erdgeschoß. Schupke ließ dort seine Geschäftsstuben und zog mit der Familie in den ersten Stock. Dort konnte die Frau sich ausdehnen mit Plüschsopha's, goldenen Spiegeln, stolzen Kommoden und Teppichen, bis sie auch diese Einrichtung eines Tages vertauschte mit einem Bretterkasten und sechs Fuß Erde.

Schupke aber gedieh munter weiter; er wuchs in's Breite, es fehlte ihm nicht an Geschäftsfreunden und guten Kameraden an seinem Stammtisch. Auch sein Ehrgeiz war erwacht; er fühlte, daß er noch eine Rolle zu spielen habe, und die Stellung eines Stadtverordneten erschien ihm für seine Verdienste nicht zu hoch. Er hatte lange Zeit nicht gewußt, ob er mehr konservativ oder mehr fortschrittlich sei. Endlich hatte er sich für die dritte Partei entschieden, deren Stimmen ja so gut zählten, wie die der anderen und bei der ein Hausbesitzer noch auf seinen Werth kam. So haben wir die Bekanntschaft des Herrn Schupke im „Pfeffersack" machen können.

Aus seiner Ehe hatte Schupke einen Sohn und eine Tochter. Den Sohn, den der Doppelname August Wilhelm schmückt, hatte die Mutter schon als

kleinen Jungen mit Taschengeld gestopft; auf keiner Schule hatte er lange gut gethan, verschiedene Lehrer in der Provinz, welche die krumm wachsenden Pfleglinge aus der Hauptstadt gerade zu ziehen unternehmen, hatten ihre Kunst vergeblich an ihm versucht. Jetzt hatte er eine Stelle auf einem kaufmännischen Comptoir, wo man zum ersten Mal mit ihm zufrieden war, weil er nie hinkam, worauf der gefällige Geschäftsfreund seines Vaters bei der Annahme schon gerechnet hatte. Am liebsten beschäftigte sich Schupke junior mit dem Pferderennen; er kannte alle Sportsmänner und Jockeys, besuchte die Cafés, wo diese verkehrten, auch möglichst die Ställe und wandte das Erbstück von Schlauheit, das er aus dem Schupke'schen Familienschatz übernommen hatte, auf die Errathung der siegenden Pferde bei den nächsten Rennen. Am Totalisator, dem Platz, wo die Wetten über die Pferde gemacht werden, war er ständiger Gast. Da er regelmäßig mit Glück spielte, behelligte er Papa Schupke nicht allzuoft mit Geldansprüchen; in Pferde- und Rennsachen war er für diesen maßgebend, und Papa Schupke konnte den Stolz, den er auf diese Talente seines Sohnes legte, nicht unterdrücken. Seine Urtheile über die Aussichten der Rennpferde und die Vorzüge der Reiter fanden auch an Schupke's Stammtisch Beachtung. Schupke fand, daß August Wilhelm im Pferdehandel seine Zukunft

gründen könne, und er schlug diese nicht gering an. Die Tochter hatte Schupke schon seit Jahren in einer Pension in der französischen Schweiz und erhielt regelmäßig von ihr an seinem Geburtstag und zu Weihnachten französische Glückwunschschreiben, die er sich von Cohen, seinem Buchhalter und Commis, übersetzen ließ. Cohen bewunderte diese Briefe sowohl in Hinsicht der Rechtschreibung als des Gefühlsausdruckes. Indessen kamen beide auf Rechnung der Pensionsvorsteherin.

Was Schupke's eigenes Herz anlangt, so war es noch keineswegs erstorben, und die Schönheit Anna Henner's hatte ihm aufs Neue den Gedanken nahe gelegt, ob es nicht vielleicht Zeit sei, der Frau Schupke, der ersten, eine Nachfolgerin zu geben. Anna hatte ihm namentlich bei seinem letzten Besuch in der Fabrik einen besonderen Eindruck gemacht. Sie schien ihm überaus begehrenswerth. Nur die mancherlei Sorgen, in der letzten Zeit, über einige verunglückte Spekulationen und besondere Pläne, die ihn beschäftigten, hatten ihn von einem unmittelbaren Vorgehen abgehalten. Daß die Schwester seines Verwalters sich nur geschmeichelt fühlen könne, wenn er sie in den ersten Stock des Hauses in der Rosenthalerstraße erheben werde, erschien ihm als zweifellos.

Der Morgen, an welchem die Lauenstein'sche Fabrik in Flammen aufging, war der des Hubertus-

tages. Seit Jahren war Schupke gewohnt, an diesem Tag in den Grunewald zu ziehen und bei der königlichen Jagd dieses Tages als Publikum mitzuwirken. Frau Schupke selig hätte um keinen Preis auf dieses Vergnügen verzichtet, bei dem sie ihren neuen Winterstaat zu entfalten pflegte. Schupke feierte neben dem Interesse, das er dem Vorgang widmete, bei der Hubertusjagd den Jahrestag seines Hauskaufes und hätte früher um nichts in der Welt die Jagd versäumt. Dieses Jahr waren ihm allerdings Bedenken gekommen, ob seine Stellung im öffentlichen Leben ihm noch gestatte, an einem so feudalen Vergnügen theilzunehmen. Er schwankte bis zum letzten Augenblick. Als aber in der Frühe der Wagen des Schlächtermeisters vorfuhr, der den ganzen Stammtisch eingeladen hatte, da konnte er nicht widerstehen. Der Schlächtermeister fuhr selbst — neben ihm standen ein paar Körbe vielverheißenden Inhaltes. Schupke ließ alle Bedenken schwinden. Man ist ja nur einmal jung, rief er beim Einsteigen den wohlgenährten Insassen des Wagens zu, unter welchen er sich nur mit Mühe einen Sitzplatz erquetschte. So lange man in der Stadt fuhr, duckte sich Schupke, auf dem Kurfürstendamm aber überschrie er bereits alle.

Es war ein frischer, dunstiger Morgen, wie er dem Grunewald so gut steht. Die verziehenden Nebel geben den scharfen Formen der Kiefern etwas Unbe=

stimmtes, Abgerundetes, und wenn sich hie und da ein flüchtiger Sonnenstrahl auf den grauen moosbewachsenen Boden verirrte, da war es eitel Glanz und Glittern. Das alte Jagdschloß Grunewald, vor sich den dunkeln See, hinter sich die dunkelanstrebenden Waldhügel, das gewöhnlich so grau, verdrossen und eingeschlafen daliegt, ist an einem solchen Tage voll Leben und Bewegung, voll von Klang und Farbe. Lustig tönen die Hörner der Schützenmusik, die Pferde bäumen sich unter ihren rothröckigen Reitern, die Hunde sind kaum mehr zu halten. Und wenn dann der Keiler auf ist und die ganze Jagd hinter ihm herstürmt, so ist das ein aufregender Augenblick.

Wenn das Publikum dies alles betrachtet und bestaunt hat, so widmet sich der überwiegende Theil dem Frühstück in Paulsborn beim biedern alten Wirth König oder auch auf dem Moos gelagert den mitgebrachten Vorräthen. Das richtige Jagdfrühstück. Der munterste Theil des Publikums aber sucht der Jagd zu folgen, die sich oft nur mühsam dem Keiler nach durch das Dickicht zieht. Und wenn der Keiler den Weg verfehlt, am Jagdparkgitter umkehren muß, von dem er wieder den See zu gewinnen sucht, gelingt es manchmal den Geschwindesten, dem Abfangen des Wildes zuzusehen. Zu den Geschwindesten gehörte nun Schupke nicht. Wie er aber in dem Walde vor sich hinstiefelte, kam auf einmal die Jagd, dem

umgewendeten Keiler folgend, den die Hunde hart bedrängten, auf ihn zu. Schupke sprang hinter einen Baum und just vor ihm erhielt das Wild kunstgerecht den Fang von einem der Rothröcke. Das Hallali wurde schmetternd geblasen. Da hörte er neben sich ein Geräusch. Es war Langhahn, der Zeitungsberichterstatter, der an ihm vorbeistürmte, das offene Notizbuch in der Hand.

— Was Teufel, Sie hier, Herr Schupke? rief er, ohne sich aufzuhalten. Schon das zweite Hallali an diesem Tag. Das ist recht, man muß sich zu trösten wissen.

Und damit war er verschwunden . . . .

Das zweite Hallali? Was konnte der Mensch meinen? Worüber hatte er sich zu trösten? Schupke marschirte nach dem Frühstücksplatz, aber er wußte nicht, es war ihm etwas in sein Vergnügen gefahren mit der Ansprache dieses Unglücksmenschen. Er war froh, wie der Wagen wieder an seinem Hausthor hielt.

Schupke hatte sich kaum in den Sessel seines Wohnzimmers gesetzt, wo er sich etwas auszuruhen gedachte, als das Dienstmädchen hereinkam und ohne auf das unwillige Gefühl des Hausherrn zu achten mit flinker Zunge begann:

— Was ich Ihnen sagen wollte, Herr Schupke, ein Mensch von der Fabrik draußen sitzt schon den ganzen Morgen da. Er hätte etwas zu melden.

— Er soll warten.

— Das will er nicht mehr; hier ist er schon, sagte das Dienstmädchen.

Hinter ihr erschien auch schon das eisgraue Haupt des Wächters. Er trug einen Flausrock bis oben zugeknöpft, ein dickes Tuch um den Hals und drehte eine alte Militärmütze in den dicken rothen Händen.

— Der Herr Henner läßt sagen, er kann nicht kommen, er ist nicht ganz wohl.

— Ich habe ja garnicht nach ihm geschickt, rief Schupke unwillig. Was fehlt denn dem Henner?

— Nicht viel, sagte der Wächter, nur im Gesicht und an den Händen ist er etwas verschunden und der rechte Fuß ist verstaucht.

— Wie hat er sich denn das zugezogen, Wächter?

— Das war, sagte der Wächter, als ihn der Spitzenfritz am Strick hinunterließ.

— Am Strick hinuntergelassen vom Spitzenfritz, in Teufels Namen, warum ging er nicht die Treppe herunter?

— Ja, weil es auf der Treppe nicht mehr ging, erwiderte der Wächter, die Mütze in der Hand.

— Auf der Treppe ging es nicht? Kerl, was ist denn los, kannst Du nicht ordentlich sprechen? Das ist ja zum Verrücktwerden!

— Ich hab' es ja gleich gesagt, darüber wird Herr Schupke verrückt werden, sagte der Wächter,

einen Dümmeren wie mich giebt es nicht, sonst hätte der es ausrichten müssen. Das Kurze und das Lange von der Sache ist, die Nacht ist die Fabrik draußen abgebrannt, rattenkahl vom Boden ab. Ein Mensch ist mitverbrannt oder beinah und Henner ist zu Schaden gekommen. Sonst giebt es nicht viel Neues draußen, setzte er begütigend hinzu.

— Herr Gott, rief Schupke, abgebrannt, und die Versicherung ist am letzten vorigen Monats abgelaufen!

Schupke ließ sich wie vernichtet in den Sessel zurückfallen. Den Augenblick benutzte der Wächter, um sich zur Thür hinaus zu schieben, die das Dienstmädchen halb offen gehalten hatte.

Als Schupke sich gesammelt hatte und sich nach dem Wächter umsah, war dieser schon weit um die Ecke.

Schupke lief im Zimmer wie unsinnig auf und ab.

— Abgebrannt und nicht versichert! rief er und rang die Hände.

Da öffnete sich die Thür wieder und vor ihm stand Elldorfer . . . .

XII.

Zwei Gegner.

Sprachlos vor Zorn und Erstaunen starrte Schupke den hereintretenden Elldorfer an.

— Hinaus mit Dir, schrie er endlich.

Elldorfer hatte ruhig die Thür geschlossen, hinter welcher wieder der Kopf des Dienstmädchens sichtbar geworden war. Dann schob er den Riegel vor.

Schupke wollte nach der Klingel eilen. Allein auch hier kam ihm Elldorfer zuvor, indem er sich davor schob.

— Mache keinen Lärm, sagte er ruhig, und habe keine Angst, ich habe mit Dir zu reden. In fünf Minuten sind wir mit einander fertig, dann magst Du thun, was Du willst.

— Sieh, da unten, fuhr er fort, indem er Schupke an der Hand nahm und ihn in die Nähe des Fensters führte. . .

Auf der anderen Seite der Straße sah man einen Schutzmann auf und ab wandeln.

— Der Blaue da drüben läuft sich meinetwegen die Beine ab. Er hat mich verfolgt, ich bin ihm entschlüpft. Hierher. Denn, wo sollte ich besser unterducken, als bei meinem alten Freund Schupke. Nicht wahr, Schupke?

Schupke war nun purpurroth vor Zorn geworden, er strebte nach dem Fenster zu, offenbar um den Schutzmann heraufzuwinken.

— Nur keine Uebereilung, fuhr Elldorfer gemächlich fort, indem er aus der Seitentasche des Rockes einen schußbereiten Revolver hervorholte. Warum sollten zwei alte Freunde nicht ruhig ein Wort oder paar Worte mit einander sprechen können. Setz Dich hierher, mir gegenüber, alter Junge.

Und er hob den Revolver leicht in die Höhe.

Schupke ließ sich in den Sessel sinken.

— Nun, was ist es, das Du mir zu sagen hast, und lege das verwünschte Ding fort.

— Freut mich, Dir gefällig sein zu können, sagte Elldorfer, den Revolver an die Seite legend. Das Ding ist ja auch nicht für Dich. Wir werden schon ohne das fertig.

— So rede, rief Schupke in verhaltenem Zorn.

— Zuerst wollte ich Dir sagen, daß es mir leid thut, Deine Rede im „Pfeffersack“ gestört zu haben.

Es war ja zu drollig, wie Du Dich um das Wohl des Volkes bemühtest; einen Augenblick dauerten mich die braven Burschen, daß ein Kerl wie Du sie so nasführt.

— Das ist nicht wahr, rief Schupke dazwischen.

— So sagen wir „betrügt", fuhr Elldorfer fort. Aber das Seidel an dem Kopf, mit dem mich Deine Freunde bedienten, hat mich abgekühlt, so etwas macht immer Eindruck.

— Um mir das zu sagen, läufst Du mir mit einem Revolver in das Haus?

— Es war nur die Einleitung, ich brauche dann später nicht darauf zurückzukommen. Ich bin da, weil ich Dir allerlei zu erzählen habe. Die Nacht ist die Lauenstein'sche, das heißt Deine Fabrik abgebrannt.

— Was geht Dich das an?

— Meinst Du? und weißt Du auch, wer als der That verdächtig eingesteckt worden ist?

— Nun?

— Ein Mensch, den Du sehr genau kennst. Der Dir etwas schuldet, ob gerade Dankbarkeit, weiß ich nicht — Jack Miller, der Oberstolze.

— Der Oberstolze! rief Schupke aufspringend, und er konnte nicht verhindern, daß ein Strahl der Befriedigung über sein Gesicht ging.

— Bitte, sitzen zu bleiben, sagte Elldorfer, leicht nach der Seite des Revolvers greifend.

Mit einem Seufzer nahm Schupke wieder Platz.

— Ich sehe, daß Dir das paßt. Ich weiß es, daß Dir das paßt, sagte Elldorfer mit Betonung. Du hast vor ein paar Tagen ein Papier aus Amerika bekommen. Das Papier hast Du bereits versetzt und Geld darauf entnommen.

— Was scheert es Dich! rief Schupke wild.

— Das Papier ist eine Vollmacht zum Verkauf der sieben Morgen.

— Da Du es weißt — jawohl.

— Das Papier ist falsch.

— Lügner!

— Falsch ist es, und der Grund ist sehr einfach — denn Otto Siewert ist schon lange todt. Und wenn es Dich interessirt, ich besitze seinen Todtenschein. Du hast Dich an die richtige Gesellschaft in Amerika gewendet, um falsche Papiere zu bekommen, nur schade, daß es gerade meine Freunde sind, die mir gleichzeitig den Todtenschein zuschickten. Da Du Dich so gut auf das Versetzen von Papieren verstehst, was meinst Du, daß der Todtenschein werth ist?

— Das sind alles Redensarten.

— Du verstehst mich nicht, oder willst mich nicht verstehen. Gut, sprechen wir weiter.

— Du hast den alten Hauptmann Siewert seiner Zeit ausgeraubt.

— Leugne nicht, rief Elldorfer, als Schupke antworten wollte. Ich weiß es, und es ist verjährt.

— Ja verjährt ist es — wäre es, sagte Schupke.

— Wir waren ja damals Kameraden. Das Geld, mit dem Du das Haus bezahltest, hast Du dem Sohne gestohlen.

— Possen!

— Und dem Enkel stiehlst Du Alles — selbst seinen Namen.

— Wer ist der Enkel?

— Jack Miller, der Oberstolze.

— Das beweise.

— Da triffst Du den richtigen Punkt. Könnte ich es beweisen, dann wäre ich nicht hier. So muß ich das Geschäft von einer anderen Seite anfassen.

Schupke grinste. Elldorfer fuhr ruhig fort.

— Als Otto Siewert vor zwanzig und mehr Jahren gestorben war — ich besitze den Todtenschein, wiederholte er und schlug auf die Brusttasche — machte sich die Wittwe, die Schauspielerin, mit ihrem einzigen Kind auf den Weg nach Deutschland. In Rotterdam wurde sie krank, sie schrieb an Dich, Du reistest hin und kamst mit dem kleinen Burschen zurück, die Mutter war am Typhus in einem holländischen Spital gestorben. Den Jungen gabst Du mir in Pflege und machtest mir einen Schwindel über ihn vor. Natürlich glaubte ich Dir kein Wort. Schupke zahlt Kostgeld

für ein fremdes Kind, welche Spitzbüberei steckt dahinter? fragte ich mich. Du wolltest aber die Spur verwischen und die Papiere in die Hand bekommen, in Holland hätte man das Kind wenigstens unter seinem Namen aufgezogen. Nach und nach habe ich die Sache gemerkt. Zuerst an der verdammten Aehnlichkeit, die der Junge mit seinem Großvater hat und dann an Deinen albernen Redensarten. Denn so pfiffig Du Dich glaubst, so dumm bist Du. Nimm es mir nicht übel, es gehört zur Sache.

— Ich streite nicht mit Dir. Was soll das Alles?

— Das Alles bedeutet Geld, das Du mir bezahlen sollst für den Todtenschein oder — er trat näher an das Fenster. Siehst Du, fuhr er fort, da unten wandelt der Schutzmann auf und ab. Er geht nicht fort, bis ein anderer kommt, der ihn ablöst und so immer fort. Das ist so Gebrauch. Wenn wir nicht einig sind, wenn ich das Haus verlasse, so gehen wir zusammen fort, wir beide — mit dem Schutzmann. Merkst Du was.

— Soll ich den Schutzmann rufen, fuhr Elldorfer fort, indem er sich dem Fenster näherte . . .

Diesmal war es Schupke, der Elldorfer hastig zurückriß.

— Mach' keine Dummheiten, rief er, setz' Dich. Was willst Du für den Todtenschein und für Dein Schweigen?

— So lob ich Dich, sagte Elldorfer, Platz nehmend, endlich sprichst Du wie ein Geschäftsmann. Ich brauche allerdings Geld, viel Geld. Nicht für mich, fuhr er stolz fort. Ich verachte das lumpige Geld, um das Du Dich quälst und ängstigst und zum Hallunken wirst.

— Elldorfer! rief Schupke.

— Zum Hallunken, sagte ich nicht so im „Pfeffersack“ und dabei bleibt es. Ich brauche dreißigtausend Mark für meine Brüder und für unsere Sache.

— Dreißigtausend Mark, rief Schupke zornig. Ich bin schon halb ruinirt — das ist unmöglich.

— Gut, so sagen wir fünfzehntausend. Ich bin nicht gewohnt, mich um Geld zu zerren.

Und als Schupke weiter herabzubieten begann:

— Und jetzt kein Wort weiter oder ich winke dem Schutzmann.

Und mit einem wilden Lachen eilte Elldorfer auf das Fenster zu. Gerade schaute der Schutzmann herauf. Schupke gelang es, sich noch gerade dazwischen zu schieben.

— Der Kerl ist zu Allem fähig, murmelte er. Gut es sei — fünfzehntausend. Aber wie soll ich sie zur Hand haben? Du mußt warten.

— Baar oder einen Wechsel auf den Bankier, der die Verkaufsvollmacht hat. Anders nicht.

— Auch das, wenn es sein muß. Und Schupke griff seufzend nach einem Formular.

— Aber wer bürgt mir für Dein Schweigen? sagte er.

— Ja wer bürgt dafür? Mein Interesse mit den fünfzehntausend Mark in Sicherheit zu kommen. Was sonst? Oder soll ich Dir vielleicht Schweigen zuschwören. Auf die Bibel? Elldorfer auf die Bibel! . . .

Und er lachte höhnisch.

— Schupke, fuhr er fort, Du bist bei einer untergeordneten Gesellschaft. Ihr Sozialen seid auch nicht viel weiter als die Bourgeois. Aber freilich einen Kerl wie Du konnten wir nicht brauchen. Weil Du jedoch eine Bürgschaft willst, so sollst Du sehen, daß ich Dich gut behandle. Ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen, bei dem Du mich fassen kannst. Weißt Du, wer Deine Fabrik angesteckt hat?

— Der Oberstolze, sagtest Du es nicht?

— Verhaftet hat man ihn darum, aber verübt hat er die That nicht.

— Und wer war es denn?

— Ich war es, Schupke. Ja, sieh mich nur an. Ich selbst. Ich mußte Dir doch einen Gegenbesuch machen, nachdem Du mir den Schutzmann in meiner Tochter Zimmer nachgesandt hattest. Eine Höflichkeit ist der andern werth.

— O, Du ausgemachter Spitzbube! rief Schupke außer sich und eilte an das Fenster.

Aber er besann sich wieder.

— Und der Oberstolze? frug Schupke weiter.

— Den Oberstolzen habe ich hineingelegt, er hat den Strick um den Hals und der Staatsanwalt wird ihn schon zuziehen. Aber angesteckt habe ich die Fabrik, ich mit meinen Genossen, sagte er mit wildem Blick.

Schupke stampfte vor Wuth mit den Füßen.

— Angesteckt die Fabrik und sie war nicht versichert. Aber der Oberstolze sitzt, das ist sicher.

— Er sitzt, so lange ich will. Ich kann nachweisen, wo er während des Brandes gewesen ist, sein Alibi, wie sie in Moabit sagen. Meine Jungen hatten ihn inzwischen festgelegt, haben ihm die Rockfetzen abgerissen und ich habe sie an die Zaunplanken selbst gesteckt. Und wie werden die Kriminalschwarzen auf diesen Witz hineinfallen!

Und wieder lachte er höhnisch.

— Aber wenn Du willst, setzte Elldorfer hinzu, gehe ich alsbald nach Moabit, lasse mich melden und lege den ganzen Schwindel klar, meinen — und Deinen . . .

Schupke erwiderte nichts. Er setzte sich an den Schreibtisch. — Auf wen soll ich den Wechsel stellen? fragte er.

— Auf den Vorzeiger bei Sicht.

Schupke schrieb und unterzeichnete.

— Hier ist der Wechsel, und nun den Todtenschein.

Die Beiden tauschten die Papiere. Der Todtenschein war englisch mit deutscher Uebersetzung. Schupke war im ersten Augenblick entschlossen den Schein zu zerreißen, aber er besann sich; erst noch näher besehen, sagte er sich. Schupke zerriß überhaupt nie Papiere. Wer weiß, wozu man sie noch brauchen kann, wenn man sie im rechten Augenblick hervorholt. Auf dem Speicher fanden sich so ganze Kisten mit Stößen von Papieren, und Cohen mußte immer neue Stöße hinauf schleppen. Ein vorsichtiger, sparsamer Mann, Herr Schupke. Hätte er es sonst so weit gebracht? Also aufgehoben!

Und Schupke legte den Todtenschein in die Schublade, die er verschloß.

— Und jetzt, sagte er, sind wir fertig und sah nach der Thür.

— Du vergißt den Schutzmann unten. Ich lade mich zur Nacht bei Dir ein. Zu einem steifen Grogk.

Dann streckte er sich behaglich im Sessel aus ....

XIII.

Eisenbahnleute.

Zeitalter der Eisenbahnen! Mit diesem Wort ist unser Geschlecht gewogen und gestempelt wie eine Münze und ist nicht das Eisenbahnkoupee uns so vertraut geworden, als wäre es ein Theil unseres eigenen Heimes?

Bist Du, geehrter Leser, schon einmal, ehe Du den Waggon zur Fahrt bestiegst, an die Spitze des Zuges getreten, wo der Lokomotivführer waltet, der geschäftig und sorgsam die letzte Kontrolle über die Maschine übt? Dann ist Dir wohl der Gedanke gekommen, daß der Mann da oben, den Du jetzt zum ersten und wohl zum einzigenmal in Deinem Leben siehst, alsbald Dein Schicksal in seine Hand nehmen wird. Prüfend läßt Du Deinen Blick über seine Züge gehen. Denn sobald die Koupeethür hinter Dir zugefallen ist, hast Du auf eigenen Willen und

Selbstbestimmung verzichtet, Du bist zu einem Inventarstück des Zuges herabgesunken. Gleichgültig, ob Du die Augen offen hältst oder schließest — der Mann auf der Maschine hört und sieht für Dich. Mit einemmale ist die Sorgfalt und Wachsamkeit dieses Mannes für Dich das Wichtigste auf der Welt geworden, ein leichter Verstoß desselben kann Dich verderben, ein scharfer Blick, ein richtiger Entschluß Dich aus dringender Gefahr retten.

Und wieviel hat der Mann auf der Maschine oft gedacht und gesorgt, bis Du Dich nach durchfahrener Nacht morgens aus dem Koupee entfernst, mit keiner anderen Erinnerung, als ob Du mehr oder weniger gut geschlafen hast. Der Mann hat ja für Dich gewacht.

Und dann verschwindet er wieder. Wohin? Was kümmert's Dich — er geht seinen Weg, Du den Deinigen; und wenn er vielleicht sein Leben gewagt hat, um das Deinige zu retten — Du wirst es nie erfahren, geschweige daß Du ihm danken wirst.

Wie Blinde, die an sausenden ausgreifenden Maschinen vorbeigeleitet werden, haben wir unsere Fahrt gemacht, eine Schaar von Unbewußten. Das ist das Reisen des Eisenbahnjahrhunderts.

Seltener als andern Arbeitern wirst Du im Leben Eisenbahnleuten begegnen, denn zu scharf hat sie dazu der Dienst gepackt und festgehalten. Und doch sitzt

in Berlin eine gewaltige Kolonie dieser eigenthümlichen Söhne unserer Zeit. . . .

Während Elldorfer es sich zum Aerger und Schrecken Schupke's in dessen Lehnsessel bequem machte, war auch Pauline in das Schupke'sche Haus gekommen. Das hing so zusammen.

Im Eisenbahnbetrieb war mit dem Winterfahrplan eine Veränderung vorgegangen; ein Theil des Betriebspersonals, das bis jetzt außerhalb seßhaft war, mußte nach Berlin übersiedeln. So waren in Wohnungen des Hinterhauses von Schupke, die gerade leer standen, ein Lokomotivführer und ein Schaffner gezogen. Der Lokomotivführer Reppin hatte gleich seine Familie mitgebracht. Der Schaffner dachte seine Angehörigen im Frühjahr nachkommen zu lassen.

Frau Reppin war in einer kleinen Grenzstation geboren, hatte dort sich verheirathet und gewirthschaftet. Aus dem kleinen freundlichen Häuschen mit dem Garten davor, das sie dort besaß, war sie in ein paar enge, dunkle Stuben eines Berliner Hinterhauses gekommen. Alles in der großen Stadt kam ihr fremd und unheimlich vor. Auch die Kinder, von denen die beiden ältesten Mädchen die städtische Schule besuchten, konnten sich in das veränderte Leben nicht finden. Und während sie in ihrem Geburtsort muntere kluge Gören gewesen waren, saßen sie verdummt und gedrückt in der Stadtschule. Der Klassenlehrer gab

Frau Reppin den Rath, zu versuchen, ob mit Nachhülfe von Privatstunden der Anschluß doch vielleicht erreicht werden könnte. Im Keller hatte man ihr dann gesagt, daß im Dachlogis gegenüber eine Lehrerin wohne, die für wenige Groschen Stunden gebe. Seufzend hatte sich Frau Reppin zu dieser neuen Ausgabe entschlossen, und so war Pauline Elldorfer zu den Reppin's gekommen.

Nur wer die Jugend liebt, wird sie verstehen und führen können. Die Liebe hat feine Fühlfäden, die weiter reichen als der schärfste Verstand. Ja, man möchte sagen, Liebe und Verständniß sind Kindern gegenüber nur zwei Seiten derselben Sache.

Pauline besaß beides. Mit einem Blick hatte sie übersehen, wo es den Mädchen fehlte, an Selbstvertrauen und Zuversicht, und an diesem Punkte setzte sie auch ein.

Die ernste, gemessene Lehrerin ließ sie vor der Thüre der Reppin'schen Stube zurück; wie eine ältere Freundin ließ sie sich all den Schulkummer ausschütten, der die armen kleinen Herzchen bedrückte, und als die beiden Mädchen sich an dem Halse Paulinens einmal recht ausgeschluchzt hatten, da gingen die Geheimnisse der Brüche und des Wer- und Wessensatzes ihnen so glatt ein, als hätten sie nie mit unnennbarer Verzweiflung davor gesessen.

Ein junger Baum läßt sich noch leichter ver-

pflanzen als ein alter, und als Pauline die Mädchen einigermaßen in Schick gebracht hatte, da erwuchs ihr deren Mutter gegenüber eine sehr viel schwerere Aufgabe. Das, was man Akklimatisation nennt, die Gewöhnung von Körper und Geist an neue Lebensverhältnisse, eine neue Umgebung, vollzog sich bei Frau Reppin sehr schwer. Sie fühlte sich vereinsamt, unglücklich, in dem hohen Stockwerk wie im Gefängniß, und auch sie wußte sich keinen besseren Trost, als ihren Kummer Paulinen zu klagen. Zudem sah sie einer Vermehrung ihres Familiensegens entgegen, und Sorgen aller Art ließen sie nicht mehr los.

Reppin, der Lokomotivführer, war ein hübscher, kräftiger Mann, der mit eiserner Gesundheit den Anforderungen seines schweren Berufes trotzte.

In der dunklen Morgenzeit, wenn Frau und Kinder noch im tiefen Schlafe lagen, erhob er sich und schlich auf den Zehen aus dem Zimmer. Späte Nachtschwärmer konnten dann dem Manne begegnen, wie er in Mantel und Shawl gehüllt, dem Bahnhof zueilte, und wie oft war es schon wieder tiefdunkle Nacht, wenn er ermüdet in die Wohnung zurückkam. Und doch waren das die fröhlichsten Augenblicke des Tages für den Hausvater und die Seinen. Er hatte eine heitere Sinnesart und die Gabe, eine muntere Stimmung um sich zu verbreiten. Und wenn die Nachbarn die Tritte Reppin's auf

der Treppe gehört hatten, da dauerte es nicht lange, daß sie ein fröhliches Gelächter durch die Wände vernahmen. Gewiß hatte Reppin wieder eine Schnurre mit nach Hause gebracht.

Mit um so größerer Sehnsucht erwartete jetzt Frau Reppin die Heimkunft ihres Mannes. So lange sie draußen auf dem Lande nächst der Station, von Verwandten und Freunden umgeben, gelebt hatte, hatte sie auf die Gefahren, mit denen der Beruf ihres Mannes verknüpft ist, mit einem gewissen Gleichmuth geblickt. Es waren ja noch so viele andere Dinge vorhanden, die sie von solchen Gedanken abzogen. Jetzt aber in ihrer Einsamkeit, ohne die gewohnte Beschäftigung in Haus, Feld und Garten, begann sie ängstlicher zu werden. Die Zeitung, auf welche ihr Mann für sie abonnirt hatte, um sie zu zerstreuen, brachte die Berichte über die Eisenbahnunfälle sehr ausführlich und wenn sie das Blatt aufmachte, so fiel ihr Blick regelmäßig zuerst auf solche Unglücksnachrichten. Anschläge gegen die Sicherheit der Bahnen, welche man allgemein den Anarchisten zuschrieb, wurden häufig berichtet und erregten die öffentliche Meinung. . . .

Frau Reppin legte gerade an diesem Abend, als Pauline in die Stube trat, das Zeitungsblatt mit einem Seufzer aus der Hand. Wieder hatte sie von einem Eisenbahnunglück nicht weit von Berlin lesen

müssen. Es war in dem Bericht hervorgehoben, daß nur einige aus dem Zugpersonal Verletzungen davon getragen hätten; dagegen wäre von den Reisenden Niemand beschädigt worden. Der Gegensatz schien mit einer gewissen Befriedigung hervorgehoben.

— Ist denn das auch recht, Fräulein Pauline? sagte die Frau. Sind denn die Eisenbahnleute schlechter wie andere Menschen? O, es ist schauerlich, was da steht, nur der Zugführer und der Heizer wurden beschädigt!

Pauline suchte die erregte Frau zu trösten, die aber fuhr fort:

— Wenn Sie einmal heirathen, Pauline, heirathen Sie einen Mann, der bei Ihnen bleibt. Die Angst, die ich ausstehe, kann ich nicht beschreiben, und dann sagt man, daß es Menschen giebt, die sich zu allem Bösen verschworen haben und die Eisenbahnzüge absichtlich in's Unglück bringen. Ist das richtig? Zerreißen müßte man solche Unmenschen.

Pauline wechselte die Farbe. Das werde allerdings behauptet, meinte sie, aber sie glaube nicht daran. Frau Reppin wollte ihrem Grimm noch weiter Luft machen, als es an die Thüre klopfte und Flora, die Stubennachbarin Paulinen's, hereinsprang.

— Verzeihen Sie, wenn ich störe, rief sie Paulinen zu. Aber ein Fräulein ist droben in ihrer Wohnung, sie müsse Sie alsbald sprechen, in einer dringenden

Angelegenheit. Gewiß wieder eine, die etwas von Ihnen will. Sie sollen allen Menschen helfen, ich weiß nicht, wie das zugeht. Es ist ein sehr schönes, großes Mädchen und sagt, sie heiße Anna Henner. Was will sie denn von Ihnen, Paulinchen? frug Flora neugierig.

— Ich höre den Namen zum ersten Mal. Aber da sie es so dringend macht, so gehen wir. Gute Nacht, Frau Reppin, adieu, ihr Kinder, rief sie, und rasch gingen die beiden Mädchen die Treppen hinab.

Als sie den Hof durchschritten hatten und aus dem Thorbogen traten, huschte, aus dem Vorderhause kommend, eine in Hut und Paletot vermummte Gestalt rasch an den Beiden vorüber.

— War das nicht Ihr Vater? sagte Flora. Seltsam!

— Ich fürchte, er war es, murmelte Pauline.

Und das Lichtscheue, Verbrecherartige in der Erscheinung ihres Vaters fiel ihr mit ganzer Macht auf die Seele. . . .

XIV.

Zwei Mädchen.

In diesen dunkeln Gedanken stieg Pauline die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf; vor demselben verabschiedete sie sich von Florchen. An dem Tisch, auf welchem die Lampe brannte, saß Anna Henner. Als sie sich erhob, mußte Pauline die hohe, stolze Gestalt des Mädchens, das vollendete Gleichmaß ihrer Züge bewundern, aber über diesen Zügen lag etwas Starres, und die Augen waren trüb und geröthet. Ohne die Anrede Paulinens abzuwarten, sagte die Fremde mit gepreßter Stimme, die Worte zuerst mühselig hervorholend:

— Mein Name ist Anna Henner. Sie kennen ihn nicht? Doch das thut nichts zur Sache. Sie sind Pauline Elldorfer.

Pauline nickte.

— Sie kennen einen jungen Mann, den man den Oberstolzen ruft?

— Ich kenne ihn.

— Er ist Ihr Liebhaber?

— Mein Fräulein!

— Nun gut, Ihr Bräutigam?

— Keines von beiden, doch was soll das?

— Sie leugnen, daß der Oberstolze Ihr Liebhaber ist, und er wurde doch Nachts in Ihrer Kammer betroffen.

Pauline wollte etwas erwidern. Aber Anna fuhr mit erhobener Stimme rasch fort:

— Der Schutzmann hat es auf unserem Fabrikhof dem Oberstolzen in das Gesicht erklärt. Hunderte haben es dort gehört. Und der Oberstolze hat es nicht abzuleugnen gewagt. Nun?

— Mein Name auf Ihrem Fabrikhof öffentlich beschimpft! Und der Oberstolze hat es geduldet, das ist schrecklich — schrecklich, sagte sie, Anna mit wirren Augen anstarrend.

— Der Oberstolze . . . fuhr Anna fort.

— Reden Sie nicht weiter von ihm. Ich verbiete es Ihnen. Doch Sie, was wollen Sie von mir?

— Sie ziehen sich vom Oberstolzen zurück — auch Sie — da ist er doppelt betrogen, natürlich Umstände — verändern die Sache.

— Erklären Sie sich endlich. Was ist es mit dem Oberstolzen, was sind es für Umstände?

— Also Sie wissen nichts? So will ich es Ihnen sagen: Der Oberstolze hat in dieser Nacht unsere Fabrik angesteckt. Sie ist bis auf den Boden abgebrannt.

— Das ist erlogen! rief Pauline zornig.

— O, wäre es erlogen! Er ist abgeführt und gefangen gesetzt, mein Bruder ist wie durch ein Wunder gerettet, aber sein Retter ist in den Flammen verschwunden. Der Oberstolze ein Mordbrenner! Und sie rang die Hände.

Pauline war fassungslos.

— O, Sie mögen jetzt beben und zittern, fuhr Anna Henner fort. Wer hat ihn denn zum Verbrecher gemacht? Sie waren es, Sie und Ihr Vater! Sie haben seine Seele vergiftet, ihn verlockt und verführt.

Pauline starrte vor sich hin. Sie hörte kaum, was Anna weiter sprach.

Der Oberstolze ein Mordbrenner — unter der Last dieser Worte brach sie zusammen.

— O, er war brav und gut, rief Anna, und die Thränen traten zum erstenmal in ihre Augen. Nicht eine Fliege hätte er umgebracht, bis er in Ihre Hände kam. Da hat er lügen und heucheln und ein armes Mädchen betrügen gelernt. O pfui!

— Sie lieben ihn? stammelte Pauline.

— Ja, ich habe ihn geliebt von meiner Jugend an, nie habe ich einem Menschen vertraut wie ihm. Und er war Ihr Liebhaber. O, ich durchschaue jetzt alles, Sie waren der Lockvogel, der ihn zum Verbrechen leiten mußte. Ich habe wohl gehört, was es mit Ihrem Vater ist — und der Apfel fällt nicht weit vom Stamme . . .

Laß diese Thränen! fuhr sie Paulinen wild an. Sie täuschen mich nicht. Ihr habt es ja so gewollt. Er ist euch verfallen. Es ist gefährlich, Dein Liebhaber zu sein. Doch wenn Ihr ihn in das Zuchthaus gebracht, holt ihr ihn auch vielleicht wieder heraus. Ihr kennt ja die Wege, Dein Vater und Du . . . .

Sie brach in ein krampfhaftes Weinen aus. Dann saß sie da, das Angesicht in den Händen verborgen.

Mühsam ordnete Pauline die Fluth von Gefühlen, die durch ihr armes gequältes Herz stürmten. Aber sie dachte nicht an sich und die ihr angethane Schmach. Der Oberstolze ein Verbrecher? unmöglich. Doch da tauchte die düstere Gestalt ihres Vaters vor ihr auf, wie er heute Abend scheu an ihr vorbeigeschlüpft. Sie dachte des Abends, wo in dieser Kammer der Oberstolze bei ihrem Vater geblieben war, geblieben trotz ihrer Warnung. Sie sah ihn noch, wie damals, da er die Hand erhoben hatte, um in die

ihres Vaters einzuschlagen — just bei ihrem Eintreten. Sie dachte der Drohung ihres Vaters gegen Schupke.

Und ein Zittern befiel sie.

Dann raffte sie sich auf.

— Ich werde die Wahrheit erforschen! rief sie. Und wenn er unschuldig ist, der Arme, Verlassene, so soll er doch meine Hülfe haben — und ich werde ihn retten!

Oder ist es, wie mein Vater sagt, ist das Böse Herr in der Welt?

Nein, fuhr sie fort, nein, das ist nicht, kann nicht sein. Gott wird das Recht an den Tag bringen . .

Es lag etwas so bestimmtes, so sicheres, siegesgewisses in diesem Ausruf Paulinens. Anna konnte sich dem Eindruck, der von Paulinen ausging, nicht entziehen. Sie fuhr auf. Wieder standen die zwei Mädchen Aug' in Auge da. Anna warf auf die kleine Gestalt ihr gegenüber einen fragenden, zweifelnden Blick. Hatte sie dem Mädchen am Ende doch Unrecht gethan — und dann auch ihm? . . . Sie wußte nicht, sollte sie es fürchten oder hoffen. Mit einem Mal kam ihr die Beschämung, daß ihre Leidenschaft sie mit sich fortgerissen. Die reine Stirne, der klare, feste Blick Paulinens beruhigte sie — und lastete auf ihr.

Anna rang mühsam nach Worten.

— Ich habe Sie beleidigt, mein Fräulein, sagte sie — schwer beleidigt — ich durfte nicht sagen, was ich gesagt habe. Das fühl' ich jetzt. Die Welt ist so voll von Falschheit — aber an Ihnen ist etwas, das nicht wie Lüge aussieht. Ich will versuchen zu glauben, was Sie mir gesagt.

Pauline wollte der leidenschaftlich Erregten zusprechen.

— Nein, sagte Anna — kein Wort weiter. Sind Sie so, wie Sie aussehen, so werden Sie mich verstehen — und mir verzeihen! . . .

Mühsam hatte Anna diese Worte hervorgebracht, wie Jemand, der der kämpfenden Seele gerade den Ausdruck dieser Empfindung abringt.

Dann hatte sich Anna rasch nach der Thür gewandt. Schon hatte sie die Klinke in der Hand, da drehte sie sich nochmals mit argwöhnischem Blick um, als hätte sie gefürchtet, jetzt Hohn und Triumph auf Paulinen's Angesicht lesen zu müssen. Aber es war immer noch derselbe feste, traurige Blick der auf ihr ruhte.

— Nein — Sie lügen nicht! rief Anna mit einem plötzlichen Ausbruch.

Mit einem Male hatte sie Paulinen an sich gezogen, ihr Haupt an das von Paulinen's geschmiegt. Dann war sie rasch zur Thür hinaus verschwunden.

Pauline war allein. Nie hatte sie sich so ver-

stoßen in der Welt gefühlt als in dem Augenblick, da von Anna's Lippen jene grausamen Worte gefallen waren: ‚ich weiß es, was es mit ihrem Vater ist'. Diesen Fluch, fühlte sie, wird sie nie von sich abschütteln können.

In der Ecke der Kammer stand ein kleines altes Klavier — der einzige Ueberfluß, den sich Pauline gestattete. Ihre Kunst war arm, nur das Wenige, was man sie im Seminar gelehrt hatte. Jetzt öffnete sie das Klavier; mit einigen Griffen präludirte sie, dann quoll langsam unter ihren Finger die alte Weise hervor:

„Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir . . ."

Wie die Weise ansetzt und wieder ansetzt um sich zu erheben, klang es wie der Aufschrei einer armen gequälten Seele. Pauline sang die Worte leise mit. Dann aber, als sie die Accorde voller anschlug und sie gewaltig dahinzogen, war es ihr, als ob ihre Seele darauf ausruhe und neue Schwungkraft daraus ziehe . . .

Ermuthigt und entschlossen erhob sie sich.

XV.

Baugesellschaft „Siebenmorgen“.

Am anderen Morgen kam Schupke in sein Comtoir. Cohen der Buchhalter und Comtoirist war so stark an der Arbeit, daß er kaum aufschaute. Nichtsdestoweniger schielte er hinter dem Rücken Schupke's eifrig nach ihm, als er nach einem Schreiben griff, das vorn auf dem Tisch mit Schupke's Adresse und dem Stempel lag: Radlow, Rechtsanwalt.

Schupke hatte beschlossen, mit der Verwerthung der „Siebenmorgen“, die er nun schon seit Jahren sich als Ziel gesetzt hatte, endlich vorzugehen. Die Lage seiner Verhältnisse zwang ihn dazu und die falsche Vollmacht zum Verkauf, die er durch eine amerikanische „Agentur“ bezogen, gab ihm endlich die Handhabe dazu. Der Bissen war aber selbst für den weiten Mund Schupke's zu groß und dick, er bedurfte des Beistandes eines Geldmannes und

einer guten Flagge, mit der er seine bösartige Spitzbüberei decken konnte.

Der Geldmann stand allerdings bereit, Schupke pflegte schon lange seine Geschäfte mit ihm zu betreiben, Bankier Starensee. Ihn zeichneten besondere Eigenschaften aus, die sich für ihn und andere sehr bequem erwiesen. Niemand war scharfsichtiger als Starensee, wenn er sehen wollte, und wiederum besaß er die Gabe, das Offenliegendste zu übersehen, wenn es ihm paßte. Fragen stellte er grundsätzlich niemals. Als Schupke ihm von der Vollmacht aus Amerika gesprochen hatte, beeilte sich Starensee dieselbe durch Gewährung eines Vorschusses darauf in seine Hand zu bekommen. Nachdem er sie hatte, kam er zu der Ueberzeugung, daß das Geschäft gemacht werden könne und er sicher den Rahm davon abschöpfen werde.

Wie weit er Schupken durchschaute, das blieb im Dunkeln. Jedenfalls war er entschlossen, die Sache so zu leiten, daß die ganze Verantwortlichkeit schließlich auf Schupke sitzen bliebe.

Als Rechtsbeistand bediente sich Schupke am liebsten eines entlassenen Schreibers, der jetzt unter dem Namen Volksanwalt praktizirte — ein verschmitzter, gerissener Mensch, der die Wege, welche um das Recht herumführen, trefflich kannte. Er hatte ein Mundwerk wie ein zweischneidiges Schwert,

schimpfte auf Gericht und Rechtsanwälte, und keine Sache war ihm zu schlecht. Als Miethseintreiber für Schupke war er unerbittlich — „unbezahlbar“ — wie Schupke sich ausdrückte. Aber in die Siebenmorgenangelegenheit wollte Schupke den Volksanwalt nicht hineinsehen lassen. Im Gegentheil, dazu eignete sich am besten ein junger Anfänger, der wenig Erfahrung und einen unbefleckten Namen besaß. Dies traf bei Dr. Radlow zu, der sich vor noch nicht langer Zeit im Hause gegenüber als Rechtsanwalt niedergelassen hatte. Auch ein ehrlicher Name hatte bei Schupke seinen Marktwerth; er kaufte ja Alles; und Radlow's Name war noch vom Vater her von bestem Klang, der ein Richter von dem guten alten Schlage und ein tapferer und aufrichtiger Volksmann gewesen war. Den jungen Radlow dachte Schupke in sein schmutziges Unternehmen einzuschlachten. So ein Name zieht merkwürdig, sagte er sich — es ist ein armer Teufel, hat nichts zu thun — er wird alle Finger danach lecken. Ich werde mir ihn kaufen.

— Cohen, hatte Schupke zu seinem Buchhalter gesagt, schreiben Sie an Rechtsanwalt Radlow drüben einen Brief, ich will ihm eine Sache übertragen.

Mit allem, was drüben im Hause vorging, wußte Cohen besseren Bescheid, als es für die ihm zugewiesenen Comtoirarbeiten gut war. Denn in dem sonst so gut eingerichteten Innern dieses Jünglings,

in welchem die Ordnung eines Hauptbuches zu herrschen pflegte, ging es in der letzten Zeit überaus stürmisch zu. Liebe und Eifersucht lieferten sich darin wilde Gefechte. Liebe zur schönen und schnippischen Flora, und Eifersucht auf den fixen Handlungsgehilfen ohne Stelle, der sich den Titel von Flora's Bräutigam zulegte; und gerade die Arbeitslosigkeit kam seinem Gegner zu Hülfe. Denn während Cohen an sein Schreibpult gefesselt war, hatte der stellenlose Jüngling überflüssige Zeit, um Florchen den Hof zu machen. Zwanzigmal und mehr sprang Cohen von solchen Gedanken bestürmt während des Tages vom Pulte auf und starrte aus dem Fenster nach dem Thorweg des Hauses gegenüber. So kannte er das gesammte Personal, das dort verkehrte; aber einen Menschen, der als Client bei Radlow gedacht werden konnte, hatte er nicht darunter bemerkt. Daher fuhr er bei Schupke's Eröffnung unvorsichtig heraus:

— Radlow wollen Sie nehmen? Nicht zu denken gedacht zu werden. Ganz faules Geschäft, nicht ein einziger Kunde.

— Woher wissen Sie denn das? schnauzte Schupke den Unvorsichtigen an. Habe ich Sie als Schildwache engagirt oder als Buchhalter? Schreiben Sie, ich werde Ihnen das Fensterstehen austreiben.

Und Cohen hatte geschrieben. Da lag jetzt die Antwort. Als Schupke sie gelesen hatte, ging eine

Zornesröthe über sein Gesicht, die Cohen mit Befriedigung aufnahm.

— Der eingebildete Narr, rief Schupke, das Schreiben Radlow's zerknitternd, lehnt es ab, mit mir in Beziehungen zu treten. Lehnt es ab, wiederholte er verächtlich.

— Nicht zu denken, gedacht zu werden, sagte Cohen mit geheuchelter Entrüstung. Ich weiß einen jungen Mann — einen sehr gewandten jungen Mann, einen entfernten Vetter von mir . .

— Schweigen Sie! brüllte ihn der erboste Schupke an. Will keinen Vetter, habe genug an Ihnen!

Und Cohen versank wieder in sein Buch . . . .

Für seine Bauunternehmung gedachte Schupke auch seine Parteiverbindungen nutzbar zu machen. Er hatte sich das alles fein berechnet.

Ueber das, was man die soziale Frage nennt, hatte sich nämlich Schupke seine eigenen Ansichten gebildet. An der Spitze dieser Ansichten stand Schupke's Ueberzeugung, daß, wie die Sache auch fallen möge, die Schupke's immer oben bleiben würden. Er drückte das so aus, daß die Intelligenz immer die Leitung behalten müsse. — ‚Sehen Sie Rendel an‘, so pflegte er diesen seinen Satz zu belegen, ‚noch einen Sprung, so ist er durch‘.

Rendel zu diesem Sprung die Hand zu geben, war Schupke vollständig bereit: Eintracht giebt Macht.

Das hatte er bei seinen Unternehmungen, die theilweise recht schwieriger Natur waren, als das Sicherste erprobt.

Schupke's Erfahrungen hatten ihn weiter auf den Satz gebracht: mit den Wölfen muß man heulen. Er hatte die Entdeckung gemacht, von der viele Menschen leben, daß es am besten ist, den Leuten die Redensarten vorzusagen, die sie am liebsten hören. Die einen wiegen nicht schwerer auf der Zunge als die anderen, bei den einen gab es Hochs aus der Versammlung, bei den anderen wurde man hinausgeworfen und erhielt manchmal ein geschleudertes Bierseidel auf den Weg mit. Er nannte das, das Vertrauen des Volkes gewinnen. Und dieses Vertrauen, so weit er es brauchen konnte, zu gewinnen, sah er den geschlagenen Weg vor sich liegen. Auf eine Hand voll Lügen mehr oder weniger kam es ihm dabei nicht an.

Mißtrauen ist das Vertheidigungsmittel, welches die Natur den Schwachen im Kampf um das Dasein mit auf den Weg gegeben hat, wie ja der Hase mit offenen Augen schläft. An ihrem Mißtrauen muß man sie packen, sagte sich Schupke, dann spielt man die ganze Gesellschaft vom Blatt. Und danach handelte er.

Als Geschäftsmann wußte Schupke, was es heißt, die Konkurrenz herunterreißen. Praktisch muß man

sein, sagte er, und schimpfte wie keiner auf die Bourgeois. Er blieb auch als Mitglied der Partei und Kandidat zu den Stadtverordneten der gewiegte Geschäftsmann und unerbittliche Vermiether, der er gewesen, als er sich noch mit dem kornblumenblauen seidenen Tuch wischte. Jetzt wischte er sich, wie wir wissen, vorzugsweise mit dem rothen Taschentuch.

— Was ist das Volk? so pflegte Schupke an seinem Stammtisch sich zu brüsten: es sind große Kinder. Man muß ihm ein Schnickschnack vormachen, allerhand bunte Dinge zeigen, dann greift es danach. Ich verspreche, daß ich Alles besser machen will. Beweise mir Einer, daß ich es nicht kann. Sollte mich jedoch Einer bei Gericht verklagen, daß ich ihn nicht glücklich gemacht habe, das warte ich ab.

Und der Stammtisch lachte über den Witz Schupke's — geradezu stolz war er auf dieses Mitglied.

Rendel besaß den Trieb zum Anordnen und Befehlen und was damit zusammenhängt, eine natürliche Begabung dazu. In der Handwerkerschule war er der Beste, in der Armee rasch Unteroffizier, als Maurer Polier und bei dem Strike der Maurer war er, wie selbstverständlich, Leiter. Eine Zeit lang hatte er mit Herz und Ueberzeugung auf Seiten der sozialdemokratischen Lehre gestanden; sein scharfer und praktischer Verstand konnte sich auf die Dauer nicht bei der Wiederholung von Redensarten

beruhigen, von denen er wußte, es werde nie etwas dabei herauskommen. Allein er konnte sich nicht dazu entschließen, auch äußerlich damit zu brechen. Er wollte nicht für einen Ueberläufer gelten, und dann gab ihm seine Stellung als Führer in einer starken Partei Ansehen, auf das er nicht verzichten wollte, und das ihm in seinen geschäftlichen Unternehmungen, die er eifrig betrieb, von großem Nutzen war.

Schupke stand vor dem, was das große Unternehmen seines Lebens war, er wollte die Beute fassen, auf die er so lange gehofft. Indessen, die Sache führte sich unter Umständen ein, die nicht dem Bilde entsprachen, das er sich von der Verwirklichung gemacht hatte. Elldorfer besaß sein Geheimniß; merkwürdiger Weise fürchtete er nicht von diesem verrathen zu werden. Etwas sagte ihm, daß Elldorfer Alles zuzutrauen sei, aber daß er sich hinter Polizei und Gerichte stecken würde, das hielt er für ausgeschlossen. Doch gedemüthigt fühlte er sich, und das Geld, welches er zahlen mußte, schmerzte ihn. Es war zu dem großen Verluste dazu gekommen, den er durch den Brand der Lauenstein'schen Fabrik erlitten hatte. Und dabei mußte er immer noch fürchten, daß die anderen Gläubiger der Lauenstein'schen Masse ihn zum Schadenersatz wegen Versäumniß der Versicherung anhalten würden.

Er hätte gern die Inangriffnahme der Sieben=

morgen noch verschoben, bis der Oberstolze verurtheilt im Zuchthaus sitzt — das hielt er für sicher — bis Elldorfer außer seinem Wege war. Allein es ging nicht! er fühlte sich von allen Seiten vorwärts getrieben. Es gab keinen Halt mehr: vorwärts oder ruinirt.

Also hatte er sich: vorwärts! zugerufen.

Starensee war sein bester Anhalt. Dennoch fühlte er, wie er unter dem kalten, messerscharfen Blick des Bankiers bebte, wie ihm jede Widerstandskraft entfiel.

Schupke hatte sich vorgestellt, daß ein Aktienunternehmen gegründet werden sollte, er, Rendel und Radlow an der Spitze. Starensee sollte die Aktien vertreiben, aber zu nahe wollte ihn Schupke nicht herankommen lassen. Vor allem rechnete Schupke auf Rendel als Gegengewicht gegen Starensee. Radlow war ihm aus der Hand gegangen — so blieb noch Rendel, und der ließ sich die Butter nicht vom Brot nehmen.

Rendel verstand wohlfeil zu bauen, er war ein kluger und entschlossener Mann, der auch zur Noth mit Starensee fertig werden würde. So war denn Rendel auf Schupke's Einladung erschienen; sorgfältig rasirt, in feinem schwarzen Rock und in der strammen Haltung, die er sich von der Zeit, wo er als königlich preußischer Unteroffizier bei den Gardefüsiliren stand, bewahrt hatte, trat er an. Schupke hatte kaum Zeit

gehabt, ihm einige Andeutungen zu geben, als der Wagen Starensee's vor Schupke's Hause anfuhr. Ein feines, einspänniges Gefährt, das Starensee selbst lenkte; ein kleiner Diener hielt die Zügel, während Starensee in Schupke's Haus und Comtoir eintrat.

Schupke stellte vor. Wie sollte er Rendel einführen? Rendel schlechtweg — ging nicht. Polier Rendel — noch weniger. Also sagte er:

— Darf ich die Herren bekannt machen? Herr Bauunternehmer Rendel, Herr Bankier Starensee.

Starensee war ein hochgewachsener Mann mit einem stechenden Blick, dem immer ein Lächeln um den Mund spielte. Schupke hatte sich Wort für Wort ausgedacht, was er zu Starensee sagen wollte, welche Bedingungen er ihm stellen würde. Aber der Bankier nahm alsbald die Sache selbst in die Hand.

— Sehr erfreut, Herr Bauunternehmer, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, kenne Sie schon aus den Zeitungen. Werden gute Freunde werden, hoff' ich. Dann Schupke in's Auge fassend, fuhr er fort: Merke schon, volksthümliches Unternehmen. Sehr gut.

— Ganz richtig, sagte Schupke betroffen, sich so schnell errathen zu sehen. Sie kennen meine Stellung und meine Gesinnungen, Alles für das Volk, Alles durch das Volk.

— Sehr gut — Ihre Stellung und Ihre Ge=

sinnungen — paßt vortrefflich. Gründen gemeinnützige Baugesellschaft. Ist es nicht so?

— Für Mittel- und Arbeiterwohnungen, setzte Schupke hinzu.

— Immer besser, fuhr Starensee fort. Wir leben in einer sozialen Zeit. Vortrefflicher Gedanke Ihres Amerikaners gerade jetzt loszuschießen. Haben jedenfalls gute Nachrichten von ihm. Muß ein vortrefflicher alter Herr sein. Also eine Aktiengesellschaft. Zahlen den Amerikaner mit seinen eigenen Aktien aus. . .

Schupke machte ein langes Gesicht.

— Etwas baares Geld muß dabei sein.

— Vortrefflicher Verwalter, dieser Schupke, fuhr Starensee fort. Nimmt seines Amerikaners Vortheil hartnäckig wahr, selbst gegen seine besten Freunde. Also auch baares Geld. Habe bereits heute fünfzehntausend Mark auf einen Sichtwechsel von Ihnen bezahlt; viel Geld, fünfzehntausend Mark. Aber das Geschäft wird es wohl einbringen. Aufsichtsrath: Starensee, Rendel, Schupke und mein Rechtsanwalt. Paßt das?

— So ungefähr, sagte Schupke, betreten über die Art, wie Starensee schaltete und waltete.

— Werde Ihnen meinen Rechtsanwalt schicken, um den Rest zu verabreden. Herr Rendel, Sie sind einverstanden, bauen uns Arbeiter- und Mittel-

wohnungen. Dann noch einen kleinen volksthümlichen Druck auf den Magistrat, wegen Straßenanlagen auf dem Grundstück. Vergessen Sie nicht, ich bin es, der von Ihnen kauft und das Grundstück in die Gesellschaft einbringt. Bedaure, habe keine Zeit mehr, muß zur Börse. Leben Sie wohl, meine Herren.

Er schüttelte Beider Hände und war zur Thür draußen. Und schon trabte sein Vollblutpferd der Börse zu . . .

Schupke blieb verduzt zurück. Hatte er denn die Siebenmorgen in der Hand oder Starensee? Er war kaum befragt worden.

— Was meinen Sie, Rendel, zu dem Manne und seinem Vorschlag?

— Ein schneidiger Kerl, sagte Rendel, gefällt mir. Wir werden das Geschäft machen. Oder haben Sie etwas dagegen? . . .

Was blieb ihm übrig, dem verlassenen Schupke? Er fügte sich dem Vorschlage, den ihm Starensee's Rechtsanwalt vorlegte und der seinen früheren Plänen tief ins Fleisch schnitt.

Dennoch blieb noch sehr viel übrig, denn das Geschäft an sich war großartig . . .

Nach einigen Tagen las man in einer Anzahl Berliner Zeitungen gleichlautend folgende Mittheilung:

„Dem so vielfach zurückgesetzten Norden unserer Stadt steht eine wesentliche Verbesserung und Ver-

schönerung bevor. Der in Amerika weilende Besitzer des Grundstücks Siebenmorgen, eine unseren älteren Mitbürgern noch wohlbekannte Persönlichkeit, hat sich endlich entschlossen, seine Besitzung der Bebauung zu übergeben. Auf seine Anregung ist eine Gesellschaft zu Stande gekommen, die dem Bedürfniß nach kleinen und mittleren Wohnungen in gemeinnütziger Weise zu entsprechen beabsichtigt. Wir können dem schönen Unternehmen, an dessen Spitze die Herren Rendel, Schupke und Starensee stehen, nur den besten Fortgang und die thatkräftige Unterstützung unserer Staats- und städtischen Behörden wünschen."

Wiederum nach nicht langer Zeit wurde beim Handelsgericht der Antrag gestellt, in das Gesellschaftsregister von Berlin die Firma einzutragen: „Bauverein Siebenmorgen, Aktiengesellschaft."

XVI.

Robert Radlow.

Im Hause Schupken gegenüber wohnt im dritten Stock die Wittwe des Amtsrichters Radlow, im vierten Stock hat ihr Sohn, der junge Rechtsanwalt, Dr. Radlow, seine Schreibstube und Wohnung.

Es ist ein schlanker und kräftiger junger Mann, die Gesichtszüge scharf umrissen, das Auge groß und sinnend, ein dunkler, gekräuselter Vollbart um das bräunliche Gesicht. Etwas Ungewöhnliches ist an dem Manne, etwas von dem Aussehen derer, welche das Schicksal zu seinen Lieblingen oder zu seinen Schmerzenskindern berufen hat.

Wie sich seine Zukunft gestalten wird, ob er die Stellung im öffentlichen Leben gewinnen wird, die seine nächsten Freunde für ihn voraus sagen, das werden uns die kommenden Jahre lehren müssen. Im Augenblick, da ihn diese Geschichte trifft, ist sein

Wesen in einer ganz besonderen Bewegung, in einer Gährung, welcher die edelsten Jünglinge wie der beste Wein nicht entgehen.

Etwas Eigenes war Radlow schon auf der Schule, rasch durchlief er alle Klassen, er war, wie selbstverständlich, stets und überall der Erste in den Lehrstunden, wie bei den Spielen im Schulhof. Ein hohes und leicht reizbares Rechtsgefühl zeichnete ihn aus, Unrecht, das er begehen sah, konnte ihn zu raschem Zorne reizen. So hatte er sich ja auch des armen kleinen Oberstolzen angenommen. Seine Führung war untadelhaft und die Lehrer schienen sich mehr um seine Gunst zu bewerben, als er sich um ihre. Auf der Universität war er bald im Ausschuß der Studenten. Und als dem Kaiser Wilhelm der große Fackelzug der Studenten gebracht wurde, hatte Radlow als Vorsitzender des Ausschusses die Ehre, den greisen Heldenkaiser anzusprechen. Wohl durchrieselte ihn Ehrfurcht vor dem Manne, als er ihm gegenüberstand und die Hand berühren durfte, in welcher die Geschicke des Vaterlandes so lange und so sicher geruht hatten, aber ihn durchglühte das Bewußtsein, daß er für so viele Tausend edler Jünglinge an dieser Stelle zu sprechen habe. Und als er mit ruhiger und bescheidener Würde dem Kaiser vorgetragen hatte, welche Gesinnungen der Hingebung die akademische Jugend ihm und dem Vaterland

widme, da sah ihn der große Menschenkenner auf dem Thron mit freundlich lächelndem, schier väterlichem Blicke an: Bei diesen Gesinnungen, sagte der Kaiser, bleiben Sie, das sind die richtigen — dann werden wir an Ihnen und Ihren Kameraden viel Freude erleben.

Damals auf der Universität war Radlow voll überschäumender Lebenslust und Fröhlichkeit. Seine Mittel waren mehr als bescheiden, aber seine Persönlichkeit und der geachtete Name, den er trug, öffneten ihm alle Gesellschaften, auch die glänzendsten. Als er seine Prüfungen bestanden hatte, die seine große Begabung darthaten, wurde ihm vertraulich eröffnet, daß man ihn im Ministerium zu beschäftigen beabsichtige. Radlow lehnte dankend ab. Denn schon hatte er sich den Lebensplan gebildet, mit dessen näherer Gestaltung und Ausführung er immer noch beschäftigt ist — er wollte unabhängig sein, aber nur, um so seine ganze Kraft seinen Nebenmenschen widmen zu können.

So ließ sich Radlow als Rechtsanwalt in Berlin einschreiben . . .

Was man einen Streber heißt, ist heute allbekannt. Das Streberthum wird oft als etwas unseren Tagen Eigenthümliches bezeichnet; will man aber der Jugend unserer Zeit gerecht werden, so muß man dem Streberthum einen anderen Zug entgegensetzen,

einen weitverbreiteten — das Gefühl, von dem, was man der Allgemeinheit schuldet, das Bedürfniß, ein gutes Gewissen gegen seine Zeit zu haben.

Die große Weltfrage weiß für jedes Jahrhundert eine andere Erscheinungsform zu finden — in jeder Erscheinung eine andere und doch dieselbe. Woran erkennt man es, daß man der alten Sphinx und ihrem uralten Räthsel von Neuem gegenübersteht? Wenn die Frage, die sie stellt, die Gewissensfrage jedes Einzelnen und zugleich die Losung der Massenbewegung ist — wenn sie weder gelöst noch umgangen werden kann?

Das ist heute die soziale Frage.

Mit ihr kämpfte Radlow's Verstand; sie bedrückte sein Gemüth, und selbst seine Thatkraft schien unter ihrer Wucht zu erliegen.

Radlow's Freund, Moritz Battista — Namen und Aussehen ließen erkennen, daß er italienischer Abstammung war — nahm die Sache leichter und praktischer. Er hatte sich gleichzeitig mit Radlow als Rechtsanwalt niedergelassen, eine Fülle von Prozessen waren ihm schon übertragen, während Radlow noch auf den ersten Klienten wartete.

— Was zerbrichst Du Dir viel den Kopf, hatte er oft zu ihm gesagt, bist Du verantwortlich für die Weltordnung? Sie ist so gut und so schlecht, wie sie sein kann. Jedermann auf seinem Posten — das ist

die Hauptsache. Jeder Spitzbube findet schließlich einen größeren Spitzbuben als er selbst ist, und die ehrlichen Leute bringen sich schlecht und recht auch noch durch. Kann man von Zeit zu Zeit einem, der in den Sumpf gefallen, heraushelfen, so hat man genug gethan. Im übrigen Jeder für sich und Gott für Alle.

— Ein Spruch, der mir tief verhaßt ist, entgegnete Radlow. Sage lieber: Jeder für Alle, und Jeder für sich mit Gott. Dann ist es richtiger. . . .

Was aber noch mehr als der Verstand beitrug, Radlow in Unruhe und Verwirrung zu halten, war sein Herz. Er war verliebt, leidenschaftlich verliebt in die arme Pauline Elldorfer.

Das, was andere zurückgeschreckt haben würde, die Armuth und Verlassenheit des Mädchens, die schreckliche Lage, in welche sie durch Verbrechen und Strafe ihres Vaters, wie durch dessen ganze Lebensführung gebracht war, hatten zuerst sein Interesse und seine Theilnahme erregt. Mit dem Schicksal des Mädchens war er seit seiner Jugend wohlbekannt, hatte doch seine Mutter sich des verlassenen Kindes angenommen und ihr eine Freistelle im Lehrerinnenseminar verschafft. Manchesmal hatte er Paulinen bei seiner Mutter gesehen, wo sie sich Hülfe und Trost in schwieriger Lage suchte. Bescheiden hatte sich Pauline in die Küche gesetzt

zur Mutter Mine, der alten Magd, ein Familienerbstück, die große Stücke auf Pauline hielt. Dann hatte Radlow sie zur Mutter hereingeholt, erröthend war ihm das Mädchen gefolgt. Die einfache und sichere Ruhe, mit der Pauline ihres Weges ging, flößte ihm tiefe Achtung ein. Nach und nach bemerkte er, welch' anmuthiger Reiz über dem Wesen und Sprechen des Mädchens lag, er fühlte den verwandten Zug mit ihr in dem Ernst, mit dem sie ihre Pflichten nahm und ihre Lebensaufgaben angriff. Rührend erschien sie ihm in ihrer anspruchslosen Entsagung und entzückend, wenn eine schelmische Heiterkeit über ihr zartes liebliches Gesicht ging. Und erst Paulinens Gespräch! Was waren die anderen Mädchen, die er kannte, die im Glück und sorgfältiger mütterlicher Hut aufgewachsen waren, an Lebenserfahrung, an Vertiefung des Gemüthes gegen dieses vom Schicksal so hart geschulte Mädchen! Holde Kinder in ihrer Mischung von Unbewußtem und Berechnung. Aber was boten sie dem ernsten Sinn und dem Gemüth voll Streben und Unruhe!

Pauline verstand ihn, fühlte und litt mit ihm. Damit war er in seinem Innern unlösbar an sie gefesselt.

Warum trat er nicht vor Pauline hin und sagte: Hier bin ich. Nimm mich, ich bin Dein.

Ach! die Kraft, einen raschen und rettenden Ent-

schluß zu fassen, lag nicht oder noch nicht in Radlow's Wesen. Etwas Herbes, Sprödes lag im Innern des jungen Mannes. Das hielt ihn an der Aussprache zurück. Das Zweifelnde, Quälerische machte sich geltend: wenn du dich doch irrtest, dachte er, wenn die liebliche Blüthe von ihrer Umgebung giftig angehaucht wäre. Und wo bleibt die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, auf die ich alles gestellt habe, wenn ich mich binde, jetzt schon binde, wenn die kleinen und großen Sorgen des Hausstandes meine Selbstbestimmung fesseln, mir ihr niedriges Joch auferlegen.

Dann aber war es seine Mutter.

Eine brave, tapfere Frau, unermüdlich für die anderen thätig, den Ihrigen schwärmerisch ergeben — aber die Reinheit und Unantastbarkeit ihres Namens mit leidenschaftlichem Eifer bewahrend. Von adligem Abkommen, war sie zu gleicher Zeit auf das Vornehme ihres Hauses und den volksthümlichen Namen ihres verstorbenen Mannes stolz. Diesen Namen in Verbindung mit der Tochter eines Verbrechers zu bringen, wenn es auch ein politischer war — selbst ein solcher Gedanke war ihr nicht einmal gekommen.

Niemals hätte sie sich mit ihm versöhnen können. Das wußte Robert Radlow. Deshalb verschloß er seine Gefühle tief in seiner Brust. Weder seiner Mutter, noch Pauline ließ er merken, was in ihm

vorging, und ihn nur um so tiefer bewegte. Nur Moritz Battista hatte die Gabe, Radlow sein Herz entschleiern zu machen. Er wußte um Radlow's Leidenschaft für Pauline. Eines Tages kam er zu ihm:

— Höre, sagte er, da ist eine Gesellschaft, die einen Rechtsverständigen für ihre Bank in Konstantinopel sucht. Nimm die Stelle, heirathe das Mädchen vom Fleck weg und seid glücklich. In einem Jahr oder so reist Frau Radlow als Großmutter selbst hin und führt Euch Beide und das Kleine auf dem goldenen Horn spazieren.

Radlow besann sich.

— Es geht nicht, sagte Radlow, hier liegt meine Lebensaufgabe in Gut oder Bös.

— Nun, dann nicht, rief Battista erbost und lief hinaus, die Thür hinter sich zuschlagend, dann kam er zurück.

Gieb mir die Hand, sagte er, und verzeihe mir, — Du bist ein Narr, aber ein braver. Glücklicherweise bin ich ich, sonst könnte ich am Ende Du sein wollen. . . .

Hatte Radlow Recht oder Unrecht mit seinem Entschluß? Wer mag es entscheiden! Für Paulinen's Schicksal war er jedenfalls bestimmend. Der Entschluß war gefaßt worden just vor Elldorfer's Rückkehr und seiner nächtlichen Erscheinung bei ihr mit dem Oberstolzen.

Und auch Radlow's Geschick nahm damit eine neue Wendung.

— Mutter Mine, frug Radlow am Morgen nach dem Abenteuer Elldorfer's und des Oberstolzen in Paulinen's Zimmer die alte Magd — was war denn die Nacht im Hause auf der Treppe los?

— Ja, denken Sie sich, Herr Doktor. Die Polizei war im Hause, hat nach dem alten Elldorfer gesucht und einen Burschen in Paulinen's Zimmer gefunden. Es ist derselbe, der schon früher bei Elldorfer war. Sie kennen ihn, man rief ihn den Oberstolzen. Es wäre ein Liebhaber, meinte der Nachtwächter.

— So, meint er das, sagte Radlow, dem es wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder gegangen — rede, was meinst Du?

— Der Schein ist gegen sie, aber das Mädchen ist brav. Dafür lege ich die Hand in's Feuer. Aber die Schande, die Schande!

Radlow zuckte zusammen. . . .

XVII.

Auf dem Bureau.

Wer jemals auf dem Bureau eines vielbeschäftigten Rechtsanwalts war, der hat gewiß einen feierlichen Eindruck mitgenommen. An den Wänden ziehen sich bis zur Decke hinauf Gestelle, in denen Schicht auf Schicht die Rechtssachen liegen, mit denen der Anwalt betraut ist, jede Sache in ihrem bunten Umschlag und den Zettel, auf welchem die Streitenden benannt sind, wie eine Kriegswimpel aushängend. Stolz und erhaben thront an seinem Pulte der Bureauvorstand, die Schaar der Schreiber überwachend, die auf ihre Papiere gebückt mit knirschenden Federn unermüdlich die langen Akten schreiben. Scharf und prüfend mustert der Bureauvorsteher die Eintretenden, den Meistbegünstigten gewährt er in geziemender Ordnung Eintritt zum Rechtsanwalt, andere thut er vertraulich selbst ab

und wieder andere weiß er rasch und geschickt zu entfernen. Diejenigen aber, denen der Eintritt zum Rechtsanwalt verstattet wird, nahen sich dessen Thür wie einem Allerheiligsten. Feierliches Schweigen liegt auf dem Ganzen, nur unterbrochen durch der Federn geheimnißvolles Gekratze.

Von all' diesem Treiben zeigt das Bureau des Rechtsanwalts Radlow auch nicht die Spur. Seit mehr als dreiviertel Jahren hatte Radlow sich als Rechtsanwalt niedergelassen; aber die Welt ging gleichgültig an dieser Thatsache vorüber. Noch hatte der erste ernsthafte Klient die stille Stube zu betreten, welche Radlow sein Bureau nannte. Denn daß hier und da ein Dienstmädchen aus der Nachbarschaft oder der Fuhrmann aus einem Milchgeschäft den Schatz seines rechtlichen Wissens in Anspruch genommen hatte, konnte nicht verrechnet werden. Die Versucher aber, die sich an junge begabte Anwälte herandrängen, die zweifelhaften, zweideutigen Sachen, wies er kurz und entschieden ab.

Und Radlow that so gar nichts, um die Welt von seinem Dasein und seinen Verdiensten zu überzeugen. Er verbrachte seine Zeit mit seinen Studien, verfolgte die Verhandlungen der Gerichte und hielt die Augen für das Treiben der Welt weit offen.

Andere Rechtsanwälte, die sein Wissen schätzten, überwiesen ihm schwierigere Arbeiten, näheren Ver-

kehr hatte er immer weniger — jetzt nur noch mit Moritz Battista, denn seine Sinnesart war immer herber geworden.

Was soll das werden? fragte sich Piefke, zugleich Vorsteher und gesammtes Personal des Radlow'schen Bureau's, wenn er Morgens früh seinen Bureaurock angezogen hatte und müßig vor dem leeren Pulte saß. Wenn Radlow sich nur ihm anvertrauen wollte, wie rasch wollte Piefke ihn auf die Höhe des Ruhmes und des Klientenzuflusses führen! Denn Piefke wußte, wie es gemacht wird. Erst im Bezirksverein sich etwas Fühlung gesucht, und dann ein Vortrag im gemeinnützigen Verein, und dann eine Rede in der Wahlbewegung und bei jeder Bewegung drei Paukenschläge in den Zeitungen. Radlow hat dies gesagt, Radlow hat sich dafür ausgesprochen. Bis schließlich die Welt sich zu fragen beginnt: Wer ist denn dieser Radlow, von dem so viel in der Zeitung steht? Denn das ist der Anfang der Berühmtheit, daß man fragt, wer ist denn das?

Nichts von alledem! Nicht einmal eine Wohnungsanzeige in den Zeitungen — kein Schild an der Hausthür. Wer sollte unter den zahllosen Rechtsanwälten in Berlin gerade auf Radlow fallen? Als Piefke einmal Andeutungen machte, es sei Zeit, etwas für Radlow's Bekanntwerden zu thun, hatte dieser die Sache sehr ernst genommen.

— Sie wissen, Piefke, unter welchen Bedingungen Sie bei mir sind — irgend ein Streich dieser Art, und wir sind geschieden.

Piefke kannte diese Bedingungen nur zu gut. Halb aus Mitleid hatte Radlow ihn zu sich genommen und theilte sein schmales Einkommen mit ihm. Denn wozu brauchte Radlow im Grunde einen Bureauvorsteher? Piefke's Anfänge als schreibendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft leiteten auf das Gericht zurück, das Radlow's Vater verwaltet hatte. Und da Radlow Vater den jungen Piefke unter seinen Schutz genommen hatte, so erschien es nur natürlich, daß Radlow Sohn dem brotlos und grau gewordenen Piefke einen Unterstand gab. Denn ach, Piefke — es muß heraus! — hatte seinen Beruf verfehlt. Er hätte Dichter werden sollen und ward Bureauschreiber.

Als er jung war, verlor er regelmäßig seine Stellen, weil er poetische Wendungen in die Schriftsätze verwebte, die er abschreiben sollte. In herangereifteren Jahren, da er sein Glück als Bureauvorsteher versuchte, brachte ihn regelmäßig seine Neigung zu Fall, romantische Zwischenfälle in die Rechtsstreite einzuführen, die seine Prinzipale führten. So hatte er seine letzte Stelle verloren, weil er den Versuch zu weit getrieben hatte, eine ältere Dame, die mit einem Oekonomen einen Prozeß wegen Wege=

gerechtigkeit führte, durch einen überraschenden Ehevorschlag zu vergleichen. Der Oekonom war auch thatsächlich geneigt, darauf einzugehen, die in ihren Gefühlen verletzte ältere Dame aber machte einen solchen Skandal, daß Piefke entlassen werden mußte. . . .

An diesem Morgen stand Piefke an dem Fenster des Bureau's und trommelte an die Scheiben. Er war tief verstimmt. Radlow hatte Schupke's Annäherung schnöde zurückgewiesen, trotzdem daß Piefke etwas von Worten, „auf den Musterklienten warten", dazwischen geworfen hatte. Und die Andeutung, welche Piefke gegeben hatte von einem großen Kriminalprozeß, der in Aussicht stehe, war von Radlow in einer Weise abgethan worden, daß Piefke eingeschüchtert verstummte. Seit einiger Zeit war Radlow noch wortkarger und ernster geworden, als er sonst zu sein pflegte. Was mochte los sein? Der Oberstolze selbst hatte aus dem Gefängniß kein Lebenszeichen gegeben. Piefke fürchtete den Spott seiner Freunde, Langhahn's, des Berichterstatters, und Zieten's, des Photographen, die seine vergeblichen Versuche, Klienten zu erobern, kannten. Piefke fühlte sich unglücklich und von der Welt verkannt . . .

Da klopfte es an der Thür. Wenigstens eine Unterbrechung der Einsamkeit . . vielleicht gar ein Klient. Eifrig rief Piefke: Herein! indem er schnell

an sein Pult schoß, die Feder erhob und eine beschäftigte Miene aufsetzte.

Ach! es war nur Frau Radlow, die Mutter seines Prinzipales, die eintrat, und hinter ihr, etwas unsicher, Fräulein Pauline, die Elementarlehrerin aus dem obersten Stock. Enttäuscht ließ Piefke die Feder wieder fallen.

XVIII.

Frau Rath Radlow.

Die Kunde von dem Verhängniß, das den Oberstolzen getroffen, hatte Pauline tief erschüttert, die Anklage, welche Anna Henner gegen ihren Vater erhoben als Verführer des Armen, war ihr wie ein Messer in die Seele gedrungen, sie hatte ihr ja nichts, gar nichts entgegenzustellen. An sich selbst dachte sie nicht: was lag an ihr, und so konnte sie Annen nicht einmal zürnen.

In kleinen und großen Nöthen des Lebens war Pauline gewohnt, sich an Frau Radlow zu wenden, sie war immer eine hülfsbereite Helferin gewesen. Diesmal aber klingelte sie mit klopfendem Herzen an der bescheidenen Thür; seit ihr Sinn sich mit Robert Radlow beschäftigte, hatte sie die frühere Sicherheit im Verkehr mit Frau Radlow verloren.

— Ist recht, Paulinchen, daß Du Dich wieder

bei uns zeigst, sagte Mutter Mine, setze Dich, ich werde Dich gleich melden.

Frau Radlow lebte in beschränkten Verhältnissen, aber wer mit ihr in Berührung kam, mußte alsbald empfinden, daß er einer großen Dame gegenüberstand. Sie empfing Paulinen mit der Freundlichkeit, die eine vornehme Beschützerin von warmem Herzen einer Hülfsbedürftigen zuwendet. Daß zwischen Pauline Elldorfer und ihrem Sohne jene unsichtbaren Bande im Weben waren, die fester binden, als wären sie aus Eisen geschmiedet, das hätte ihr nicht glaubhafter gedünkt, als daß ihr Sohn eine Köchin vom Herd hinweg heirathen möchte.

Frau Radlow war eine kleine lebhafte Dame, rasch in Bewegungen und Sprechweise, einfach, aber ungemein sorgfältig angezogen, einen schelmisch freundlichen Zug um den Mund und das scharfumrissene Gesicht von aufgesteckten Locken eingefaßt, die aus einem Spitzenhäubchen hervorsahen.

— Setzen Sie sich, liebes Kind, sagte die Räthin, Paulinen in den Sessel nöthigend. Ich seh es ihr an, sie hat was, rund heraus mit der Sprache!

Mit wenigen fliegenden Worten erzählte Pauline, daß ein Bekannter, ein Jugendfreund von ihr, — den Namen verschwieg sie — als Brandstifter in

Untersuchung genommen worden sei, sicher sei er unschuldig, aber Niemand nehme sich des Armen an.

— Also Du willst Deine kleinen feinen Fingerchen zwischen die Justiz hineinstecken? rief sie, sich vor dem Sessel aufstellend — Du weißt nicht, was das für eine gefährliche Maschine ist — sie macht knicks — Frau Radlow knaxte dabei mit dem Fingergelenk — und das Händchen ist weg, ist rein weg.

Pauline deutete an, daß ihr Vater in irgend einer Weise einen unglücklichen Einfluß geübt haben könne. Aber auch das ließ Frau Radlow nicht gelten.

— Für seine Blutsverwandten kann man nichts, das sind Schicksale, wer sich Verwandtschaft aussucht, nehm' sich in Acht, daß er in keinen Schmutz tritt. Immer hübsch zusammen, was sich paßt — das merken Sie sich, wenn Sie einmal heirathen wollen, sonst wird es nie recht stimmen.

Frau Radlow unterbrach sich, als sie den tiefen Kummer wahrnahm, der sich auf Paulinens Zügen malte. Sie schlug sich auf die Stirn.

— O wie dumm, rief sie, kann doch so eine alte Frau sein. Hm! ein junger Mann — vielleicht derselbe, wegen dessen es jüngst Nachts Lärm im Hause gab. Vielleicht Dein Bräutigam? Und ist in solcher Gefahr. Ei, das ist schlimm — recht schlimm!

Pauline erglühte.

— Ja, es ist derselbe. Aber was Sie denken, ist nicht; ich schwör' es Ihnen Es ist der Ziehsohn meiner Mutter.

Die alte Dame besann sich.

— Der Ziehsohn? — Herr Gott, wo hatte ich doch meine Gedanken. Ist es der Junge, den man den Oberstolzen rief? Der arme kleine Kerl, der Sie drüben immer die Treppe herunter und heraufschleppte, dem Sie so zärtlich am Halse hingen, als Sie noch so ein schwaches Wurm waren und kein so nettes Fräulein wie heute?

— Ja, rief Pauline, derselbe, den Herr Robert — sie verbesserte sich rasch — den Ihr Sohn aus den bösen Jungen heraushieb und gegen den Sie so gut waren.

— Und sieh mir einer das Gör an, rief Frau Radlow, Paulinen einen Klapps auf die Wange gebend, redet ein langes und breites und hintennach kommt die Hauptsache heraus. Den Oberstolzen hat man gegriffen, so, das verändert die Sache. Da muß mein Sohn helfen, der Rechtsanwalt. Gleich gehen Sie zu ihm.

— Ich zu Herrn Robert? sagte das arme Mädchen verwirrt.

— Natürlich, das ist ja sein Geschäft, den

Menschen zu helfen, wenn sie in Noth sind. So kommen Sie, ich gehe mit Ihnen.

Und sie griff nach ihrem Shawl, um nach dem Bureau ihres Sohnes ein Stockwerk höher hinaufzusteigen, Pauline hinter sich herziehend. . . .

Heimliche Liebe wohnt Wand an Wand mit Furcht und Eifersucht. Welches Recht hatte Radlow denn, Paulinens Thun zu überwachen — was ging es ihn an, wer bei ihr verkehrte? Das sagte er sich unausgesetzt. Aber unausgesetzt verfolgte ihn auch der Gedanke, daß Pauline ihre Neigung. einem Anderen zuwenden könne. Und wenn jener Vorfall, der im Hause so viel Lärm gemacht hatte, nichts bewies, so machte er doch die Gefahren und Verführungen klar, denen ein Mädchen in der traurigen Lage Paulinens ausgesetzt war. War er nicht verpflichtet, sie aus dieser Lage zu ziehen, zu ihrem Schutz offen an ihre Seite zu treten? Er fühlte sich schuldig und klagte seine Entschlußlosigkeit bitter an.

Aber woher wußte er denn, daß seine Leidenschaft Erwiderung finde? Pauline war doch kein Mädchen, das ohne Weiteres dem ersten besten folgte, der es zu der Seinigen zu machen begehrte. Und wenn sie ihre Liebe schon verschenkt hatte, wenn jener Oberstolze der Bevorzugte war? Was konnte er dagegen sagen? Jeden Zweifel an der Reinheit und

Lauterkeit Paulinens würde er weit von sich gewiesen haben. Aber ihres Zusammenseins mit dem Oberstolzen und dieses selber konnte er doch nur mit Widerwillen gedenken. Daß er im Oberstolzen einen Nebenbuhler hatte, erschien ihm klar. Denn wer konnte in Paulinens Nähe kommen, ohne sie zu lieben?

O Liebe! Liebe! Also auch in diese den ernsten Wissenschaften, dem Landrecht und dem Prozeß und der sozialen Frage geheiligten Räume bist du eingezogen! Auf dem Kopf der Göttin der Gerechtigkeit, welcher die Wand schmückt, sitzt Gott Amor und zielt und sendet seine Pfeile auf den Jüngling am Studirtisch. Der hohe Wall von Büchern und Akten, die ihn umgeben, bilden keinen Schutz dagegen, und Paulinens Bild, bald lieblich lächelnd, bald abgewendet, umgaukelt seine Gedanken. Allerdings sehr zum Schaden der Rechtssache, die er für seinen Freund Moritz Battista studirt. Der hat aber dringende, anderweitige Beschäftigung auf Freiersfüßen.

Nur einer Persönlichkeit im Hause kam die Seelenstimmung Radlow's zu Gute; das war Mutter Mine, die alte Magd. Für ihren Vortrag über das, was gekocht werden sollte, der sonst von Radlow mit den schnöden Worten: ‚Gilt mir gleich‘, zurückgewiesen wurde, fand sie jetzt einen willigen Hörer an ihm, denn sie mußte in das Ende ihres Vortrags

jedesmal etwas über die Liebste einflechten, und die Verbindung zwischen Pauline und Sauerkohl herzustellen, war ihr ein Leichtes. Denn wie sie mit dem Kohl und dem Kasseler Rippenspeer im Korbe die Treppe heraufgehen wollte und es ihr recht schwer wurde — es geht nicht mehr lange, sagte die Alte — da ist Paulinchen gekommen, hat ihr ohne weiteres den Korb abgenommen und ihn die drei Treppen heraufgetragen: so ein Engel von einem Mädchen, mit so frommen und lieben Augen! Und wie leidmüthig sie immer aussieht. So erzählte Mutter Mine, Radlow sah dabei in seine Bücher, aber kein Wort der Alten entging ihm, und sie waren Musik in seinen Ohren.

XIX.

Der erste Klient.

So saß Radlow auch an diesem Morgen in dem Hinterzimmer, das ihm als Privatstudirzimmer und als Schlafzimmer diente, und seine Gedanken hatten sich wieder nach jenem einen Ziel verlaufen, das ihn magnetartig anzog. So kann es nicht weiter fortgehen, hatte er sich wieder einmal gesagt — da hörte er im Schreibzimmer die Stimme seiner Mutter, die nach ihm fragte. Ein derartiger Besuch der alten Dame oben war außerordentlich ungewöhnlich. Ohne das Anrufen Piefke's abzuwarten, öffnete Radlow die Thür und sah seine Mutter, die, Paulinens Hand in der ihrigen, dastand.

Pauline an der Hand seiner Mutter in seinem Zimmer! Wie reizend erschien ihm dies Bild, wie die Erfüllung seines höchsten, schönsten Traumes. Und wie lieblich das Mädchen aussah! Die Augen

so fromm und lieb, just, wie die alte Mine es beschrieben hatte. Ein rosiger Schein lag über den sonst so bleichen Wangen des Mädchens, er schien über das Zimmer auszustrahlen und alles darin zu verklären, selbst Piefke und sein Wartepult. Ein Wink ließ den erwartungsvoll aufhorchenden Piefke in das Hinterzimmer verschwinden.

Radlow verbarg seine Verwirrung, indem er der Mutter die Hand küßte und Paulinen eine tiefe Verbeugung machte. Da brach die lebhafte alte Dame schon los.

— Ich bringe Dir, rief sie, Paulinen noch immer an der Hand haltend — rathe was?

Sollten die Beiden sich gefunden, die Mutter mein Herz entdeckt haben? fuhr es durch Radlow's Seele. Aber nein, unmöglich, und ein Blick auf die vornehme und harmlose Freundlichkeit der Mutter ließ die schöne Täuschung noch schneller verschwinden, als sie gekommen war.

— Nun so rathe doch, rief die alte Dame ungeduldig. Du bist ja stumm wie ein Fisch. Ich bringe Dir, was die jungen Rechtsanwälte am liebsten haben. Merkst Du was?

— Einen so lieben Besuch, erklärte Radlow mit Ueberzeugung.

— Gut gegeben, Du machst Dich, mein Söhnchen. Aber es ist ernsthaft, wir bringen einen Prozeß,

Fräulein Pauline und ich. Und hoffentlich bekommen wir von dem spröden Herrn Rechtsanwalt keinen Korb.

— Einen Prozeß? Ihr beide? Doch hoffentlich nicht miteinander!

— Fräulein Pauline und ich? Nein — sagte Frau Radlow in einem Tone, dessen gedehnte Freundlichkeit die Kluft zwischen dem von ihr beschützten Mädchen und ihr, eine Kluft, die Radlow's Rede verwischen zu wollen schien, vollständig wieder herstellte. Nein, sagte sie nochmals, es ist Pauline, die den Prozeß bringt.

— Fräulein Elldorfer, einen Prozeß? sagte Radlow erstaunt.

— Nicht gerade sie, es handelt sich um einen jungen Mann, mit dem sie — wie soll ich sagen, Beziehungen hat, für den sie sich interessirt — Du erinnerst Dich vielleicht seiner auch noch — des jungen Menschen, den man den Oberstolzen nannte.

Bei diesen Worten der Mutter verwandelte sich die Farbe des Zimmers, die bis jetzt rosenroth gewesen war, in ein düsteres Grau. Also doch! sagte er und wie einen Stich fühlte er es durch die Seele gehen. Um die Stirne Radlow's zog sich eine Falte, welche die Mutter von seiner Jugend auf kannte.

— Was er nur haben mag? frug sie sich.

— Ein Jugendfreund von mir, der sehr unglücklich ist, sagte Pauline, deren tiefe Stimme zitterte und deren Blick fragend und bittend auf Radlow ruhte.

— Und da kommen Sie zu mir? brach es bei Radlow durch. Er faßte sich:

Doch es ist wahr, ich bin ja Rechtsanwalt und meine Hülfe soll ja jedem zu Gebote stehen, dem ich sie noch widmen darf.

— Wir nehmen keinen Korb an, sagte Frau Radlow, diesmal mußt Du daran.

— Wenn es sein muß, sagte Radlow, und die Falte auf der Stirn zog sich eine Linie tiefer.

— O, Sie sind gut und edel, rief Pauline in Erregung und Radlow's Hand ergreifend. Doch diese lag nur regungslos in der ihrigen und sie ließ dieselbe alsbald wieder fahren.

— Da es ein Geschäft ist, das Sie zu mir bringt, so nehmen wir die Sachen auch geschäftlich, bitte, nehmen Sie Platz und erzählen Sie.

Die Frauen setzten sich, und Pauline erzählte von den betrübten Vorgängen, was sie wußte. Radlow hielt sich die Hand vor die geschlossenen Augen, wie er pflegte, wenn er beim Zuhören seine Aufmerksamkeit besonders scharf zusammen halten wollte. Radlow horchte hin. Aber in Wahrheit mehr auf

den Ton von Paulinens Stimme, die ihn eigen ergriff, als auf das, was sie sagte. Und seine Aufmerksamkeit war mehr darauf gerichtet, wie Pauline von dem Oberstolzen sprach, als wie dieser mit den Strafgerichten stehen möchte.

Wie würdevoll und ernst hatte sich Radlow den Augenblick immer vorgestellt, wenn er den ersten Klienten annehmen würde, wie sorgsam würde er alle Umstände des Falles prüfen. Und jetzt! O Liebe, so spielst Du mit den ernstesten Entschlüssen und den würdevollsten Rechtsgelehrten!

Jetzt nahm Radlow den ersten Klienten aus der Hand seiner Geliebten und seine höchste Sorge war es, ob es ein bevorzugter Wettbewerber um das Herz des Mädchens sei oder nicht . . .

Als die Frauen das Zimmer verlassen hatten, fühlte sich Radlow aus seinem Kreise geworfen, vor sich selbst gedemüthigt und doch wieder konnte er sich nicht genug thun in Zurückrufung des lieblichen Bildes, der so sanften und wohlthuenden Stimme. Das Zimmer erschien ihm wie verwandelt — er grollte im Herzen mit Paulinen, und dennoch hätte ihn Piefke beinah noch gesehen, wie er die Lippen auf die Lehne des Sessels drückte, auf der Paulinens Haupt geruht hatte.

— Welch ein eigenthümliches Benehmen, hatte

Frau Radlow zu sich gesagt, geradezu unartig und doch wieder so eigen. Und sie sann nach.

— Ich habe ihn beleidigt — wodurch doch? so sagte sich Pauline. Ich fühlte es, wie sein Herz vor mir sich zurückzog, als ich von dem Oberstolzen sprach — ach, und von meinem Vater.

Ja, das Schicksal des Vaters trennte sie von der Welt, armer Vater, ärmere Tochter, dachte sie.

Und mit betrübtem Herzen kehrte sie in ihre Kammer zurück.

Piefke sah seinen Rechtsanwalt, der rasch aufgefahren war, fragend an.

— Ich habe die Sache des Oberstolzen angenommen — wenn er nach mir schickt, sagte Radlow kurz.

— Wird nicht ermangeln, erwiderte Piefke.

Er wußte ja, was er wußte, und seine Seele jubilirte über den Entschluß Radlow's; denn das Eis war gebrochen; der erste Klient war da und um die, die folgen sollten, war ihm nicht bange.

Kurze Zeit darauf kam Dr. Moritz Battista herein. Trotz der Winterszeit trug er eine Rose im Knopfloch.

— Ich komme, Dich zu meiner Hochzeit einzuladen.

— So weit bist Du schon? sagte Radlow, das ging ja rasch. Ich gratulire.

— Gestern habe ich das Jawort bekommen,

heute kommt es in die Zeitung, in vier Wochen ist Hochzeit. Mein Mädchen ist ein prächtiger, gesunder Kerl — verzeih — meine Braut ist ein prächtiges, gesundes Mädchen, ich heirathe in eine Familie von reichen Fabrikanten, in der es noch nicht einen einzigen Rechtsanwalt giebt — kann man sich so etwas vorstellen! — für den Rest meiner Tage habe ich ausgesorgt. Ich hätte das Mädchen genommen, auch wenn sie bettelarm gewesen, sag', bin ich nicht ein Glückskind, daß sie reich ist?

— Die alte Geschichte, daß die tugendhaftesten Jünglinge immer die reichsten Mädchen lieben.

— Spotte nur, sagte der fröhliche Battista, ich bin, wie man zu sagen pflegt, dicke durch. Hätte ich noch einen Tag mit meiner Werbung gezögert, so war schon ein anderer da, der mir Braut und alles weggeschnappt hätte. Wie weit bist Du?

— Ich habe heute die erste Sache angenommen.

— Bravo, Du wirst vernünftig — jedenfalls etwas Feines, Gediegenes.

— Eine Kriminalsache.

— Gehst Du nach der Richtung? — Das hätte ich nicht vermuthet.

— Die Sache geht mich näher an, als mir lieb ist. Eine unglückliche Verwicklung hat Pauline mit dem Angeklagten in Beziehung gebracht. Auch habe

ich ihn als Jungen gekannt. Er soll ein Anarchist sein und ist der Brandstiftung angeklagt.

— Immer besser, grollte Battista. Bist Du denn rein toll — mit der Sache willst Du Dich einführen! Wirst eine sentimentale Rede halten, Deinen Klienten tief hineinreden und mit dem Rufe abziehen, daß Du selbst so ein halber Anarchist bist. Dann mach Dir nur einen Strich durch Deine Zukunftsaussichten.

— Ich kann mich der Sache nicht entziehen; ich muß.

— Ich mache Dir einen Vorschlag — überlaß mir die Sache — Dein Herz ist dabei, so wirst Du sie verpfuschen. Ich habe den kühlen Kopf dafür. Mir nimmt Niemand die Vertheidigung übel, den Schwiegersohn des Fabrikanten Schatzmann hält Niemand des Anarchismus für verdächtig. Ich rede auf mildernde Umstände und bringe ihn mit der gelindesten Strafe durch.

— Aber wenn er unschuldig ist?

— Unschuldig? Ohne die Sache zu kennen, sage ich Dir von vornherein — möglich, aber unwahrscheinlich. Und bei Brandstiftung sind die Geschworenen gefährlich, gar nicht zu bändigen.

— Ich habe zugesagt — ich kann nicht anders.

— Nun denn, wie Gottes Wille ist.

Und wie regelmäßig ging er halb zornig, halb lachend ab.

XXI.

Alt-Moabit.

Hoch oben auf dem Dachfirst des Moabiter Gerichtshauses steht in Stein gehauen das Bild der Göttin der Gerechtigkeit. Die Göttin ist in vollem Waffenschmuck gebildet, die Rechte auf dem gewaltigen Schwert ruhend. Hier erwartet sie den Schuldigen, erhabene Ruhe liegt auf ihren Zügen, keine Geberde, die hinausgreift, um den Flüchtigen heranzuziehen. Denn der Spruch des Rechtes ist unentrinnbar und die wirren Kreise, die der Fuß des Verbrechers zieht, führen ihn doch schließlich zu den Füßen der sühnenden und strafenden Göttin. Aber auch den Schutz der verfolgten Unschuld verkündet ihr Antlitz und die schwertbewehrte Hand.

Diejenigen freilich, die den weiten Platz überschreiten, um in das Gerichtshaus einzutreten, haben regelmäßig zu viel eigene Sorgen, um sich viel um

das Steinbild auf dem Dachfirst zu bekümmern. Und doch, wenn jeder nur glaubt, seine eigenen Geschäfte zu besorgen, ist er trotzdem in den Dienst der waltenden Gerechtigkeit gestellt, die hier Schuld und Unschuld sondert. . .

Wie zwei Schildwachen treten die beiden kräftigen Thürme vor, welche die Eingangsfront flankiren. Die Pforten des Hauses öffnen sich weit, Jedermann findet dort Einlaß, ob ihn der Zwang einer gerichtlichen Vorladung ruft, oder ob er nur Zuschauer sein will, wie das Recht gesprochen wird. Daß es etwas Königliches und etwas Priesterliches um das Recht ist, darauf weist die große Treppe, die in majestätischer Pracht emporsteigt, und der große Gerichtssaal, der sich an die Halle anschließt und der schier wie ein Gotteshaus anzusehen ist. Aber wenn es leicht ist, in das Gerichtshaus hineinzukommen, mit dem Rückweg ist es anders. Gar manchem bleibt er verschlossen.

Da, wo die Säle und Zimmer für Richter und Schreiber zu Ende sind, zeigen sich eiserne Thore, feste Verschlüsse. Von dort kommen die Untersuchungsgefangenen, wenn sie zum Verhör oder zum Urtheilsspruch vorgefordert werden. Und hinter diesen Verschlüssen lagert sich, einem seltsamen und ungeheuren Bienenkorb vergleichbar, das Untersuchungsgefängniß.

Den Mittelpunkt des Untersuchungsgefängnisses bildet eine gewaltige Halle, die durch die ganze Höhe des Baues durchgeht und in die durch Oberlichter das volle Tageslicht hereinfällt. Freistehende eiserne Treppen führen zu den Gallerien, welche in vier Stockwerken diese Halle einsäumen. Auf den Gallerien, welche der Mittelbau nach den vier Weltgegenden entsendet, öffnen sich Thür an Thür die Gefangenenzellen. Da, wo die Treppe oben abschließt, ist eine Art von Laterne, in welcher der Beamte, der die Aufsicht führt, seinen Sitz hat. Von seinem Schreibtisch aus übersieht er den gesammten Raum, das Treppenhaus und die Gallerien, Niemand kann dort gehen, keine Zellenthür sich öffnen oder schließen, ohne daß der Beamte in der Laterne es bemerkt. Telegraph und Telephon verbinden die Laterne mit den Räumen, in welchen die Untersuchungsrichter sitzen. Nur wenige Aufseher und Bedienstete genügen, um das Tausend von Gefangenen zu überwachen und zu besorgen, die hier Jahr aus, Jahr ein ihres Urtheilsspruchs harren.

Es war zehn Uhr Morgens, als der Oberstolze in das Thor des Untersuchungsgefängnisses einpassirt war. Man hieß ihn in einer Halle niedersitzen, dann wurde er dem Richter vorgeführt, der den Vorführungsbefehl gegen ihn erlassen hatte. Ihn schwindelte. Er wußte kaum die Fragen zu fassen, die der Richter

nach seinem Namen, Stand und Alter stellte. „Vernehmungsunfähig“, sagte der Richter zum Protokollführer, dann diktirte er diesem weiter, „und wurde dem vorgeführten Jack Miller, genannt Oberstolze, eröffnet, daß er wegen Theilnahme an anarchistischen Bestrebungen in Untersuchung stehe und zur Vermeidung von Flucht und Besprechungen verhaftet sei.“

— Führen Sie den Mann ab, sagte der Richter.

Der Aufseher, welcher den Oberstolzen in die Gefängnißräume geleitete, mußte ihn stützen, sonst wäre er umgesunken, so müde und matt fühlte er sich. Er wußte auch kaum, wie ihm geschah, als man ihn durchsuchte, ihm, was er in der Tasche hatte, ein paar Pfennige, ein Messer, einen Schlüssel abnahm, ihn nöthigte, seine zerrissenen Oberkleider abzulegen und ihn mit Zwilchhosen und Jacke versah.

— Zweihunderteilf, sagte der Beamte im Eintrittsraum, nachdem er sich mit dem Manne in der Laterne verständigt hatte. Der Aufseher ergriff wieder den Arm des Oberstolzen, half ihm eine Anzahl eiserner Treppen erklimmen, eine Thür ward geöffnet, ein kleiner Raum zeigte sich, fast ganz von einer Pritsche eingenommen, auf die der Oberstolze mehr sank, als er sich setzte.

— Schlaf Dich aus, den Kopf wird's wohl nicht kosten, sagte der Aufseher tröstend, als er sich zurückzog und die Zellenthür hinter sich zuschlug.

XXII.

Gefangen.

Der Schlaf des Oberstolzen war tief, todähnlich, traumlos. Als er erwachte, hatte sich schon die Abenddämmerung grau über den Raum gelegt. Mühselig sammelte der Oberstolze seine Erinnerungen. Wo war er eigentlich? Was bedeutete das hohe, unzugängliche Fenster dort oben, die sonderbar verschlossene Thür? Bis ihm das furchtbare Wort aufging: im Gefängniß!

Es war eine seiner erschütterndsten Jugenderinnerungen, daß es hieß, Elldorfer sei im Gefängniß. Wie unfaßbar war ihm das gewesen. Und jetzt saß er selbst darin.

Er betastete sich, ob er wache, ob es kein schlimmer Traum sei. Es war unerbittliche Wirklichkeit.

So grabesstill war es im Augenblick in seinem Innern gewesen, und jetzt tobte es drinnen wie ein

Geisterchor bitterer und finsterer Gedanken. Der Oberstolze starrte in den düsterer werdenden Raum hinein und es war ihm, als ballten in den Ecken des kleinen Raumes sich gespenstische Gestalten zusammen, die auf ihn hereinstürmten, seine Seele erfaßten und sie in wildem Tanze hin- und herrissen. Da plötzlich ein Feuerschein — wie diese Nacht, da die Fabrik als flammende Lohe sich vor ihm abgezeichnet hatte . . . nein, es war nur das Gaslicht, das draußen entzündet worden war, und dessen Strahlen den traurigen Raum erhellten.

So öde war ja auch sein Leben. Alle waren gegen ihn — alle. Hatte doch selbst Anna Henner ihn verlassen. Der Augenblick ward in ihm lebendig, in dem Anna Henner ihm gegenübergestanden hatte — er sah sie, wie sie sich von ihm wandte, ihn seinen Verfolgern überließ, ohne ein Wort der Theilnahme, nicht einmal des Mitleids! Sie — an der sein ganzes Herz hing, auf die er allein sein Lebensglück gestellt hatte, Anna konnte ihn verlassen und verstoßen! Ein Gedanke unergründlichen, unfaßbaren Jammers, das war die Vorstellung, zu der er immer wieder zurückkehrte, die ihm in wilder Qual in der Seele brannte. Hätte er sich auf dem Fabrikhof vielleicht rechtfertigen sollen gegen die Beschuldigung der Treulosigkeit? — soweit konnte er sich nicht demüthigen; er treulos gegen Anna! der Argwohn war schon eine Versündigung

gegen ihre Liebe. Und nun hatte Anna ihm auf so schnöden Argwohn hin den Stoß gegeben, der schärfer und bitterer als Alles, was ihm die Anderen angethan!

Was sollte ihm nunmehr das Leben! Und wenn jetzt selbst alle die eisernen Thore, durch die er hereingekommen, sich vor ihm wieder öffneten — wo sollte er hingehen, an wen sich anschließen? — er, ein einsamer und verstoßener Mensch. Da wäre es am besten, gleich zu sterben. Es wird ja den Kopf nicht kosten, hatte ihm der Aufseher zugerufen. Was denn? Was hatte er denn verbrochen? Aber wenn es den Kopf kostet — um so besser — dann ist es vorbei! Und mit einer Art schauriger Befriedigung ließ er die Bilder von Hinrichtungsscenen an sich vorüberziehen, die er in seiner Seele vorfand.

Und wieder regte es sich in seiner Seele. Warum bin ich denn der Unglückliche, wo so viele in Lust und Uebermuth ihr Leben genießen — ein Schupke sich aufbläht und groß thut? Hat Elldorfer doch vielleicht Recht, ist die Welt des Bösen, und der Teufel ihr Herr? Und Gott? Wo bleibt seine Güte und Liebe, seine Gerechtigkeit, von der man ihm so viel vorgesprochen?

Er starrte in die Ecken der graugetünchten Zelle, öde und leer starrten sie ihm wieder entgegen — wie eine Vorstellung vom Nichts.

In das Nichts einzugehen — das wäre das Beste. Hatte nicht Elldorfer oft gesagt — er erinnerte sich dessen von seiner ersten Jugend — todt ist todt und hin ist hin.

Und wenn es einen richtenden Gott giebt, konnte er nicht vor ihn hintreten und fragen, wo sind meine Verbrechen? Sind nicht meine Hände rein? Ja, aber Gott liest auch die Gedanken und richtet sie. So hatte man ihn auch unterwiesen. Kann das sein? Und wenn es ist, was waren dann seine Gedanken gestern und in dieser Unglücksnacht?

Ein Zittern überkam ihn.

Diese Gedanken an Rache und Vergeltung, die Anwandlungen zu wilden Thaten — die er in sich gefühlt — die er sich selbst kaum gestanden, sollten sie dem richtenden Auge Gottes nicht entgangen sein? Sollte er schon Sühne leisten für das, was nur wie ein ferner Traum vor ihm aufgegangen war? Sieht die himmlische Gerechtigkeit so bis in die letzten Falten des Gemüthes und richtet sie so scharf? O, dann ist es schrecklich, schrecklich in dieser Welt und wer kann in ihr bestehen!

Ja, dann wäre das Nichts schon besser . . .

Vergebens suchten seine ermüdeten, abgehetzten Gedanken, die Stelle, wo sie ruhen konnten — ein höhnischer Zweifel trieb sie überall wieder auf, wie eine wirre, verirrte Schaar.

Wenn der Oberstolze in der Zukunft einmal an jene Tage zurückdenken wird, in denen der Grund seiner Seele aufgewühlt war, so mag er die erziehende Hand des Schicksals darin spüren, die seine Natur zu festerem Stahl zu hämmern im Begriff war, die ihn aus einem schwankenden Jüngling zum Manne machen wollte. Jetzt war noch kein Strahl der Klarheit in sein verdüstertes, aus dem Gleichgewicht gestoßenes Gemüth gefallen.

Und wie sein erster Gedanke an Anna Henner war, so war diese auch sein letzter. Nicht nur verlassen und verstoßen hatte sie ihn, sie hatte ihn durch ihren Argwohn tief beleidigt, beschimpft vor allen seinen Genossen. Niemals wird er mehr mit ihr reden, — niemals, niemals, so schwört er sich zu — auch wenn sie auf den Knieen bittet!

Dem Oberstolzen fiel der Augenblick ein, da er die ersten Liebesschwüre mit Anna Henner gewechselt hatte. Es war in dem kleinen Hain, der sich auf den sieben Morgen zwischen der Fabrik und der Stadt fand. Dann waren sie Hand in Hand dahingegangen, mit den Füßen das dürre Laub auf dem Boden auseinanderstoßend. So sonderbar hatte das auseinanderstiebende Laub gerauscht, als hätte es eine Geschichte auf dem Herzen, die es erzählen wollte. Da hatte er Anna gefragt, was das Rauschen wohl ansagt?

— Risch, raschi, hatte sie zu ihm gesagt und ihm einen Kuß gegeben. Das bedeutet es.

Und bei dem einen Kuß war es nicht geblieben; wie herzlich hatten sie dann gelacht . . . .

Und nun war das Alles fort und hin. Bei der Arbeit, besonders, wenn es etwas Feines, Künstlerisches galt, pflegte der Oberstolze mit seiner hellen Stimme vor sich hinzusingen. Wie oft hatte er das Lied gesungen: „Als ich zuerst empfunden, daß Liebe brechen mag, mir war's als sei verschwunden die Sonn' am hellen Tag." Er hatte sich nie etwas dabei gedacht, als daß es schön klinge. Jetzt aber in den grauen Schatten des Gefängnisses, in der grauen Oede seines Herzens, fühlte er den bitteren Jammer, der jenen Worten entströmt.

Aber auch Anna Henner wird es aufgehen, wie schwer sie sich gegen ihn vergangen! Da braucht er gar nichts dazu thun, die Erinnerung daran wird ihre Strafe sein.

Und jetzt war es ihm klar — der Augenblick mußte kommen, wo seine Unschuld an's Licht treten würde, wo Anna Henner die Augen vor ihm niederschlagen wird . . .

Was bedarf es dazu mehr, als daß er dem Richter einfach erzählt, wie alles zugegangen ist, dann muß man ihn freigeben . . .

Mit diesem bittersüßen Gedanken schlief er ein.

Aus seinem unruhigen Schlaf taumelte er erst auf, als er den Schlag des Aufsehers an der Thür verspürte.

— Aufstehen, herrschte ihm dieser zu . . .

— Ich wünsche dem Richter vorgeführt zu werden, sagte der Oberstolze.

— Hast Du es so eilig, mein Sohn? er wird schon nach Dir schicken. Hier heißt es Geduld . . .

Das Gesicht des Aufsehers verschwand wieder von dem Schiebefenster.

Das Blechgeschirr, in dem man dem Oberstolzen sein Essen gestern hereingeschoben hatte, stand noch da. Mit einem gewissen Schauder wandte er sich davon ab. Die innere Bewegung schnürte ihm die Kehle — aber nicht das allein. Im Gefängniß essen! — das wäre ja, als ob er hingehöre, als ob er da bleiben müßte, als würde er damit ein richtiger Insasse dieses schrecklichen Ortes.

Und er war unschuldig — nur durch ein Mißverständniß hereingekommen, er mußte rasch entlassen werden. Nur auf den Richter brauchte er zu warten, der sich jetzt wohl schon mit seiner Sache beschäftigte. Ob der Richter wohl ein Wort des Bedauerns für das ihm angethane Unrecht findet, oder ob er thun würde, als ginge ihn die Sache weiter nichts an?

Aber nur bald zu ihm!

Und richtig, es öffnete sich wieder die Zelle. Es war von Neuem der Aufseher.

— Mach' Dich fertig — sagte er kurz — es ist nach Dir geschickt.

Ein Strahl der Befriedigung ging über des Oberstolzen Gesicht. Er fuhr empor, als gelte es, keine Sekunde zu verlieren.

Kopfschüttelnd folgte ihm der Aufseher.

Der Oberstolze ging etwas schwankend, denn noch immer fühlte er ein seltsames Brummen im Kopfe, jedenfalls von dem Schlag her, den er auf die Erde gethan, als er auf dem Weg nach der Fabrik mit dem Strick zusammengerissen worden war.

Im Gehen betrachtete er sich die Gänge, die eisernen Thüren, die nach den Zellen führten, als wolle er sich das Bild des seltsamen Ortes, den er zu verlassen meinte, noch einmal recht fest einprägen. Hinter jeder dieser Thüren, dachte er, sitzt ein menschliches Wesen. — Die Unglücklichen! sie mußten dableiben, während er ging.

Am Fuße der eisernen Treppe, die in den luftigen Raum der Halle emporsteigt, waren eine Zahl Männer in der Gefängnißtracht mit Arbeiten des Hauses beschäftigt. Der Oberstolze wunderte sich, wie gleichgültig sie dreinschauten, gerade so, als wäre es für sie ganz dasselbe, ob sie hier schaffen oder an einem andern Ort. Ein paar Kerle mit besonders frechen

Gesichtern — das Glattrasirte ließ jeden nichtswürdigen Zug hervortreten — blinzelten ihm höhnisch zu, als er mit erhobenem Kopfe an ihnen vorbei ging. Hinter sich hörte er ihr halb unterdrücktes Gelächter. Konnte man sich an diesen Aufenthalt gewöhnen, gar in ihm lachen? Der Oberstolze erstaunte.

Was lag ihm aber jetzt an den Kerlen mit ihrem Lachen! Denn schon hatten der Aufseher und er das Gefängniß hinter sich; sie waren in das Gerichtsgebäude getreten — der Freiheit soviel näher.

In einem Warteraume wurde der Oberstolze einem neuen Aufseher übergeben, und so saß er da mit klopfendem Herzen und fiebernden Pulsen, auf den Augenblick wartend, da er vorgeführt werden soll.

Er wird nur zu früh kommen. . . .

XXIII.

Im Gerichtshaus.

Das bewegteste Leben im Moabiter Gerichtshaus herrscht in den Vormittagsstunden. Dann sitzen die Strafrichter zu Gericht, die Untersuchungsrichter halten ihre Verhöre, mit denen sie den Strafrichtern vorarbeiten. Auf den Gängen sitzen und stehen die nicht verhafteten Angeschuldigten und die zur Ablegung von Zeugniß geladenen Personen. Geschäftig eilen die Rechtsanwälte in ihren schwarzen Mänteln umher, mit überlegener und nervöser Wichtigkeit walten die Gerichtsboten ihres Amtes. Sie sichten die zusammengeströmte Menge, weisen sie an die richtigen Thüren, mit Blick nnd Wort halten sie die feierliche Ruhe aufrecht, die auch hier auf den Gängen nicht fehlen darf.

Ohne eine gewisse Bewegung kann auch der Unbetheiligte das Gerichtshaus nicht betreten; denn eines

Jeden bemächtigt sich die Empfindung, wieviel Menschenschicksal sich hier entscheidet. Wer aber geschickt ist, den Menschen ihre Empfindungen von den Gesichtern abzulesen, der findet hier Stoff genug zu Beobachtung; die innere Angst des Beschuldigten, Haß und Rachsucht, Schadenfreude und wiederum Mitleid und menschenfreundliche Theilnahme malen sich hier in unverkennbaren Zügen ab. Gruppenweise stehen die Zeugen zusammen, denn meistens führt eine Untersuchung eine Nachbarschaft, eine Hausgenossenschaft hier zusammen. Mit Mühe wird hier der Zorn zurückgedrängt, für dessen Ausbruch der Angeschuldigte dem von ihm Beleidigten Buße leisten soll — aber das Feuer glimmt unter der Asche.

Unter Denen, die sich am Tage nach des Oberstolzen Verhaftung in den Gängen des Gerichtshauses aufgestellt haben, finden wir auch einige Bekannte. Sie sind zum Verhör geladen und warten auf den Richter, den Herrn Referendar, der immer noch nicht kommen will. Schon wiederholt haben sie den Gerichtsboten nach dem Ausbleibenden gefragt. Mit unerschütterlicher Ruhe hat sie der Gerichtsbote angehört.

— Der Herr Referendar pflegen sich manchmal zu verspäten, aber sie werden gleich kommen.

Und die Gesellschaft wartet weiter. Der stellen-

lose Handlungsbeflissene ist darunter, mit gekreuzten Armen und finsteren Blicken lehnt er an der Wand. Neben ihm sitzt Florchen, reizend wie immer — das Hütchen kokett wie immer auf dem Lockenkopf, in dem zierlichen Anzug möglichst viel schwarz, aber die Augen roth verweint.

Ach! der eifersüchtige Streit zwischen ihrem Carl und Cohen hat bittere Früchte gezeitigt, und ganz schuldlos ist Florchen doch nicht daran, die kleine Schlange. Hätte sie nicht doch hie und da Cohen einen aufmunternden Blick bewilligt, nie hätte dieser gewagt, sich Abends an ihrer Hausthür aufzustellen, als sie zum Ausgehen heraustrat. Und just da mußte ihr Carl erscheinen, und es gab Lärm und Zank, daß der Schutzmann herbeitrat und Ruhe gebot. Cohen hatte sich gefügt und sich mit kluger Wendung auf die Seite der Obrigkeit geschlagen. Der Stellenlose aber war unfähig, seinen Gefühlen Zwang anzuthun, der Schutzmann hatte einige wenig schmeichelhafte Bemerkungen des Stellenlosen, von spitzohrigen Straßenbummlern, die ruhige Steuerzahler behelligen, auf sich bezogen.

Umsonst hatte der Stellenlose diesen Bemerkungen nach der Hand einen allgemeinen Charakter zuzuschreiben gesucht und sie außer aller Beziehung zu dem Schutzmann gesetzt. Der Schutzmann hatte des Stellenlosen Namen aufgeschrieben, den Florchen's

und Cohen's. Die Ladung war erfolgt, und drinnen im Zimmer wurde immer noch der Herr Referendar erwartet, der den wichtigen Fall zu Protokoll nehmen sollte.

Aber der Herr Referendar erschien noch nicht.

Florchen's Herz war von schwerem Kummer bedrückt. Was wird aus ihrem Carl werden? Und sie selbst! Sie sah im Geist ihren Namen schon in der Zeitung, die zarten Beziehungen, die sie mit dem Stellenlosen verbanden, rücksichtslos enthüllt. Und wer sicherte sie vor den Lügen Cohen's, als hätte sie ihn wirklich an dem Abend an das Thor bestellt! Sie hatte Zeit, daran zu denken.

Denn der Herr Referendar kam immer noch nicht.

Er wird gleich kommen, beruhigte wiederum der Gerichtsbote die harrende Gesellschaft, die immer wieder gefragt hatte, wann sie an die Reihe kommen werde. Cohen lächelte immer boshaft vor sich hin. Und nun strich er gar mit höhnischem Gesicht vor Carl und Florchen vorbei. Doch die Strafe blieb nicht aus.

— Falsche Kröte, zischelte der Stellenlose Cohen in das Ohr und gab ihm mit dem Fuß einen Kicks in die Wade, daß Cohen schmerzhaft zusammenfuhr. Gleichzeitig begann der Stellenlose so gewaltig zu niesen, daß selbst der Gerichtsbote herumfuhr.

— Herr Gerichtsbote — schrie Cohen — der Mensch hat mich geschimpft und getreten.

— Geniest habe ich — sagte der Stellenlose, indem er sein unmenschliches Niesen fortsetzte — und wenn ich niese — Atzi — so fahre ich mit dem rechten Fuß vor — Atzi, — das habe ich von meinem seligen Vater. Der Gang ist breit genug, der Herr hätte hier wegbleiben können.

— Ruhig! — rief der Gerichtsbote. — Hier kommt der Herr Referendar.

Ein stattlicher junger Herr mit spitzgedrehtem Schnurrbart kam langsam angewandelt, nickte dem Gerichtsboten zu, musterte die Gruppe vor der Thür, unterdrückte ein leises Gähnen. Florchen, das mit dem lieblichsten Gesicht tief knixte, warf er einen billigenden Blick zu, mißbilligend sah er nach dem Stellenlosen, der zunächst scheinbar ganz unbetheiligt mit gekreuzten Armen an der Wand lehnend und eifrig nach der Decke starrend stehen blieb. Dann trat der Herr Referendar in das Zimmer.

Die Gesellschaft folgte ihm nach. . . .

XXIII.

Das Verhör.

Nicht weit davon ist das Zimmer des Staatsanwalts Meister, eines Mannes in mittleren Jahren, dem man allgemein eine große Zukunft zuschreibt. Ein scharfsinniger, sehr beredter Herr, dessen kühler, schonungsloser Witz ebenso gefürchtet wird, wie er durch seine lebhafte Darstellungsgabe namentlich auf die Geschworenen Eindruck zu machen pflegt. Auch vor einiger Uebertreibung in den Wendungen scheut er nicht zurück, und so hat er, wie man zu sagen pflegt, viel Glück in seinen Sachen. Wichtige Angelegenheiten, namentlich solche, die mit der Politik zusammenhängen, werden ihm gern anvertraut.

Er saß an jenem Morgen auf dem Sessel, den er von dem aktenbeladenen Schreibtisch abgekehrt und dem Sopha zugewendet hatte. Auf diesem hatte ein kleiner, schwarzer Herr von feinem und lebhaftem

Gesichtsausdruck Platz genommen. Es war der Polizeidirektor einer größeren süddeutschen Stadt, der durch seine Thätigkeit in der Verfolgung der Anarchisten sich einen gewissen Namen gemacht hatte. Der Dritte im Zimmer war ein jüngerer Mann, der sich auf die Lehne des Stuhles stützte, hinter dem er stand, und der dem Dampf einer Cigarre, den er vor sich herblies, sinnend nachschaute. Ihm war in Vertretung des erkrankten Untersuchungsrichters der Fall des Oberstolzen zugetheilt, derselbe, der den Oberstolzen in Verhaft genommen hatte.

— Ein eigenes Zusammentreffen, unterbrach der Richter die Stille, die eben im Zimmer geherrscht hatte. Man denunzirt den Menschen als Theilnehmer an anarchistischen Bestrebungen.

Die Denunziation geht von einem gewissen Schupke aus, — der Angeklagte hatte eine Versammlung zu sprengen versucht und verdächtigen Verkehr geführt. Ich schicke nach der Fabrik, wo er arbeitet, um ihn vorzuführen. Und grad in dem Augenblick ist die Fabrik niedergebrannt und der Mensch als Brandstifter dort festgehalten worden.

— Und was halten Sie von der Sache, Direktor — fragte der Staatsanwalt, — Sie, der Sie gleichsam die Wacht am Rhein gegen seine Gesellschaft halten?

— Es ist ein anarchistisches Verbrechen, der Brand der Lauensteinschen Fabrik, antwortete der

Polizeidirektor, es sind alle Züge darin, welche diese Verbrechen auszeichnen. Aber der Brand ist mehr als das: er ist ein Signal.

Er deutet auf wilde Dinge, die im Anzuge sind. Das dürfen Sie mir glauben, ich kenne das . . .

Richter und Staatsanwalt richteten ihre Blicke betroffen und mißtrauisch auf den Polizeidirektor, der wie in düsteren Gedanken verloren und vor sich hinstarrend dasaß.

— Ein Signal! Wie meinen Sie das? frug der Richter.

— Der Brand ist nur ein Glied in der Kette der Verbrechen, welche die Bande jetzt plant. Er ist ein Zeichen, das die Genossen auffordert, auf ihrer Hut zu sein und eine größere Unternehmung ankündigt.

Ich zweifle nicht, fuhr der Direktor fort, indem sich sein Gesicht verdüsterte, daß die Menschen wissen, ich bin hier, um ihrer Spur nachzugehen, um ihre Unternehmungen zu kreuzen. Ja, ich weiß es. Das Todesurtheil, das mir die Bande zusandte, habe ich längst in der Tasche; in der letzten Zeit haben sich die Drohbriefe noch mehr gehäuft, wie früher. Ich stehe einer Schaar von Mordgesellen gegenüber, ich weiß es.

Er lächelte bitter.

Aber ich werde meine Pflicht thun bis an's Ende,

fuhr er fort — ein braver Soldat stirbt auf seinem Posten.

— Ein Signal, sagten Sie? wiederholte der Richter seine vorige Frage.

— Ja, es geht etwas vor mit den Menschen. Ich erfahre Vieles. Denn einer ist immer bereit, den andern zu verrathen. In einer kleinen Stadt, nicht weit von hier, dem Norden zu, er nannte die Stadt . . . . . sollen die letzten Beschlüsse gefaßt werden. Der verruchteste und wildeste der Bande wird aus Amerika dazu erwartet. Darüber habe ich ganz sichere Auskunft, und dann kann man schlimmen Dingen entgegensehen. Und nun lesen Sie dieses . . .

Er entfaltete das Kreisblatt der von ihm bezeichneten Stadt und wies auf eine daselbst angekreuzte Anzeige.

Der Staatsanwalt las:

„Wann wird der schwarze Schleier fallen?"

Die Drei schwiegen.

— Das lautet düster und bedenklich, sagte nach einigen Augenblicken der Staatsanwalt.

— Ich habe unter der Hand Erkundigungen einziehen lassen, wie die Anzeige in das Blatt gekommen. Niemand wußte es zu sagen, sie hatte sich in der Expedition mit dem Inseratengeld vorgefunden. Aber ich denke, ich werde das Nest ausheben, ehe ihre Unheilspläne reif geworden sind.

— Der Mensch, der den Brand angelegt haben soll, sagte der Richter nachdenklich, hat sonst kein Verbrechergesicht.

— Darauf achten Sie nicht, meinte der Polizeidirektor. Es ist ein besonders schrecklicher Zug an der Bande, daß sie eine Mischung von verhärteten Verbrechern und tollen Schwärmern ist. Es giebt Menschen darunter mit ausgesprochenem Mördergesicht und wieder Leute, die harmlos und sanft anzusehen sind. Auf das Lügen und Heucheln aber sind alle eingelernt; es ist unglaublich, wie frech und zugleich wie kunstvoll sie ihre Märchen ersinnen, just wie sie ihre Pläne schmieden.

— Verzeihen Sie, sagte der Richter, wenn ich an das anarchistische Verbrechen nicht glaube. Die Polizei sieht nun einmal überall Roth und die Phantasie spielt ihr manchen Streich. Die Sache liegt viel einfacher.

— Sie sind ihr schon auf der Spur? frug der Staatsanwalt, das nenn' ich scharfsichtig.

— Gar keine besondere Scharfsicht. Der Verhaftete ist hübsch und da gilt es nur herauszubringen: wo ist die Frau? Der Verwalter der Fabrik hat eine schöne Schwester, mit der der Mensch ein Verhältniß hatte, er wird fortgeschickt und geht unter Drohungen fort. Und auf der Brandstätte bei der Verhaftung selbst hat er einen eifersüchtigen Zank mit

seiner Schönen. Ist das nicht klar genug? War der Mensch einmal mit Anarchisten zusammen in einer Versammlung, oder hält er sich gar zu ihnen, für den Brand der Fabrik beweist das nichts. Rache und Eifersucht sind die Triebfedern, und die Frau ist es, die Alles beherrscht.

— Und ich bleibe leider bei meiner Meinung, sagte der Direktor, die Anarchisten haben die Hand im Spiel, und wir werden in Kürze noch mehr von ihnen zu sehen bekommen, als uns lieb ist.

Der Richter zuckte mit den Achseln, dann sagte er:

— Wir haben strenge Gesetze gegen jene Menschen, Sie haben Geld und Leute zu Ihrer Verfügung, mehr als Sie gebrauchen können und sollten mit einer Hand voll Verbrecher nicht fertig werden können?

— Und was folgern Sie daraus? frug der Direktor.

— Daß Ihnen die Phantasie oft einen Streich spielt — oder schadenfrohe Neckerei — und Sie Dinge suchen, die nicht in der Welt sind.

— Wir müssen Phantasie haben, sagte der Polizeidirektor ruhig, sie gehört zu jedem Geschäft — zu unserem besonders. Wie sollten wir uns anders in die Gedankenwelt der Verbrecher hineinfinden können? Auch täuschen kann man uns manchmal, wenn auch nicht so leicht, wie Sie denken. Die Gesetze aber, die wir haben, hindern uns mehr als sie

uns nützen. Und dann bedenken Sie: die unermeßliche Fronte, welche die Kulturwelt besitzt — an jedem Punkte kann der Verbrecher ansetzen — wir können mit unseren Mitteln nicht alle Punkte besetzen. Denken Sie nur an die tausende von Kilometer Eisenbahnen. Und doch richten sich die Angriffe jener Bande immer häufiger gegen diese.

— Und warum gegen Eisenbahnen? ich sehe keinen Grund dafür, entgegnete der Richter.

— Welche Gründe bedarf es für Haß und Zerstörungswuth, um zuzuschlagen? Die Welt aufzuschrecken, ihr das Bewußtsein der Sicherheit zu rauben ist der Bande schon Gewinn genug. Haben Sie nicht schon oft von militärischer Bewachung einer Bahn lesen müssen? Ich weiß, Sie halten mich für einen Schwärmer, für exaltirt, meinetwegen für eingeschüchtert durch die ewigen Drohbriefe.

Die Beiden machten eine abwehrende Bewegung.

— Aber im Geiste, fuhr der Direktor fort, sehe ich die Verruchten vor mir, sehe, wie sie sich an ihr schändliches Werk begeben — der Zug braust heran — Hunderten droht Verderben. . . .

Und ich soll abwehren, schützen, helfen gegen eine Gefahr, die überall und nirgends ist, die ich fühle, vernehme und nicht zu fassen vermag. Das verlangt mehr wie menschliche Nerven.

Der Direktor verfiel in ein kurzes Schweigen.

Er fuhr fort: Und dann haben wir auch mit einer Leidenschaft zu kämpfen, gefährlicher als selbst der Haß. . . .

— Die wäre? frug der Staatsanwalt.

— Die Eitelkeit, fuhr der Director fort — eine Eitelkeit, ebenso kindisch als entsetzlich — an dem Maß des Schreckens und Abscheus, die sie der Welt einflößen, messen jene Verruchten ihre Wichtigkeit und wenn sie ihre Schandpresse mit Blut drucken könnten, dann würden sie sich erst recht als große Männer vorkommen.

— Und zu dieser Sorte Menschen sollte der Oberstolze gehören?

— Nicht ich schuldige ihn an, hier spricht das Verbrechen selbst, antwortete der Direktor.

— Mir fehlt die Phantasie, von der Sie sprechen, sagte der Richter, nicht ohne Spott — Eifersucht wegen eines schönen Mädchens hat schon ganz andere Dinge zu Wege gebracht — mir genügt das.

— Und könnten Sie nicht am Ende beide Recht haben? sagte der Staatsanwalt, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

— Darauf kann ich mir keinen Vers machen. Nur nicht die Dinge zu weit suchen. Ich denke den Fall rasch zu erledigen, ehe ich in den nächsten Wochen abgehe. Keinesfalls soll die Sache in das neue Jahr hinüber.

Was den Amerikaner betrifft, den Sie erwarten, Herr Direktor, so glaube ich nicht recht an ihn. Die Gesellschaft drüben ist viel zu klug und viel zu feig, um ihre Haut hier zu Markte zu tragen. Uebrigens wenn Sie ihn haben, schicken Sie ihn uns nur zu. Wir wollen ihn schon zurechtsetzen.

— Das ist unser Unglück, daß man uns nicht glaubt, sagte der Polizeidirektor mit bitterem Lächeln. Ueberall falsche und halbe Maßregeln, und wir müssen die Dinge ausbaden. . . .

Die Herren trennten sich unter Händeschütteln.

Der Richter ging nach seinem Amtslokal. In seinem Vorzimmer fand er schon den Aufseher mit dem Oberstolzen in der Gefangenjacke. Aber eine Art Verklärung lag über dessen Gesicht. Man sah, daß besondere Gedanken ihn erfüllten. Mit Sehnsucht hatte er dem Verhör entgegengesehen. Jetzt konnte er sich rechtfertigen, jetzt konnte das Recht zu seinem Siege gelangen.

— Jack Miller, sagte der Richter, das Verhör beginnend. Sie werden „Oberstolzer" genannt, geben Sie etwas Näheres an über Ihre Herkunft und Ihre Familienverhältnisse.

— Ich weiß darüber nichts.

— Sie wissen nichts! Das heißt, Sie wollen nichts davon wissen. Sie wollen Ihre Vergangenheit

dem Gericht verbergen. Aber seien Sie überzeugt, man wird sie schon aufdecken.

— Also bin ich ein Lügner, sagte der Oberstolze dumpf. Er hatte Schupke's Namen auf der Zunge gehabt, von den ihm Elldorfer gesprochen. Aber wozu, man glaubte ihm ja nicht.

— Geben Sie an, wo Sie in der Nacht des Brandes waren?

— Auf dem freien Feld!

— Und wo da?

— Nächst der Fabrik.

— Was bewog Sie dazu?

— Ich war aufgefordert worden Hilfe zu bringen.

— Von wem?

Der Oberstolze besann sich. Sollte er Anna's Namen in eine solche Sache bringen? Den Namen werde ich nicht nennen, sagte er bestimmt.

— Sie meinen, daß Ihnen das Jemand glauben wird?

— Ich kann es nicht anders.

— Und was thaten Sie auf dem freien Feld?

— Ich wurde überfallen und gebunden und lag da bis zum Morgen. Ein Mann kam und schnitt mich los.

— Wer war das?

— Ich kenne ihn nicht.

Der Richter sprang ungeduldig auf.

— Man hat mich nicht umsonst vor der Erfindungskunst ihrer Genossenschaft gewarnt. Ich rathe Ihnen weniger gewagte Geschichten zu ersinnen. Diese wird Ihnen Niemand glauben.

— Dann schweige ich am besten ganz. Ich werde keine Antwort mehr geben. Mein Rechtsanwalt mag für mich sprechen, Robert Radlow.

— Sie weigern sich, weitere Antwort zu geben?

— Das thue ich! rief der Oberstolze im Grimm.

— So werden Sie Zeit finden sich zu besinnen, sagte der Richter. Er ließ das Protokoll schließen.

— Führen Sie den Mann ab, rief er dem Aufseher zu.

Als der Oberstolze in seine Zelle zurückgebracht wurde, ging er hart an Florchen vorbei, er starrte sie an, ohne sie zu erkennen.

— Um Gotteswillen, ist das nicht Paulinen's Freund? rief das Mädchen. Wie von Sinnen schaut er aus . . .

XXIV.

Das Alpenveilchen.

Die Nacht hatte Pauline, von stürmischen Gedanken bewegt, nahezu schlaflos zugebracht. Aber diese Gedanken mußten eigener Art gewesen sein. Denn als kaum der Tag herauf gekommen war, ein heller, freundlicher Novembertag, ordnete sie flüchtig ihre Haare, schlüpfte in ihr schwarzes Mäntelchen, und wie ein Pfeil war sie die Treppe hinunter.

Auf der Straße schlug sie alsbald den Weg nach der Markthalle ein. In dem großen Bau wogte es bereits von Menschen und in den langen Standreihen lag die Tagesration für die Großstadt aufgeschichtet, die jeden Tag verschwindet und sich jeden Tag wieder erneuert. Aber daran eilte Pauline gleichgütig vorbei. Sie wußte die Ecke, wo die Blumenverkäuferinnen sitzen. Dort ging sie prüfend entlang. Sie fühlte es, sie konnte heute nur von

einem freundlichen Gesicht kaufen. Offenbar riß man sich um ihre Kundschaft nicht. Nur eine kleine alte Frau bemerkte ihre forschenden Blicke.

— Was suchen Sie denn, liebes Kind, rief sie Paulinen an. Ein Blumenstöckchen, he? Da wählen Sie sich nur eines aus.

Ja, ein Blumenstöckchen suchte sie, und auf dem Stand der Alten hatte sie schon gefunden, was sie suchte. Ein Alpenveilchen, wie man sie in Berlin in neuerer Zeit so schön hat, eine kleine Blume in violett und weißen Blättchen freundlich anzusehen und von süßem Dufte. Der Handel war rasch geschlossen. Während die Alte das Stöckchen in Zeitungspapier sorgfältig einschlug, sagte sie, das Mädchen klug musternd:

— Sie haben wohl gute Nachricht vom Liebsten? Brauchen nicht roth zu werden. Bei uns kommt Alles zusammen, lustig und traurig.

Sie deutete nach der Seite des Standes, wo die Immortellenkränze und Lorbeerkronen mit den weißen Schleifen hingen.

Aber so ein junges Blut wie Sie braucht daran nicht zu denken. Nun Adje und viel Glück, liebes Kind . . .

Viel Glück! Es war noch selten jemand eingefallen, Paulinen so etwas zu wünschen, und sie hätte auch kaum verstanden, wie man das meinte. Heute

aber lächelte sie über den treuherzigen Wunsch der Alten. Es drängte sie, wieder zu Hause zu sein. Als sie die Treppe zu ihrem Stübchen erklommen und die Thür geöffnet hatte, war ihr die Sonne schon zuvorgekommen. Ja die Sonne hatte sich, so breit wie sie konnte, auf das Fensterbrett gelegt und schaute leuchtend durch den kleinen Raum, als wollte sie sich darin häuslich niederlassen.

Pauline öffnete das Fenster, so daß die Sonne nun ganz ungehemmt hereinfluthete. Dann nahm sie ihren Einkauf sorgfältig aus der Papierhülle, stellte ihn auf das Fensterbrett, setzte sich davor und schaute wechselsweise nach dem Veilchenstock und nach der Sonne. Und Sonne, Blumenstock und Mädchen schienen zusammenzugehören, wie ein dreiklängiger Akkord. Und wenn die Augen manchmal feucht glänzten, so war es wahrscheinlich, weil dabei die Sonne zu grell aufbegehrte.

Ja, was hatte denn Pauline?

Gestern Abend, als sie die Treppe hinaufging, hatte Radlow in seiner Thür gestanden oder war er daraus hervorgetreten. Und noch ehe sie sich fassen konnte, hatte er sie angesprochen. Mein Fräulein, hatte er ihr zugerufen, ich bin gestern nicht gegen Sie gewesen, wie ich sollte, es hatte mich so erregt. Verzeihen Sie mir!

O, Herr Robert! hatte sie gesagt, und mit einem

Male lag ihre Hand in der seinen. Und dann war sie davongesprungen, die Treppe hinauf und hatte sich auf ihr Lager geworfen. Und der Ton der Stimme, der Druck der Hand war ihr nicht mehr aus den Sinnen entwichen.

Und jetzt saß sie da und sah auf die Blumen und in die Sonne und dachte an gestern Abend. Ihr ganzes Wesen schien nur ein Echo jener Worte zu sein, der süßesten, die sie je gehört zu haben glaubte.

Viel Glück, hatte die Alte gesagt!

Sie war namenlos unglücklich gewesen, daß er sie verkannt hatte, er, auf den sie immer mit einem scheuen, unnennbaren Gefühl gesehen hatte, Robert Radlow. Was sie Schönes und Gutes von den Menschen träumte und ahnte, hatte sie auf Robert Radlow's Haupt gelegt. Wie eifrig hatte sie gelauscht, wenn Mutter Mine von ihm erzählte, wie gut er zu seiner Mutter sei, wie edel und großherzig, und unter der spröden Schale war ein so guter Kern. Sie wollte ja nichts von ihm, begehrte nichts, nur von Ferne stehen und ihn verehren. Aber von ihm verkannt und mißachtet zu werden — das war das größte, namenloseste Unglück. Dahinter waren fast die Sorgen um den Vater, der Kummer über den Oberstolzen verschwunden.

Und jetzt hatte er alle Schuld auf sich genommen, sich hart angeklagt; um Verzeihung hatte er sie ge=

beten — er, der stolze, gewaltige Mann, sie, ein armes, dummes Ding! Das war ja zu edel von ihm.

Und das mit einem Ton und einem Gesichtsausdruck!

Warum war er so erregt gewesen, wie er sagte; kümmerte er sich denn um sie, interessirte sich vielleicht oder gar . . .

Pauline wagte den Gedanken, der sie erröthen machte, nicht einmal auszudenken; mit unbewußter Koketterie war sie vor den Spiegel getreten.

Laß doch sehen, wie ich ausschaue, sagte sie sich.

Ein blasses, sanftgerundetes Gesicht, von dichtem, lockigem Haar umrahmt, sah ihr entgegen, ein Lächeln um den feinen Mund und ein Blick in den schwimmenden Augen, den sie selbst an sich nicht kannte. Die zarte Mädchenblüthe hatte sich entfaltet, sie schimmerte im ersten Glanze. Träumerisch starrte das Mädchen nach dem Bild im Spiegel, als könnte sie diesem das Geheimniß ihres Herzens abfragen.

Ein Schatten fuhr über ihr Gesicht.

Wie leicht doch mit uns Mädchen das Herz durchgeht, so sprach sich Pauline vor. Weil er mich freundlich angeblickt, weil er mir die Hand gedrückt hat, schmiede ich mir einen ganzen Roman zusammen. Ich weiß ja, wie er von meinem Vater denkt, wie er von ihm denken muß — das trennt uns, das läßt uns keine Hoffnung.

Pauline dachte nach.

Was würde ich danach fragen, wer er ist, wer die Seinen sind! Und wenn er mich mag, so recht von Herzen mag, dann wird er sich um die dumme Welt nicht kümmern.

Ich habe ja nichts gemein mit dem, was man meinem Vater nachsagt.

Und wenn . . .

Ein Hoffnungsstrahl durchleuchtete sie, wenn ihr Vater zurückweichen wollte von der wilden Gesellschaft, der er sich angeschlossen.

Das letzte Mal, da sie ihn gesehen hatte, war er ja so besonders weich, ja zärtlich gewesen, wie noch nie. Es arbeitet in seinem Innern — die Welt war schlimm mit ihm, darum ist er so geworden — aber wenn es das Glück der Tochter gilt, was wird er nicht Alles thun. Ein guter Kern ist noch in ihm.

Und wenn wir doch noch glücklich werden könnten, wie die Alte es heute prophezeit hat.

Verliebte sind ja abergläubisch.

Und ihr Herz wagte einen leisen Jubel, so wie ein Singvogel leise seinen Schlag anhebt.

XXV.

Das Komitee.

So stand sie eine Weile. Da wurde sie unterbrochen; es klopfte. Herein! rief Pauline und fuhr vom Spiegel zurück. Welch' unliebsame Störung.

Es waren zwei Frauen ihrer Bekanntschaft, die hereintraten, Frau Populorum, Besitzerin eines Kaufmannsladens mit Grünkram, und Fräulein Rodnitz, Zeichnerin in einem Tapisseriegeschäft, beide in der Berliner Frauenbewegung vielgenannte Namen. Frau Populorum war etwas dick und kurzathmig, das Treppensteigen hatte sie außer Athem gebracht. Sie bat alsbald um Erlaubniß, sich niedersetzen zu dürfen, und während sie sich bemühte, ihren körperlichen Zustand wieder in das Gleichgewicht zu bringen, nahm ihre schlanke und lebendige Gefährtin Fräulein Rodnitz das Wort.

— Wir kennen, sagte sie mit einem vielsagenden

Blick, Ihre Beziehungen. Sie müssen sich für die Frauenfrage interessiren. Und wenn wir auch Ihren Standpunkt nicht ganz theilen, so finden sich doch gewiß Berührungspunkte, die ein gemeinsames Wirken gestatten.

Pauline schaute die Sprecherin stumm an. Ihr Standpunkt? Ihr Vater fiel ihr dabei ein und der Jammer ihres Lebens. Die Frauenfrage? Eben hatte Paulinens Herz ganz leise, leise versucht eine Lösung für sie zu finden. Wie süß war der Gedanke daran, wie durchzitterte sie dabei eine Ahnung unbeschreiblichen Glückes. — Lieben — ihn lieben — das war die Lösung ihres Lebensräthsels, „ihrer Frage". Aber weder Fräulein Rodnitz noch Frau Populorum konnten ihr dabei behülflich sein. Nur den schönen Traum konnten sie ihr unbarmherzig zerstören.

Fräulein Rodnitz ließ sich indessen durch Paulinens Schweigen in keiner Weise stören. Sie fuhr in ihrer Rede fort.

— Das Erste, was uns Frauen noth thut, ist Aufklären, Aufklären über unsere Rechte, und fester Zusammenschluß.

— Fest, stimmte Frau Populorum zu.

— In Staat, Gemeinde und Haus sind wir die Unterdrückten . . .

— Wollen Sie das in Ihrer Rede sagen, Rodnitz?

Da lassen Sie gefälligst das Haus fort — das könnte mir blamiren, denn det Geschäft steht auf meinen Namen, und was Populorum anbelangt, so ist er, abgesehen von das viele Trinken, kein Unmensch, aber was Stadt und Staat und die Markthallen mit anbelangt, da stimme ich zu. Der Magistrat macht sich gewaltig dicke und führt Kaiser und Könige in den Markthallen herum, aber von det hohe Standgeld sagt er dabei nichts.

— Ich kenne die Noth so vieler meiner Schwestern — sagte Pauline — lebe ich doch mit ihnen, ich fühle und leide mit ihnen — wenn ich jeder helfen könnte, wie gern wollte ich es thun — so mach' ich mich nützlich, so viel ich kann.

— Im Detail is nich, sagte die Populorum belehrend, damit kommen wir der Sache nicht bei. Von Oben herab muß et gehen. Durch das Dach sozusagen müssen wir hereinsteigen. Zu hoch darf uns partout nichts sein. Warum sollte nicht einmal ein Minister aus uns hervorgehen. Was man die Gaben nennt, das ist da. Sehen Sie z. B. die Rodnitz.

— Populorum! schaltete die Rodnitz abwehrend ein.

— Warum sollte ich es nicht sagen? fuhr diese im ewig quellenden Strom der Mittheilung fort, unser Abgeordneter Eierbrod hat es ihr selbst prophezeit.

Ministerin, anders thut er's nicht. Reden kann sie eine Stunde und länger ohne die mindeste Interpunktion. Da läßt sie keinen anderen heran . . .

— Populorum! schob die Rodnitz wiederum noch knapp dazwischen. Da rauschte diese schon weiter:

— Im Vorstand, da setzt es Tonwellen, wenn wir auseinandergehen nnd die Scheiben sind heil und ganz, sage ich, Gott sei Dank.

— Frau Populorum! rief diesmal die Rodnitz mit strenger Stimme. Wie können Sie solche Worte gebrauchen — ich dachte, Ihr Standpunkt wäre mehr erweitert.

— Sie haben Recht, Rodnitz — nehmen Sie es mir nicht übel, ich weiß, es soll nicht sein, es fuhr mir nur so heraus aus alter Gewohnheit. Det stammt aus die erste Jugend, ich bin zu spät an die Bildung herangetreten. Denn Populorum und mein Sohn, der Gymnasiste, der nächstens sein Martyrium macht —

Hier schöpfte die Populorum Athem. Die Rodnitz sah ihr den Vortheil ab.

— Wir haben von Ihrer Begabung gehört, so wandte sie sich hastig zu Paulinen, wir haben beschlossen, Sie heranzuziehen . . .

Pauline machte eine heftig abwehrende Bewegung.

— Keine falsche Bescheidenheit, rief die Rodnitz, dafür ist jetzt nicht die Zeitepoche. Heraus mit dem

Talente. Jedes muß mithelfen, jedes nach seinen Mitteln, und wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert.

— Ich helfe gern, wo ich helfen kann mit meinen bescheidenen Mitteln, sagte Pauline in die Tasche greifend.

— So ist das nicht gemeint, sagte die Populorum abwehrend, wir werden doch so einem armen Wurm wie Sie nicht noch seine paar Nickel abstoßen; das Geistige ist gemeint. Für das Komitee sind Sie in das Auge gefaßt.

— Für ein Komitee, nahm die Rodnitz wieder das Wort, zur Berufung einer Versammlung, welche die allgemeine Lage besprechen, welche Stellung zu der Zeitfrage ein= und für allemal nehmen soll. Wir dürfen sicher auf Sie rechnen.

— Meine Zeit . . .

— Ihre Zeit gehört dem Volk, ganz recht, schnitt ihr die Rodnitz die Rede ab. Das wollten Sie sagen, das wußten wir voraus. Deshalb haben wir uns gestattet, Ihren Namen auf die Liste der Einladenden zu setzen, die heute im „Volksboten“ erschienen ist. Nächsten Sonnabend ist die Versammlung im „Süddeutschen Hof“. Eingang für das Komitee durch den Schenkraum und das Kellnerzimmer von acht Uhr an. Pünktlich.

Damit schoben die Beiden ab, Paulinen sprachlos

vor Erstaunen und Entrüstung zurücklassend. Sie wollte ihnen nacheilen, Rechenschaft für den frechen Mißbrauch ihres Namens fordern. Das konnte, das wollte sie sich nicht gefallen lassen. Ihr ganzes Wesen empörte sich — wie konnten diese Frauen wagen, sich ihrer Persönlichkeit zu bemächtigen, sie in ihr ödes Treiben hineinzuziehen, das konnte, das durfte nicht sein. — Ein heiliger Zorn durchflammte sie. Ihnen nach! — Aber schon stand jemand anders in ihrer Thür. Diesmal war es Fräulein Florchen, ihre Nachbarin.

— Liebes Paulinchen, rief sie schon beim Hereintreten. Erschrecken Sie nicht. Nein, was ich gestern gesehen habe!

— Um Gotteswillen, was denn?

— Den Oberstolzen im Sträflingskleid drüben in Moabit. Und der Blick, mit dem er an mir vorbeistarrte!

— Er leidet, leidet unschuldig und ich konnte fröhlich sein. — Wie schuldbewußt knickte Pauline zusammen. Und ihr Traum war zu Ende. Radlow hatte versprochen, ihm zu Hilfe zu kommen. Aber sie selbst, durfte sie die Hände in den Schooß legen? Ihr Vater mußte von der Sache wissen. Ihn beschloß sie aufzusuchen.

Das Wetter draußen hatte sich, wie in solcher

Jahreszeit oft geschieht, plötzlich verdüstert. Der Wind erhob sich, er warf klirrend das kleine Fenster zu und schleuderte den Blumenstock in die Stube.

Da lag das Veilchenstöckchen gedrückt und zerschlagen zu ihren Füßen — Paulinens Glückstraum war verflogen.

XXVI.

Sturmvögel.

Ein grauer eisiger Novembermorgen — nicht Nacht und nicht Tag — der Nordostwind stürmt über die Haide, er beugt die hochstämmigen Kiefern und zaust den niedrigen Anwuchs. In den Wolken von Sand, die er auftreibt, mischt er ein Gestöber scharfer Eiskörnchen. Mit besonderer Gewalt fegt der Sturmwind über den Bahndamm, daß der Bahnwärter, der ihm entgegenstrebt, sich kaum aufrecht zu erhalten vermag. Langsam erkämpft er sich seinen Weg, manchmal fährt er mit der Hand über die Augen, die ihm von dem hineingetriebenen Sand schmerzen. Aber mag der Wind noch so toben, den Mann auf dem Bahndamm wird er nicht in seinem Dienst stören, er läßt den Schein einer Laterne auf Schellen und Schienen fallen, wie er Schritt für Schritt prüfend weiterschreitet. Der Mann stellt sich

auf, scharf nach der Richtung schauend, in der der Zug kommt. Alles ist in Ordnung, das Signal ist verstanden, der Zug saust vorbei.

In den geheizten und erleuchteten Wagen ruht alles oder überläßt sich sorglos der Unterhaltung. Für sie alle sorgt und wacht der Lokomotivführer auf der Maschine. Heute ist es Reppin, der den Zug führt. Eisig schlägt ihm der Wind in das Gesicht, die Schutzvorrichtung muß er öffnen, um den freien Blick auf die Bahn zu behalten. Denn bei solchem Wetter kann sich mancherlei ereignen, was dem Zug gefährlich werden könnte und es gilt scharf auszuschauen. Hunderte von Malen ist Reppin schon die Strecke gefahren, aber wenn man nur eine Hand voll Meter vor sich sieht, während der Zug mit Eilgeschwindigkeit weiterschießt, könnte man am Ende an den bekanntesten Weichen irren. Keine Minute zu spät und keine zu früh darf er an sein Ziel kommen, sonst giebt es unangenehme Auseinandersetzungen oder gar Strafe. Das Glatteis hat sich auf die Schienen gesetzt und nur schwer greifen die Räder, die Maschine muß ihre höchste Leistung geben. Kohlen! ruft er dem Heizer zu, Und dann blickt er wieder sorgsam spähend auf das Halbdunkel, das, von den weißen Laternen angestrahlt, unablässig von der Maschine zertheilt wird, immer anders und doch immer dasselbe.

Denn auch die Augenblicke erscheinen, wo der Führer der Maschine bewußt sein Leben einsetzt, um das unsrige zu retten. Er ist ja der erste, einzige, der die Gefahr sieht, die sich vielleicht unentrinnbar vor dem Zuge aufthut. Und der Führer weiß, er ist das erste und sicherste Opfer. Ein Sprung, so ist er in Sicherheit. Aber seine Maschine, seinen Zug aufgeben! Nimmermehr, was zur Rettung des Zuges, zur Verringerung der Gefahr geschehen kann, das vollzieht er rasch. Dann vielleicht ein kurzes Stoßgebet und weiter — ins Verderben. So stirbt ein Mann und ein Held — schlicht, ohne daß jemand weiß, welch' einen Kampf er in seiner Seele siegreich durchgekämpft hat. Und die Zeitungen melden dann wohl, kein wesentliches Unglück bei den Passagieren, nur der Lokomotivführer und der Heizer blieben auf der Stelle todt. Und zerschmetternd fährt die Kunde in die Wohnung der Unglücklichen, wenn in der gewohnten Stunde der Heimkehr statt des geliebten Hauptes die Schreckensbotschaft eintrifft. Feuerwehrmänner, Eisenbahnleute, Krankenpflegerinnen — darin steckt Heldenblut. Respekt vor ihnen!

Der Zug, den Reppin führt, ist der probeweise eingeführte pommersche Nachteilzug von Danzig über Stettin nach Berlin. In Stettin hat man einen in Decken und Pelze gehüllten Kranken in Begleitung einer Dame in ein Coupé erster Klasse gehoben. Der

Schaffner hat eifrig und gutmüthig dafür gesorgt, daß kein weiterer Mitreisender den kranken Mann behelligt, der sanft auf eine der rothsammtenen Bänke hingelegt worden ist. Jetzt ist der Zug im Rollen, die Billets sind coupirt und bis Berlin abgenommen. Mit einem Ruf der Befriedigung schält sich der Kranke aus seinen Decken heraus.

— Gut gespielt, ruft er sich reckend — aber ermüdend. Geben Sie mir etwas zu rauchen, Gräfin, aber keine von Ihren ewigen Cigaretten, etwas Kräftiges.

Die Angeredete hatte indessen ihren Hut abgenommen und ihn an den Haken geknüpft. Wie sie sich erhob, konnte man eine hohe, stolze Gestalt erkennen, das Gesicht, auf welches der volle Schein der Wagenlampe fiel, zeigte ermüdete Züge, ein nicht mehr junges Antlitz, feurige, sonderbar funkelnde Augen unter hochgeschwungenen Brauen, das ganz weiße Haar war hinter rosige, muschelförmige Ohren gestrichen und hinten in einem dicken Knoten aufgebunden. Man hätte die Frau schön nennen können, aber die Adlernase und die vorstehende Oberlippe, hinter der man kleine, spitze, weiße Zähne sah, gaben ihr etwas Raubvogelartiges.

— Hier ist eine Cigarre, sagte die Dame, in der etwas Opium ist. Das mögen Sie nicht? Und ist doch das Einzige, was die Welt erträglich macht

— das und unser Geschäft. Aber sagen Sie nicht Gräfin zu mir. Das langweilt mich, paßt auch nicht zu Ihren Grundsätzen. Sagen Sie Fatme.

— Wenn es mich aber kitzelt, Sie Gräfin zu nennen, mit einer Gräfin zu reisen? So ein Titel für ein schönes Weib ist wie ein schöner Einband für ein Buch — man nimmt es noch einmal so gern in die Hand.

— Aus solchen Gleichnissen mache ich mir nichts, sie riechen zu sehr nach der Werkstatt. Lassen Sie uns lieber von unserem Geschäfte sprechen.

— So verdunkeln Sie zuerst die Lampe, ich fürchte die Ueberraschungen.

— Immer diese Besorgnisse, Mortwein, das macht Sie lächerlich.

— Sie haben gut reden. Sie stehen in geregelten Paßverhältnissen, sind Gräfin und wissen selbst Ihre argwöhnische Regierung zu täuschen. — Oder uns! setzte er mit einem scheuen, fragenden Blick hinzu.

— Hier hast Du eine echte Havannah, mein Söhnchen, sagte Fatme, indem sie den Schleier über die Lampe zog. Das wird Dir den Humor verbessern.

Der kranke Mann schälte sich vollends aus den Decken.

— Die Konvention in Chicago hat darauf be-

standen, daß ich die Sache in Deutschland persönlich leiten soll. Die Kerle hätten sagen mögen, was sie wollen, ich wäre hübsch im Sicheren geblieben. Aber Sie haben immer getrieben. Wahrscheinlich war ich ein Esel wie schon so oft.

— Keine Selbstgeständnisse!

— Und noch dazu, wie ich einmal gemacht bin. Ich bin halb fertig aus dem Ofen gefallen, auf einer Seite nicht ausgebacken.

— Bei den Damen verdirbt Ihnen das nichts.

— Sehr schmeichelhaft, aber bei der Polizei wird es mir nützen. Sie wird mich mit offenen Armen empfangen, und so viel Jahre Zuchthaus giebt es gar nicht, wie sie mir Tessendorf in Leipzig auf die Rechnung setzen wird.

— Ich bin Ihre Mama, Sie sind mein kranker Sohn, wir kommen nach Berlin, um den berühmtesten Doktor zu befragen, ich verkehre mit meinen vornehmsten Landsleuten, was soll Ihnen passiren! An persönlicher Vorsicht werden Sie es nicht fehlen lassen. Und schließlich? War es nicht Ihr freier Entschluß, mit mir von New-York nach Kopenhagen zu fahren und dann nach Stettin? Meinetwegen kehren Sie auf der nächsten Station um.

— Sie spotten, Fatme, ohne Sie bin ich geliefert.

— Haben Sie schon Heimweh nach drüben? Lieben Sie die Yankees so sehr? mein kleiner Johnny?

— Lieben? Im Gegentheil, die Gesellschaft ist mir noch widerwärtiger als die deutschen Tyrannen. In Deutschland genirt uns die Polizei, die überall die Nase voran hat, aber man weiß, schließlich kommt man doch mit ihr auseinander. Doch unter diesen verdammten amerikanischen Höllenhunden geht man immer herum, wie mit dem Strick um den Hals — es passirt irgendwo etwas — man hat ein Wort dazu gesprochen — die Kerle greifen zu und man baumelt. So garnichts unter den Füßen zu haben, ich gestehe, der Gedanke war mir schon oft peinlich. Aber was trieb Sie aus Chicago fort?

— Sie wissen, ich bin krank. Es fehlt mir hier und hier. Sie zeigte nach dem Herzen und dann nach dem Kopf. Hysterisch, sagen die Aerzte. Dummköpfe! Haben Sie schon vom Vampyr gehört, der davon lebt, daß er den Menschen das Blut aussaugt? Aberglaube, sagen Sie! natürlich. Und Sie haben Recht, die Sache liegt ganz anders. An der Seele liegt es — ja an der Seele.

— Spiritistin sind Sie? rief Mortwein spöttisch.

Sie aber fuhr in einem geheimnißvoll gedämpften Tone fort: Sehen Sie, ich zum Beispiel wäre schon lange todt, wenn ich nicht manchmal etwas von einer frischen Seele in mich zöge — eine Seele, die blutig abfährt. Im Alterthum . . . wissen Sie etwas von römischer Geschichte?

— Na und ob!

— Also in Rom gab es Frauen, die sich in Sklavenblut badeten, um sich zu verjüngen. Das war Unsinn. Blut thut's nicht, fuhr sie mit einem wilden Blick fort. Es ist die Seele, von der man etwas aufnimmt. — Deshalb kann ich auch keine Thiere brauchen. Ich war im Schlachthaus von Chicago, wo fünfhundert Ochsen hinter einander an einem Tage geschlachtet wurden. Ich habe nicht die geringste Stärkung empfunden. Aber damals, als Sie mich in Chicago an das Fenster brachten, dem Rathhaus gegenüber, als Ihre Kerle die Dynamitbomben unter die Polizeisoldaten warfen . . . ich sehe sie noch, wie die Mannschaft heran kam, stramm und mit einem Tritt — und dann die Bomben unter sie und die blutigen Menschenfetzen herumflogen, und die Polizeimannschaft die Reihen wieder schloß und vorwärts, — wahrhaft prächtig, wie die Männer ankamen, es hat mir imponirt, und nochmals die Bomben flogen — da sog' ich's in mich. Da war ich jung. Jetzt aber ist es wieder verflogen. Du, Johnny, wolltest nicht dabei sein.

— Ich kann kein Blut sehen.

— Du weißt nicht, was schön ist, aber hier in Deutschland, mein Mäuschen, stellst Du was Neues auf. Gerade hier um Berlin herum brauchen wir

etwas. Das wird auch unsere Freunde in Rußland auffrischen.

— So ward es in Chicago beschlossen.

— Auf der Eisenbahn — das macht den größten Eindruck, und der Polizeidirektor selbst, das macht den witzigsten Eindruck. Nicht wahr, mein Söhnchen, das arrangirst Du mir? Die Fäden sind ja schon gesponnen, um ihn zur rechten Zeit an den richtigen Platz zu bringen. Er ist unseren Brüdern schon lange unbequem.

Das Weib trat an das Fenster und sah in den Morgen hinaus. Ein blutrother Schein lief am Horizont hin. Jetzt schoß der Zug in einen Kiefernschlag, der sich über einen Sandhügel zog, den der Eisenbahndamm durchschnitten hatte. Rechts und links hoben sich die Böschungen.

— Komm her, Johnny, sieh, das wäre so ein Platz, von rechts und von links kann man ungesehen heran, und gerade mitten in der Kurve. Lauter ausgesuchte Deckungen. Hinter Wächterhaus 125. Ich habe mir die Nummer gemerkt. Und sieh, unser Wagen hier trägt auch 125. Ich glaube, das ist die Glücksnummer.

Der rasche Wechsel von Thauwetter und Frost hatte an der Unterlage der Bahn gearbeitet und eine Schwelle etwas in die Höhe getrieben. Als der Zug darüber schoß, that der Wagen einen Ruck. Mort-

wein fuhr erschrocken auf. Als er sich wieder setzte, begegnete er dem spöttischen Blicke der Gräfin.

— Mortwein, sind Sie feige? frug die Dame die Cigarette abstreifend.

— Feige? Man hat das schon gesagt. Ich weiß es nicht, aber gefährlich bin ich.

— Vielleicht gerade darum.

— Zum Reitergeneral bin ich nicht geboren oder sehe ich vielleicht danach aus? Eher zum Generalstabschef.

— Des Dynamits.

— Eben das. Wie ich als Schauspieler aufgetreten bin, hat man mich ausgepfiffen, aber ich denke, ich habe der Welt nachgerade das Lachen über mich vertrieben . . .

— Glauben Sie, Johnny? Mir kommen Sie manchmal hochkomisch vor mit Ihrer nervösen Angst.

— Ich gestehe, sagte der Mann, das Eisenbahnwesen macht mich nervös. Einmal war ich bei einer Eisenbahnaffaire dabei — es war wirklich widerwärtig — tagelang konnte ich kein Fleisch mehr sehen. Es ist auch eigentlich eine rechte Dummheit von mir, daß ich das warme Nest über dem Wasser verlassen habe und vielleicht gerade meinen Verfolgern in die Arme laufe, Ihrer schönen Augen halber, und wenn Sie mich verrathen werden . . .

— Närrchen, sagte Fatme, Mortwein die Wange

klopfend — wenn ich das wollte, hätte ich es nicht schon beim Ausschiffen besorgen können? Sie wissen ja, daß ich Sie liebe.

— Davon weiß ich noch nichts, und offen gesagt, es scheint mir auch nicht recht wahrscheinlich.

— Hoffen Sie — und dann bedarf ich Ihrer. Nehmen Sie das auf Abschlag. Sie reichte ihm die Cigarette, die sie lachend aus dem Munde zog. Mortwein hielt die Hand fest, die sie ihm überließ; er spielte mit den langen, dünnen, weißen Fingern, die über und über mit Ringen besteckt waren.

— So erklären Sie mir, warum diese feinen Finger ihren Segen auf Deutschland ausströmen wollen. Sie haben ja zu Hause hinlänglich Verwendung.

— Sagen Sie mir ein wenig, wo ich zu Hause bin, mein Mann war ein Russe, mein Vater ein Holländer, meine Mutter eine Malaiin, ich bin in Montecarlo geboren — erzogen worden bin ich — wenn sich überhaupt jemand die Mühe genommen hat — in London. Aber das ist gleich. Wer nirgends zu Hause ist, ist es auch überall. Es ist überall der gleiche Kehrichthaufe.

— Der Kehricht bedankt sich.

— Unsere Feinde halten zusammen, so muß auch ihre Strafe gemeinsam sein. Sie haben in

Berlin Genossen, auf die Sie sich unbedingt verlassen können? fuhr die Gräfin forschend fort.

— Wie ich Ihnen schon sagte, wir haben dort Elldorfer — er hat alle Fäden in Händen; freilich — er wird alt und schwerfällig — er hat lange im Gefängniß gesessen — das hat ihn halb verrückt gemacht.

— Wie wir alle.

— Aber noch schlimmer, er spielt sich auf den Charakter hinaus — er ist tugendhaft.

Und Mortwein lachte höhnisch.

Ich fühle, daß ich den Menschen hasse, so recht von Grund hasse. Haben wir mit allem gebrochen, um schließlich tugendhaft zu sein?

— Um so mehr können Sie sich auf ihn verlassen.

— Meinen Sie? Im Gegentheil, derartige Leute schlagen einmal um, liefern uns unseren Feinden aus, aus lauter Tugend. Unter allen Umständen eine unbequeme Sorte.

— So ist er nicht zu gebrauchen? frug die Gräfin.

— Mit Vorsicht — ja; nur muß er richtig dirigirt werden. Ein andermal erzähle ich Ihnen die Geschichte, wie wir durch eine falsche Vollmacht und einen echten Todtenschein einem Bourgeois-sozialisten einen ganzen Haufen Geld abgenommen haben. Dabei hat sich der alte Elldorfer über Er-

warten gut gemacht — ich hatte gefürchtet, er werde zucken. Und stellt man ihn richtig, so geht er mit dem Kopf durch die Mauer.

— Dann kommt er gewiß auch durch einen Eisenbahndamm.

Der Zug schoß in voller Hast dahin — es waren einige Minuten Verspätung — sie mußten eingeholt werden.

Die Beiden im Koupee schwiegen eine Zeit, dann, aus ihrem Sinnen auffahrend, rief das Weib: Armer Polizeidirektor, reist extra nach Berlin, um das Netz gegen uns zu stellen und wird nun so hineingelegt, daß er am jüngsten Tag Mühe haben wird, seine Stücke wieder zusammenzusuchen.

— Also Dynamit?

— Nein, warum so etwas, wenn die Sache weit einfacher gemacht werden kann. Keine Verschwendung, doch davon werden Sie später hören. Dieser Polizeidirektor — er ist eine alte Bekanntschaft von mir — ich habe noch so eine kleine Rechnung mit ihm zu begleichen. Wissen Sie, daß Deutschland sehr langweilig ist, seit man nur noch heimlich spielt. Früher, als die Spielbanken noch offen waren, konnte man sich selbst in Homburg amüsiren, das Feinste aus Paris und Petersburg war da, die Deutschen drückte man eben hinaus — ich verlor mein Geld an der Spielbank, das schadete nichts — das frische Geld,

nach dem ich geschrieben hatte, blieb aus — das war schlimmer. Aber was denken Sie, dieser Polizeikommissär weist mich aus — Schulden halber. Was gingen ihn meine Schulden an? Ich war blamirt. Ich bin nicht rachsüchtig — aber er ist ja für das Schuldenbezahlen. Ich auch! Ist das nicht spaßig, wie sich das trifft?

Aus der Reisetasche, die offen auf der Bank lag, kam ein leises, heiseres Kläffen. Sie griff in die Tasche und hob ein weißes Hündchen mit langen Haaren und hängenden Ohren heraus. Sie nahm es zärtlich auf den Schooß.

— Kleines Amichen, süßes Thierchen hat Hunger, sagte sie, indem sie ihm ein Bisquitstückchen in den Mund steckte.

Sie hob das Hündchen in die Höhe und küßte es zwischen den Augen. Mortwein wollte es streicheln, aber es fuhr herum und schnappte nach dessen Fingern. Mit schmerzhaftem Gesicht zog sich Mortwein zurück.

— Die Kröte, rief er erbost, wie können Sie sich mit so einer häßlichen, dummen Bestie schleppen?

— Ich bin nun einmal auf das Häßliche kaprizirt, sagte die Gräfin mit falschem Blick, klug ist mein Amichen sehr, und wen es nicht mag, vor dem thue ich gut, mich zu hüten. Ich hoffe, Ihr werdet noch Freunde werden. Nicht wahr, Amichen?

Das Hündchen gab ein heiseres Gekläff von sich.

— Er will es sich überlegen, der kluge Hund! fuhr die Gräfin fort und ließ Amichen wieder mit zärtlicher Liebkosung in der Tasche verschwinden.

— Wie war das mit der Maschine? fragte Mortwein.

— Eine Geschichte zum Lachen.

Die Zollbeamten haben sich gewundert, was es mit der Maschine ist, die in der grauen Kiste steckt. Sie ist wirklich ein wunderbares Ding, arbeitet einen Minengang von soviel Metern in einer halben Stunde. Nicht mehr Lärm macht sie als das Picken eines Spechtes. Eine Russin in Amerika hat sie erfunden — ich habe sie als landwirthschaftliche Maschine verzollt, in Stettin haben die Zollbeamten sie bewundert . . .

Der Zug kam aus der Haide heraus. Häusergruppen zeigten sich, wuchsen zu Ortschaften zusammen, bis sich die ersten Miethskasernen zeigten, in dichte Haufen zusammenwuchsen. Immer langsamer, noch ein Halt — ein Signal und der Zug fuhr in den Stettiner Bahnhof ein.

— Mortwein hatte sich wieder in alle seine Decken gehüllt und und lag wie hilflos auf der Bank. Der Schaffner riß den Schlag auf:

— Berlin! rief er.

Ein Gasthofsportier und ein Hausdiener gingen den Zug entlang. Sie riefen:

— Gräfin Seraschin.

— Hier, antwortete die Dame, die den Schleier heruntergelassen hatte. Nehmen Sie meinen armen Jungen vorsichtig, er ist sehr leidend. Sind die Zimmer bereit?

— Zu Befehl, wie die Frau Gräfin bestellten, der Wagen hält vor dem Bahnhof.

Ein Schutzmann stand auf dem Bahnsteig. Als die Dame mit dem Kranken vorbei war, bückte sich der Schutzmann, dann lief er der Gruppe nach.

— Warten Sie, rief er dem Hausdiener zu, der ihn anlaufen sah.

Der Mann in den Decken zitterte, daß es durch die Umhüllung zu fühlen war; war er bereits entdeckt', so fragte er sich bebend. Er hat Fieber, dachte der Diener.

— Die gnädige Frau hat ihr Taschentuch verloren, sagte der dienstfertige Schutzmann, ein wappengesticktes Tüchelchen überreichend.

— Ich danke, es ist gut.

Erleichtert athmete der Kranke auf.

Die Gruppe bewegte sich weiter zum Wagen und mit ihm in einen nahegelegenen kleinen Gasthof, um dort Pläne des Unheils zu spinnen.

Die übrigen Passagiere des Zuges zerstreuten

sich je nach ihrem Ziel, rasch von den Beschwerden der durchfahrenen Nacht Erholung suchend.

Das Zugpersonal aber hatte noch eine Weile mit der Abfertigung zu thun, ehe es sich auf den Heimweg machen konnte.

Reppin und der Schaffner gingen zusammen. Eine schlimme Nacht, sagte der Schaffner, an dies Glatteis auf den Wagentritten will ich denken, man hat immer sein Todtenhemd an. Der Kaffee zu Hause wird uns gut thun.

— Und ein herzhafter Kuß von Frau und Kindern, setzte der Lokomotivführer hinzu. Der macht das Herz warm.

XXVII.

Mutter und Sohn.

Auf dem Bureautisch, an dem Piefke saß, lag ein Schreiben, das die Post gebracht hatte. Nach dem Siegel kam es von dem Untersuchungsgericht in Moabit. Neugierig ging Piefke um das Schriftstück herum. Stören durfte er Radlow nicht. Und dieser wollte immer noch nicht aus seinem Privatraum herauskommen. Wenn Radlow gut gestimmt war, zum Beispiel, wenn ihm eine Arbeit gut gelang, so pflegte er von Zeit zu Zeit Töne auszustoßen, die er für Gesang hielt, die aber eher Aehnlichkeit mit den Schlachtrufen der alten Deutschen hatten. Heute wollte dies Getön gar nicht aufhören, ja Piefke glaubte sogar einen Text unterscheiden zu können, etwa wie: „Freut euch des Lebens“ in sehr freier Behandlung.

Endlich erschien Radlow doch. Sieht sehr aufgekratzt aus, dachte Piefke, was mag er haben?

— Einen Brief für den Herrn Rechtsanwalt, sagte Piefke mit einer angenommenen Gleichgültigkeit, als ob so etwas alle Tage vorkäme.

Radlow öffnete das Schreiben, aber er schien so in die eigenen Gedanken versunken, daß er es zum unbeschreiblichen Aerger Piefke's eine Zeit lang ungelesen in der Hand hielt.

— Der Untersuchungsrichter theilt mir mit, Jack Miller, genannt der Oberstolze, hat mich als Vertheidiger gewünscht. Sprechen könne ich ihn aber nicht, denn er liege krank im Lazareth an einer Kopfrose, von einem Fall, den er noch vor der Verhaftung gethan. Der arme Kerl — natürlich müssen wir ihm helfen, Pauline, Fräulein Elldorfer, verbesserte er sich, interessirt sich ja für ihn. Und wenn es nicht wäre, so haben Sie, Piefke, mir ja schon früher von ihm gesprochen.

— Ich war dabei, als man ihn verhaftete.

— Gut. So gehen Sie der Sache etwas nach. Aber keine Dummheiten, Piefke, keinen Skandal — Sie verstehen mich — sonst sind wir fertig.

Piefke wollte sich gegen die Unterstellung der Möglichkeit, daß so etwas bei ihm vorkommen könne, vertheidigen — da war Radlow schon wieder in das

Nebenzimmer gegangen. Und aufs neue brachen die Kriegsrufe daraus hervor . . .

An dem Abend dieses Tages, zur Stunde, wo Frau Radlow den Besuch ihres Sohnes regelmäßig erwartete, ging die alte Dame ungeduldig in ihrem Zimmer auf und ab. Kleine alte Möbel standen darinnen, Ueberbleibsel einer Einrichtung, wie man sie vor fünfzig und mehr Jahren in den guten Zimmern der Landedelleute fand, schnörkelhaft und hochbeinig, weißlackirt mit verblaßter Vergoldung. An den Wänden drängten sich Bilder und Erinnerungszeichen, so dicht, daß man kaum etwas von der Tapete sah. Frau Radlow nahm die Lampe vom Tisch und musterte an den Bildern herum. Da hingen sie freundlich zusammen, die im Leben weit auseinander gestanden, die Radlow's, bürgerlich kleinstädtische Leute und dann die eigene Blutsverwandschaft der alten Dame, fast alles Offiziere, zum Theil mit dicken Achselschnüren und Ordensbändern, die Frauen mit hochgetragenem Kinn und gewaltigen Haarfrisuren. In einer Ecke blieb Frau Radlow endlich stehen und ließ das Licht der Lampe voll auf zwei Bilder fallen, um die sich ein vergilbter Kranz zog.

Das eine Bild zeigte einen jungen Artillerieoffizier. Das Bild war nur angelegt, es sah aus, als ob es mitten in der Herstellung abgebrochen worden wäre, soviel ließ sich erkennen, daß der Offi-

zier offene, regelmäßige Züge und krauses Haar hatte. Daneben hing die Zeichnung einer jungen Dame, nur mit wenigen Strichen hingeworfen, aber im Gesammteindruck so lebensvoll und packend, daß man nicht müde werden konnte, das Gesicht zu beschauen. Auf kräftigem Halse erhob sich das zierliche Eirund des Gesichtes, lange Ringellocken umrahmten es, auf die schön geschwungenen Schultern abfallend. Das Auge schien in einem träumerischen Glanze zu schwimmen, über den Mund und über das starke Kinn zog etwas wie bitterer Trotz.

Die alte Dame seufzte tief auf. Sie hielt immer noch die Lampe in der Hand, als die Thür sich aufthat und Robert Radlow hereintrat. Die Unterhaltung zwischen Mutter und Sohn wollte nicht recht in Fluß kommen. Es schien, als hätten beide etwas auf dem Herzen und als wollte jeder dem anderen das erste Wort überlassen.

— Du warst sehr hart gegen Pauline Elldorfer, begann Frau Radlow, recht sonderbar. Was hast Du gegen sie?

— Das hab' ich auch gefühlt, Mutter. Es war recht abgeschmackt, recht dumm von mir und ich habe Pauline um Verzeihung gebeten.

— Du um Verzeihung gebeten? Da kann sich Fräulein Elldorfer geschmeichelt fühlen, das ist von Dir noch Wenigen begegnet.

— Pauline Elldorfer ist mir auch nicht wie die übrige Welt. Mutter — es muß heraus, Pauline ist mir nothwendig, das Leben ohne sie ödet mich an; ich glaube, ich liebe Pauline.

— Du liebst sie! O, das habe ich gefürchtet, als ich den Ausbruch Deiner Eifersucht sah. So fliehe sie, so rasch wie möglich fliehe sie. Unglückliches Kind!

Frau Radlow rief das mit einem bitteren, schneidenden Ausdruck.

Radlow fuhr erschrocken auf. Er glaubte seine Mutter zu kennen, sie so heiter, so thätig und hülfsbereit. Jeder Wunsch des Sohnes war ihr wie ein Gebot, ihn zu errathen schien ihre Lebensaufgabe zu sein. Und nun, wo er mit dem ernstesten Entschluß, mit dem heißesten Wunsch seines Lebens vor sie trat, traf er auf solchen Widerspruch.

— Was hast Du gegen Pauline? frug er nicht ohne Schärfe.

— Gegen Pauline nichts, gegen ihren Vater alles!

— Ist Pauline verantwortlich für ihren Vater?

— Sie nicht, aber Du, wenn Du ihn Dir freiwillig wählst.

Radlow sah mit düsterer Miene vor sich hin.

— Ist es meine Schuld, wenn ich liebe?

— Mich klage an, rief die Mutter, mich ver=

urtheile. Ich bin die Schuldige — zum zweiten Mal bin ich es, die das Unglück, die das Verbrechen in das Haus führt. Du, armer Junge, weißt ja nicht, was ich erlebt habe, ich war gewarnt. Mich erbarmte die arme Kleine, als ihre Mutter gestorben war, ihr Vater gefangen saß, ich zog sie an mich, nahm mich ihrer an. War das Sünde? Und nun fällt ihr Schicksal über mein liebstes Kind. Denn ich sehe die Dinge kommen, furchtbar kommen.

In Deinem Herzen, fuhr sie fort, sagst Du: Vorurtheil. Du bist ja ein Rechtsgelehrter. Glaubst Du, daß die Welt nach Gesetzen regiert wird? Du nickst mir zu — also glaubst Du es. In dem, was Dir jetzt begegnet, liegt ein solches Gesetz, ich kann es nicht aussprechen, aber ich fühle es; wollte man es in Worte fassen, so würde es hart und grausam klingen. Aber es ist die Weltordnung, die keiner von uns ändern kann. Ich nicht und Du nicht. Das Unglück hat ein scharfes Ohr, wer es an seinen Herd lädt, der wird es bald sich einnisten sehen.

Radlow schwieg; seine Miene blieb verschlossen und starr, trotz der flehenden Blicke, welche die Mutter ihm zusandte, als wollte sie Verzeihung erbitten für die scharfen Worte, die sie gesprochen.

— Meine Worte überzeugen Dich nicht. Ich sehe es. Du denkst, was weiß die kleine alte Frau! Darf ich Dir aus meinem Leben erzählen? Sieh

mich nicht so streng an und gieb mir die Hand, sonst verlier ich den Muth. Und wer liebt Dich so, wie Deine Mutter!

Radlow überließ der Mutter die Hand, die sie streichelte und festhielt, während sie erzählte:

— Du weißt, Deine Großmutter, meine Mutter, war eine Gräfin aus einem verarmten Hause, die einen kleinadligen Offizier geheirathet hatte. Ich war das einzige Kind, der Vater starb frühe und die Mutter zog in einen Vorort nahe bei Berlin. Ich war ein munteres, flinkes Ding und fing schon an als Fräulein zu gelten, da gab es auf dem Gutshof ein kleines Fest. Am besten gefiel mir unter meinen Tänzern ein junger Kadet, der Sohn des Hauptmanns Siewert, der zwischen Berlin und dem Vorort ein Gartenhaus bewohnte. Es stellte sich heraus, daß meine Mutter und der Hauptmann Siewert sich vor ihrer Verheirathung gekannt hatten, sehr gut gekannt hatten. Standesunterschied und Geldverhältnisse hatten sie auseinander gehalten. Jetzt aber, da sie beide frei waren, stand ihrer Verbindung kein Hinderniß mehr entgegen. Und während der Kadet und ich unsere harmlose Liebelei trieben, wurden wir auf einmal mit der Nachricht überrascht, daß meine Mutter demnächst Frau Hauptmann Siewert werden würde. Und so geschah es.

Das Eheglück war aber nur sehr kurz, denn die beiden saßen schon zu fest in ihren Anschauungen und Lebensgewohnheiten, als daß sie sich ineinander hätten schicken können. Die Mutter hing an ihrem Adel und ihrer Sippschaft, Hauptmann Siewert, der sich als Nichtadliger im Dienst gegen Adlige zurückgesetzt hielt, hatte deshalb den Abschied genommen und haßte den Adel. Das gab Reibereien, und wenn diese begonnen haben, ist kein Ende abzusehen. Siewert's erste Frau hatte zur französischen Kolonie gehört, daher war für den Sohn der Name Jean Jacques gekommen. Unser Verhältniß war sehr wunderlich, wir waren Geschwister und waren es doch nicht; mein Herz gab sich ganz der unschuldigen Neigung zum Stiefbruder hin; aber im Verkehr mit ihm fühlte ich mich verwirrt und unsicher. Das mag ihn wohl auch verschüchtert haben, denn er zeigte sich immer fremder und abgeschlossener, wenn er zum Besuch in das väterliche Haus kam; und ich fühlte mich recht unglücklich.

Zu jener Zeit ging ich manchmal mit dem Stiefvater in die französisch-reformirte Kirche. Hier hörte ich die Lehre predigen, daß Gott das Heil und die Verwerfung aller Seelen von Ewigkeit her voraus verordnet hat. Und mein Herz empörte sich gegen eine solche harte Lehre. Als ich aber meinem Lieblingslehrer mein Stammbuch gebracht hatte, damit

er einen Vers hineinschreibe, fand ich folgenden darin aufgeschrieben; Nach großen, ewigen, ehernen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden. Und ich frug mich, was das für Gesetze sind — jedenfalls sind sie ehern, und wer gegen sie verstößt, der wird sie fühlen . . .

XXVIII.

Fräulein Miller.

— Denke ich zurück, fuhr sie fort, was ich alles erlebt, kann ich kaum glauben, daß ich das alles selbst war. Ich meine, ich wäre tausend Jahr alt, so verändert ist die Zeit. Wenigstens nach Außen zu, denn nach innen bleibt es immer dieselbe Geschichte. So heute wie gestern und ich glaube in alle Zukunft; doch höre weiter.

An den Garten von Siewert's Morgen schloß sich damals noch ein hübscher Kiefernschlag, in der Mitte ein Platz, von Eichen und Birken umstanden. Manchmal gestattete Siewert einer Gesellschaft aus dem nächsten Berliner Quartier ein Sommerfest dort abzuhalten. Jean Jacques war inzwischen Offizier geworden; er erzählte, wenn er zu uns kam, oft von einer jungen Schauspielerin auf dem Vorstadttheater, die durch ihre Schönheit und ihre Schwermuth, die

auf ein besonders unglückliches Schicksal schließen ließe, die Aufmerksamkeit erregte. Nun hörte ich eines Tages, daß bei der Gesellschaft, die in jenem Wäldchen ihr Fest hielt, sich auch jene schöne Schauspielerin befinde; ich konnte der Neugier nicht widerstehen, sie mir anzusehen, und suchte einen versteckten Platz auf, von dem ich meine Beobachtungen machen konnte.

Ich muß gestehen, daß ich selten etwas Reizenderes gesehen habe. Eine schlanke kräftige Figur, das Gesicht vom zartesten Rund und Locken, die es umringelten. Der Blick des Auges hatte etwas Sanftes, aber um die Lippen ging ein Zug — heute erscheint er mir wie eine Warnung — damals erhöhte er mir den Zauber, den diese eigene Erscheinung auf mich ausübte. Es war ein ungemein schwüler Abend, trotzdem wurde munter getanzt. Fräulein Miller, so hieß die Schauspielerin, konnte sich der Tänzer nicht erwehren, sie war unaufhörlich in Bewegung. Plötzlich sah man sie nach ihrem Herzen greifen und umsinken. Ein Arzt, der in der Gesellschaft war, erklärte einen alsbaldigen Aderlaß für nöthig. Wohin rasch mit der Armen? Ich sprang hinzu und forderte auf, die Ohnmächtige in unser Haus, in mein Zimmer zu bringen. Es geschah, und damit hielt das Unglück seinen Einzug . . .

Fräulein Miller blieb über Nacht bei uns. Als sie sich erholt hatte, kam sie, um sich zu bedanken,

und dann öfters auf ihren Spazierwegen; ein eigener Reiz ging von ihr aus, sie gewann uns alle, am meisten Jean Jacques, der, ohne daß wir es bemerkten, eine tiefe Leidenschaft zu dem Mädchen gefaßt hatte. Da ereignete sich ein seltsamer Umstand. Wir hatten Fräulein Miller, um ihr den Besuch bei uns zu erleichtern, einen Schlüssel gegeben, der Gartenthür und Haus schloß. Eines Nachts war der Silberschrank, der im Speisezimmer stand, erbrochen und ausgeraubt worden. Die Hausthür war offen, in der Gartenthür stak ein Schlüssel, der darin verdreht worden war und den die Diebe — denn es waren offenbar mehrere — nicht mehr herausziehen konnten. Als man den Schlüssel untersuchte, ergab sich an einem unverkennbaren Zeichen, daß man den Fräulein Miller anvertrauten Schlüssel vor sich hatte.

Die Unglückliche war jedenfalls in die Sache verwickelt. Aber wie? Du kannst Dir die Erregung kaum denken, die sich unserer bemächtigte. Vor allen war es Jean Jacques. Er geberdete sich geradezu wie ein Wahnsinniger. Um ihn zu beruhigen, rieth ich ihm, gerade zu dem Mädchen hinzugehen und ihr die Frage zu stellen.

Und so geschah es.

Jean Jacques begab sich zu Fräulein Miller, um die Sache aufzuklären, er ist nie mehr in das väterliche Haus zurückgekommen. Die Jungfer der

Schauspielerin hat uns den Zusammenhang aufgeklärt. Der Bruder des Fräulein war ein gänzlich verkommener Mensch, der schon wiederholt im Gefängniß gesessen hatte, auch der Vater soll sehr traurig geendet haben; es war kein Zweifel, der Bruder hatte sich in der Wohnung der Schauspielerin, wo er Zutritt hatte, des Schlüssels bemächtigt und dann mit seinen Genossen den Einbruch verübt.

Fräulein Miller gerieth in die bitterste, grenzenloseste Verzweiflung, die Schande könne sie nicht überleben, so erklärte sie. Es kam zu einer leidenschaftlichen Aussprache zwischen ihr und Jean Jacques. Die Herzen quollen über — fliehen wir gemeinsam, rief der unglückliche Mensch. Und so geschah es, sie verschwanden — natürlich nach Amerika. Dort sind die beiden verschollen, wenigstens für uns. Der Hauptmann Siewert empfand den Schlag auf das bitterste; meine Mutter und ich erhielten die Vorwürfe, daß wir die Verführerin in das Haus gezogen hätten. Und leider hatte ich es ja auch gethan. Die Spannung im Hause wurde immer größer. Endlich entschlossen die Beiden sich zur Scheidung. Ich zog mit der Mutter nach der kleinen Stadt in der Mark, wo Dein Vater beim Gericht beschäftigt war. Wir haben uns kennen gelernt und geheirathet. Du weißt, er war ein Mann von wenig Worten und in seinem Wesen immer scharf und gemessen. Ich habe oft

versucht, sein Urtheil zu erfahren, wen bei dieser Sache die Schuld trifft: Art läßt nicht von Art, sagte er, und so sollte es einmal sein. Und er suchte mich zu trösten, so gut er es vermochte.

Aber verwunden habe ich die Sache doch nicht. Und jetzt, jetzt tritt sie mir von Neuem schrecklich vor Augen. Und wenn ich denken sollte, Deine Zukunft so vor mir zu sehen und daß ich wiederum die Lockspeise in das Haus gebracht habe — ich möchte sterben vor Jammer.

— Das ist eine traurige Geschichte, sagte Radlow aufstehend — arme Mutter — armer Siewert! Du machst Dir Vorwürfe, weil Du das Mädchen in das Haus brachtest, mit dem er nach Amerika entfloh — hättest Du die Arme vielleicht bewußtlos liegen lassen sollen? Das wäre eine schlimme Klugheit gewesen, die so etwas lehrt. Und Pauline — wenn Du bereust, was Du für sie gethan — wenn Du gar wünschtest, sie wäre lieber hülflos verkommen ... dann ... dann ..!

— Robert! rief die Frau erschreckt. Sie war auf einen solchen Ausbruch nicht vorbereitet. Robert! mit wem sprichst Du so?

— Gut, fuhr Radlow fort — ich werde ruhig sein, so ruhig, als ich kann. Die Verantwortlichkeit soll man scheuen — das ist die alte Weltklugheit, hinter die sich die Selbstsucht verschanzt und die

Nichtigkeit. Nein, nur das Unedle soll man vermeiden, das für recht Erkannte aber thun, das auf alle Gefahr thun!

Und dann, her mit aller Verantwortung! Komme, was kommen mag. Aber ich danke Dir, Mutter, auch für das, was Du gesagt hast — nun sehe ich meinen Weg klar.

— Eine traurige Klugheit nanntest Du meine Lebenserfahrung, sagte Frau Radlow, ich dachte, ich hätte sie für Dich und für mich theuer genug bezahlt — ich sehe, es war umsonst.

— Klug, fuhr Radlow fort. Wo steckt da die Klugheit? Klug ist gut. Und, um auf Deine Geschichte zu kommen: Warum sollte Siewert sein Mädchen nicht heirathen, da er sie liebte? Ein Offizier eine Schauspielerin! Man höre doch — eine nicht standesgemäße Liebe! Und wenn sie das beste, liebste Geschöpf ist — er fällt aus der Kaste! Es ist zum Lachen. Da hatte Siewert sehr Recht, nach Amerika zu gehen. Das ist doch das letzte Wort Deiner Geschichte, daß Ihr den Armen zwangt, seiner Heimath zu entfliehen, weil Euch das Mädchen — und seine Verwandtschaft nicht gefiel. Seine Verwandtschaft, da steckt es! Die Schauspielerin hatte einen Bruder, wie Pauline einen Vater hat. Und deshalb mußte er entsagen und nach Amerika entfliehen. Aber

so etwas kann wieder vorkommen. Und dann ist Deine Parallele erst recht vollständig.

Frau Radlow ließ die Arme sinken.

— Unheil nehme deinen Lauf, sagte sie.

Sprich nicht so, Mutter! Mein Glück sehe ich kommen . . .

Er nahm die alte Frau, die es geschehen ließ, in die Arme und küßte sie auf die Stirn.

— Es ist eine schwere, ernste Sache und mein Schicksal entscheidet sich dabei so oder so — das fühle ich, Deine Geschichte überzeugt mich nicht. Wenn aber der Vater sagte, Art läßt nicht von Art, so beuge ich mich dem harten Spruche nicht. Wozu denn leben und wirken wollen, wenn wir nur Puppen sind, die der Zufall der Geburt regiert? Pauline hat sich emporgerungen zu einem edlen und guten Geschöpf aus eigner freier Kraft. Nein! wir gehören nicht einem unerbittlichen Schicksal an, uns selbst ist unser Lebensloos in die Hände gegeben. Wer den Glauben daran verliert, der hat sein bestes Theil dahin gegeben . . .

Er nahm kurzen Abschied und ging.

XXIX.

Im Inseratentheil.

Wie Radlow nach der Unterredung mit der Mutter in sein Zimmer trat, fand er bereits Battista dort.

Jeder andere hätte bemerkt, daß Battista in einer ungewöhnlichen Erregung war; aber Radlow war zu sehr mit sich selbst beschäftigt und mit dem Entschlusse, den er endlich gefunden hatte.

Beim Eintreten Radlow's schob Battista eine Zeitung, die er in der Hand gehalten, rasch in die Tasche.

— Endlich kommst Du — ich fing schon an ungeduldig zu werden.

— Du? ungeduldig und verstimmt? Das ist ja neu! Ich habe mit meiner Mutter gesprochen.

— Sie ist eine kluge Frau.

— Ihre Klugheit ist diesmal nicht die meine,

ich habe über Pauline mit ihr gesprochen, ich bin entschlossen, ich heirathe sie.

— So? Entschlossen bist Du?

Battista griff nach dem Zeitungsblatt in seiner Tasche. Aber er zog die Hand wieder zurück und warf sich mit Gewalt auf ein altes, dünnbezogenes Ledersopha. Das Ledersopha, das auf eine solche Behandlung nicht eingerichtet war, krächzte und stöhnte unter dem ungewöhnten Druck.

— Bist Du toll geworden? frug Radlow, sich vor den Freund hinstellend. Was hast Du?

— Ich ärgere mich über die Dummheit der Welt, fuhr dieser erbost heraus.

— Im Allgemeinen oder im Besonderen?

— Beides! rief Battista. Da lese ich in der Zeitung, daß man Schupke als Kandidat zum Stadtverordneten aufstellt — noch gar als Kandidaten des „arbeitenden Volkes“, einen solchen Halsabschneider! Er wird Anträge stellen, die Welt glücklich zu machen und seinen eigenen Leuten Hungerlöhne zahlen. O, wie ich sie hasse, diese heuchlerischen Phrasendrescher, und wie ich die verachte, die sich von ihnen an der Nase herumführen lassen.

— Wenn Du eine Ahnung hättest, wie drollig Du in Deinem Zorn bist, Du würdest eine schöne Erinnerung von dieser Stunde mit nach Hause nehmen, sagte Radlow.

— Meinst Du? Um so besser oder um so schlimmer! Und diese politisirenden, redenhaltenden Frauenzimmer! Ich habe nie Vorurtheile gehabt, namentlich nicht gegen Frauenzimmer . . .

— Das weiß der Himmel.

— Aber diese Gesellschaft, die den schönsten Gedanken verwischen will, mit dem unser Herrgott die Schöpfung gesegnet hat — die Scheidung der Welt in Mann und Weib, diese Pfuscherinnen am Meisterstück der Natur . . .

— Laß sie, die Närrinnen, was geht das uns an? rief Radlow lachend.

— Meinst Du? und wieder griff Battista nach dem Zeitungsblatt und wieder ließ er die Hand sinken, als Radlow fortfuhr:

— Mich kümmert jetzt nur eine, sie macht in meinen Augen alles wieder gut, was die Anderen sündigen. Was mich an Paulinen so entzückt, ist die rührende Einfachheit ihres Wesens, bei so klarem und treffendem Verstand — die Bescheidenheit, die nicht einmal ahnt, wie ihr ganzes Leben ein opferfreudiges Arbeiten und Entsagen ist; kein leeres, überflüssiges Wort in ihr — Wort und Gedanke und Handeln — das deckt sich alles und umschwebt sie in unnennbarer Schönheit.

— Tatata! unterbrach Battista diesen Ausbruch — und fürchtest Du nichts von der Erbschaft ihres

Vaters an ihr — das Renommiren und Agitiren und Redenhaltenmüssen liegt manchmal im Blut . . .

— Kommst Du mir auch mit dem Unsinn! Just wie meine Mutter. Sei gut, Moritz, umarme mich — ich bin glücklich.

Damit umfaßte Radlow den Freund und gab ihm einen Kuß, diesmal auf die Wange, daß es nur so knallte.

— Das halte der Teufel aus, rief Battista sich loßreißend. Er wischte sich heftig die geküßte Stelle; mit ein paar Sätzen war Battista an der Zimmerthür, die er heftig hinter sich zuschlug.

Verwundert sah ihm Radlow nach.

— Was ist nun wider den gefahren, dachte er. Noch mehr hätte er sich erstaunt, hätte er gesehen, wie Battista auf der Treppe das Zeitungsblatt aus der Tasche zog — es war der Inseratentheil des Volksboten — und es unter schandbaren, wilden Flüchen in kleine Stücke riß, die er wüthend an die Erde warf.

— Hol' Euch alle der Teufel! rief er, wie zu seiner allgemeinen Erleichterung in das Treppenhaus hinein. Verdammtes Narrenvolk!

Der Portier fuhr aus seiner Loge heraus.

Da ist wieder einmal einer verrückt geworden. Na, Dalldorf stirbt nicht aus.

Mit diesem tröstlichen Gedanken zog er sich in seine Höhle zurück . . .

Aber auch Radlow duldete es nicht in seinem Zimmer. Morgen wird er Pauline auf der Treppe erwarten, sie um eine kurze Unterredung bitten.

Was er ihr alles sagen wollte, das wälzte er in seinem Sinne. Es hatte sich ja so Unzähliges in seinem Herzen angesammelt.

Lange irrte er durch die abendlichen Straßen, sich Paulinens Bild ausmalend.

Erschöpft trat er in ein Café und forderte ein Glas Bier. Er nahm die nächste Zeitung zur Hand, es war der „Volksbote“. Sein Blick fiel auf eine Einladung an alle werkthätigen Frauen Berlins. Seine Lippe kräuselte sich in die Höhe. Versammlung im „Süddeutschen Hof“, definitive Stellungnahme zur sozialen Frage. Unterzeichnet Fräulein Auguste Rodnitz, Frau Populorum. Die Hanswürste, dachte Radlow. Da stand unten noch ein driter Name, Pauline Elldorfer. Er traute seinen Augen nicht.

Er warf das verhängnißvolle Blatt auf den Tisch. Das seltsame Benehmen Battista's heute Abend fiel ihm ein. Aber nein! Es konnte nicht sein, so hatte Pauline ihn nicht getäuscht. Sie, das feste, ernste, sichere Mädchen sollte mit einem Mal auf das Puppentheater jener Spottversammlungen gegangen

und sich zu den Hanswürsten gesellt haben, die dort vor dem Publikum ihre Capriolen machten! Unmöglich!

Er nahm das Blatt nochmals auf. Er las es sich laut vor, wie, um sich selbst zu kontrolliren. Da stand es immer noch: Auguste Rodnitz, Frau Populorum, Pauline Elldorfer.

Dann stieß er ein bitteres Gelächter aus.

— Also doch so, wie mein Vater sagte, ist es. Art läßt nicht von Art.

Er warf ein Geldstück auf den Tisch und ging.

XXX.

Im türkischen Zelt.

Piefke beschloß, seine Nachforschungen an der Brandstätte selbst zu beginnen.

Er verließ das Bureau schon um die Mittagszeit, ganz beruhigt, daß Niemand ihn dort vermissen werde. Da es just der Tag war, an welchem der Dauerskat in der berühmten Wirthschaft des Vorortes abgehalten wurde, und die Lauenstein'sche Fabrik auf dem Wege dahin lag, wollte er versuchen, seine Skatgenossen zu seiner Begleitung zu gewinnen.

Von den Dreien war einzig Zieten, der Photograph, verheirathet und zwar, wie derselbe mit Bedeutung zu sagen pflegte, sehr. Frau Zieten übte den ihr zufallenden Theil der Ehegerichtsbarkeit mit großer Strenge aus, ja man kann sagen, daß das ganze Eheleben des Photographen in der Selbstvertheidigung gegen das bestand, was er die Ueber=

griffe seiner Frau nannte. Wenn er in dem Bezirksverein, dessen Schriftführer er war, über die Machthaber des Tages sich in dunkeln, aber jedenfalls sehr ungünstigen Anspielungen erging, meinte er vor allem seine Frau.

Zieten hatte eine kleine Wohnung im Erdgeschoß inne. Eine Wohnung mit einem Atelier zu nehmen, wohin Frau Zieten beständig drängte, lehnte er mit Hartnäckigkeit ab. Zieten behauptete, an Schwindel zu leiden, und wer hätte ihm das Gegentheil beweisen können? Seine Frau gab das zu, aber allerdings im figürlichen Sinne. Sie behauptete, daß sein Wunsch, sich der häuslichen Aufsicht zu entziehen, und ihres Gatten Neigung zum herumstreichenden Leben sich hinter jenem Vorwand verberge. Die Lebensgewohnheiten des Photographen machten es ihm jedenfalls schwierig, mitternächtliche Treppen zu erklimmen, und so mußte sich Frau Zieten entschließen, wenn sie ihren Mann überhaupt Nachts zu Hause haben wollte, auf den fünften Stock mit dem Atelier zu verzichten.

Nach welchen Grundsätzen Zieten seine Einnahmen zwischen den Ansprüchen seiner Familie und dem Selbsterhaltungstrieb vertheilte, darüber pflegte er sich nicht auszusprechen. Aus seinen Andeutungen konnte man entnehmen, daß er dies den Kampf um's Dasein nannte. Zieten verwandte ein ständiges Nachdenken

darauf, die Gelder, die er zu seinem Privatgebrauch bestimmt hatte, vor seiner Gattin zu verbergen. Doch mit überlegenem Scharfsinn wußte Frau Zieten diese Schlupfwinkel auszukunden. Eines Nachts war er heimgekehrt, einen Zwanzigmarkschein im Hutfutter versteckt. Aber mit Entsetzen mußte er gewahren, wie seine Frau kaltblütig den Hut von dem Haken nahm, das Futter umkrempelte und den Zwanzigmarkschein herausnahm, den sie in ihrem Spind verschloß. Das geht ja über Cumberland, den Gedankenleser, hatte Zieten seufzend gesagt. Vielleicht hatte ihn ein flüchtiger Blick auf den Hut an der Wand verrathen.

Dann aber eilte Zieten zum Klavier und gab seinen Empfindungen in wilden Phantasien Ausdruck. Seine nächtlichen Klavierausbrüche waren in der ganzen Nachbarschaft berüchtigt.

Nur vorsichtig nahte sich Piefke dem Quartier des Photographen; denn für die Skatbrüder ihres Mannes hielt Frau Zieten stets eine Reihe ausgesuchter Redensarten bereit, die sich mehr durch Deutlichkeit, als durch Höflichkeit auszeichneten.

An der Hausthür stand Zieten's kleiner Junge mit einem Blasrohr, durch das er Hunden und sonstigen Vorübergehenden kleine Lehmkugeln kunstgerecht versetzte.

— Ist Dein Papa zu Hause, mein Söhnchen? frug er im Flötenton.

Zieten junior gönnte Piefken eine halbe Kopfdrehung. Dann rief er mit Betonung: Mama sagt, Papa sei schon mit den anderen Lumpen fortgegangen!

Sprach's und verschwand in der Hausthür. Entrüstet begab sich Piefke auf den Rückzug. Da, ein Klatsch, sein ehrwürdiger Cylinder that einen Ruck nach vorwärts, eine Lehmkugel von Zieten junior's Blasrohr hatte dort aufgeschlagen und saß nun auf dem Hutband wie eine umgekehrt getragene Kokarde.

So wandte Piefke seine Schritte der Wohnstätte Langhahn's, des Berichterstatters, zu. In seinen Berichten rügte Langhahn sehr häufig, zu zehn Pfennig die Zeile, den zunehmenden Leichtsinn unserer Tage, so daß manche Redakteure der Zeitungen, an welche die Berichte gingen, den Leichtsinn regelmäßig herausstrichen. Für die Leichtsinnigsten hielt Langhahn zweifellos diejenigen, die ihm geborgt hatten und borgten, ein Gebrauch, den er vielfach zum Gegenstand seines Nachdenkens gemacht hatte und der nach seiner Ansicht mit vielen Schwächen der heutigen Civilisation versöhnend wirken mußte. Langhahn's Einnahmen wechselten je nach der Zahl der Unglücksfälle und Leichenbegängnisse, die seiner Feder verfielen, sie erreichten manchmal hohe Beträge und blieben dann wieder unter dem Nullpunkt. Einem bedrängten Kollegen auszuhelfen oder eine Schaar lustiger Ge-

sellen um Mitternacht mit Champagner zu bewirthen, war Langhahn stets bereit, wenn er Geld hatte oder geborgt erhielt, was ihm wirthschaftlich gleichbedeutend schien. Aber Schulden bezahlen, das schien ihm unter den von ihm so häufig gerügten Leichtsinn unserer Tage zu gehören. Er lehnte es ab.

Kein Wunder, daß Langhahn eine Anzahl von Gerichtsvollziehern auf den Fersen hatte, die ihn mit ihrer Zudringlichkeit, wie er sich ausdrückte, behelligten. Namentlich war es die klagende, leichenbitterähnliche Miene eines derselben, die ihn bis in seine Träume verfolgte. Ihm war es dann, als hätten die so oft von ihm beschriebenen hochstämmigen Blattpflanzen sich endlich auch um ihn selbst aufgestellt, als hätte ein Trauergefolge von Gerichtsvollziehern sich um seinen Sarg versammelt. Unter den Gegenwärtigen bemerkte man namentlich, rief er im Traume, den Gerichtsvollzieher Kläglich. Und er erwachte in Angstschweiß gebadet.

Langhahn's Wohnstätte war nach strategischen Gesichtspunkten ausgewählt, wer nicht ganz bestimmte Anhaltspunkte hatte, konnte sie nicht finden. Jedenfalls war sie, wie er mit Befriedigung erzählte, sturmfest. War man bis zum fünften Stock hinaufgestiegen, so sah man die Treppe vor einer Glasthür enden, hinter der drei ältere Damen wohnten, die taub waren und sich nie um das Klingeln kümmerten, wenn

es auch so laut und anhaltend gewesen war, wie ein elektrisches Läutwerk im Bahnhof. Nur die Scharfsichtigsten bemerkten, daß oberhalb des letzten Treppenabsatzes noch eine Fallthür war, die sich nur von Innen öffnete. Es war der Triumph von Langhahn's turnerischer Leistungsfähigkeit, daß er von dem Treppengeländer aus mit Zuziehung eines auf dem Treppenabsatz stehenden Spindes die Fallthür erreichen, aufdrängen und dahinter verschwinden konnte. Die Leiter, die zur Vermittelung diente, war für das Aufsteigen meistbegünstigter Freunde und für den Gebrauch bei Nacht in Reserve.

Piefke machte sich bemerklich, indem er in gewissen taktmäßigen Stößen mit dem Stock wider die Fallthüre schlug. Auch wurde nach einiger Zeit das Signal erkannt, die Fallthüre öffnete sich und die Leiter stieg langsam herab. Dann verschwand Piefke hinter der Fallthür, die Leiter folgte ihm nach. Wieder war das Haus an der Thür der drei tauben Damen zu Ende. Und wieder hätte jeder, der etwa mit einer Rechnung nach Herrn Langhahn gesucht, an der Möglichkeit der Ueberreichung verzweifelnd Kehrt gemacht.

Hier auf dem Speicher bewohnte Langhahn eine Flucht von zwei Kammern, die ihm der Hausherr aus Achtung für die Journalistik im Allgemeinen und in besonderer Anerkennung der werthvollen politischen

Aufklärungen, die ihm Langhahn ertheilte, kostenfrei überlassen hatte. Hier kannte Langhahn weder Polizeibureau mit Meldezettel, noch irgend eine Steuerbehörde, selbst der Volkszählung wußte er sich zu entziehen und das deutsche Reich hat somit immer noch einen Einwohner mehr, als bei Bekanntmachung des Ergebnisses angegeben wird, worauf Statistiker hiermit ausdrücklich aufmerksam gemacht sein sollen.

Der Raum, der als Wohnzimmer, Speisesaal und Studirgemach diente, wurde von Langhahn's Freunden und diesem selbst als das türkische Zelt bezeichnet. Es verdiente auch diesen Namen mit Rücksicht auf eine Anzahl alter Teppiche, die gegen die Einflüsse der Witterung an den Wänden aufgehangen waren, und auf den dicken, grellrothen Teppich, der aus dem Magazin eines vertrauensseligen Kaufmanns eines Tages auf dem letzten Treppenabsatz anlangte und dann sammt der unbezahlten Rechnung hinter der Fallthür auf ewig verschwand.

Als Piefke Langhahn in das türkische Zelt gefolgt war, fand er auf dem Teppich schon in orientalischer Zwanglosigkeit ausgestreckt Zieten, den Photographen, dem es offenbar diesmal gelungen war, seinen Schwindel zu betrügen. Er war mit einem auf einem hölzernen Schemel ausgebreiteten Frühstück beschäftigt, das allerdings mit dem Orient wenig zu

thun hatte und dessen wesentliche Bestandtheile in Häringe, Käse und Kümmel zerfielen. Piefke warf einen kurzen Blick auf dieses Mahl und zuckte die Achseln. Er hatte anderes erwartet.

— Stille Zeit, sagte Langhahn entschuldigend, eine geradezu haarsträubende Gesundheit ist ausgebrochen. Unsere verdientesten Mitbürger klammern sich an das Leben, ganz gleichgültig, ob wir dabei verhungern oder nicht. Seit acht Tagen nicht der mindeste Mord. Die Cigarren aber sind empfehlenswerth, sie müssen das neue Geschäft an der Ecke sehr viel Geld kosten. Der wachsende Leichtsinn . . .

— Die Klage ist berechtigt — unterbrach Piefke, indem er die Cigarre anbrannte — aber die Cigarre ist gut. Und nun zur Sache, denn Ihr könnt Euch denken, daß ich nicht um kleine Dinge schon um die Mittagszeit mein Geschäft verlasse.

— Du hast Dich wohl in der Einsamkeit gefürchtet? sagte Langhahn.

— Spotte nur, wir haben jetzt eine Sache, die uns weit führen wird. Eine geheimnißvolle Brandstiftung, Ihr wißt ja, an jenem Morgen. Die Zeitungen werden davon reden.

— Drei Zeilen, sagte Langhahn verächtlich, und der arme Sünder sechs Jahr Zuchthaus. Ein schöner Triumph das.

XXXI.

Der Auszug des Kleeblattes.

Während der Photograph noch immer mit dem Frühstück beschäftigt war, unternahm es Piefke, Langhahn von der Bedeutung des Falles des Oberstolzen für die Presse zu überzeugen. Vergeblich!

— Piefke, sagte Langhahn in dem getragenen Tone, den er sich durch gewohnheitsmäßige Betheiligung bei der Beerdigung verdienter Mitbürger angewöhnt hatte — Du willst Deinem Brodherrn Reklame machen, das ist edel. Aber Deine Wege sind nicht meine Wege. Wie der Prediger sagte, als wir den berühmten Schlächtermeister beerdigten: betrachten wir den verehrten Todten nun auch von der anderen Seite — das Publikum . . .

— Das Publikum! rief Piefke giftig, der große dumme Wallfisch, der nach jeder Tonne schnappt, die Ihr ihm zuwerft.

— Oho! fuhr Langhahn auf. Kommst Du mir so, Du Streusandbüchsenschwinger willst Dich mit einem Reporter auflegen? Ich aber sage Dir mit dem Prediger, als wir den Leiter der Kaminfegerzeitung begruben: die Obrigkeit führt das Schwert nicht umsonst und die Presse nicht umsonst die Feder . . .

— Ich weiß, unterbrach Piefke — zu zehn Pfennig die Zeile, durchgeschrieben fünf — das ist einträglich aber verdummend, und wo es einen Selbstdenker erfordert, um ein Geheimniß zu entwirren — da kommt er mit den abgelegten Citronen von seinen Reklameleichen!

— Brüder, sagte der Photograph, indem er einen letzten Bissen hinabschob, ich bitte, keinen Streit — den habe ich auch zu Hause. Piefke hat Recht — ausnahmweise sage ich — die Sache ist geheimnißvoll — der Weidenstumpf trägt einen Menschenkopf. Meine Photographie weist es aus. Oder meint Ihr vielleicht, daß das alle Tage vorkommt?

— Sehr richtig, sagte Piefke. Wo ein Kopf ist, ist auch ein Mensch, wo ein Mensch ist, ist Verdacht. Wo Verdacht ist, ist auch ein Fragezeichen. Bedenkt, welchen Eindruck es auf die Geschworenen machen muß, wenn Radlow etwa sagt: Meine Herren Geschworenen, kann der Herr Staatsanwalt, der über Alles so

sichere Auskunft giebt, Ihnen sagen, wer in dem Weidenstumpf gesteckt und was er dort gethan hat?

— Spazieren ist er wohl nicht darin gegangen, sagte Langhahn. Doch wer ist denn der Kerl, Zieten?

— Gesehen hab' ich das Gesicht schon irgendwo, ein wildes, hämisches Gesicht, sagte der Photograph.

— Kein Wort darüber, um Gotteswillen, sagte Piefke, den Schlag müssen wir uns für zuletzt aufheben. Und dann habe ich meinen Verdacht. Die Hauptsache ist, das Fragezeichen richtig zu setzen. Dann kann kein Geschworener widerstehen. Und dann das abgeklapperte alte Wort, das sie auch immer im Munde führen . . .

— Wo ist die Frau — erläuterte Langhahn.

— Ganz richtig. Ihr erinnert Euch des schönen Mädchens, das dem Oberstolzen auf der Brandstätte so einen Vorhalt machte. Anna Henner heißt sie, die Schwester des Verwalters. Es ist sonnenklar, sie hat ein Verhältniß mit ihm gehabt, und jetzt erzählt die ganze Nachbarschaft, daß Schupke, der alte Narr, sie heirathen will.

— Was hat denn das mit der Sache zu thun? frug der Photograph.

— Kennst Du Dich schlecht in Gerichtssachen, sagte Piefke. Das nennt man einen verdächtigen Umstand, der beweist nichts und alles, wie man

will. Schupke will ihm die Braut wegschnappen — also

— Nun also? frugen die Beiden gespannt.

— Die ganze Kunst ist, irgendwo einzuhaken, erklärte Piefke belehrend, habe ich einen Haken geschlagen, so gehe ich an der Strippe weiter und auf einmal steck' ich im Geheimniß drin. Zwei Punkte haben wir schon, den Kopf auf dem Weidenstumpf und Schupke's Heirathsplan. Und ich müßte nicht Piefke sein, bekomme ich den Rest nicht heraus.

— Du kennst Schupke? warf Langhahn ein.

— Ob ich ihn kenne! Haben wir doch in einer Schule gesessen. Er war der faulste, frechste, dümmste von uns allen — und ich leider der Stolz der Schule.

— Leider? frug der Photograph.

— Ja leider. Meine Talente haben mich ruinirt, meine Kunst hat mich zu Grunde gerichtet.

— Was für eine Kunst? frug der Photograph hochmüthig.

— Die Schreibekunst — ich hatte die schönste Handschrift in der Abtheilung, und als ich eingesegnet war, that man mich auf das Bureau. Schupke schwatzte uns weiße Mäuse und sonstigen Trödel auf, dann handelte er mit Würstchen, mit Cigarren, was weiß ich, mit was Alles — und jetzt ist er Hausbesitzer und ich, ich bin . . .

— Piefke! rief der Berichterstatter, Piefke bist und bleibst Du!

— Ja, Piefke bin ich! rief der Schreiber mit Schwung. Aber die Weltgeschichte hat ihr letztes Wort über uns noch nicht gesprochen. Wenn ich Euch zeigen könnte, wie dieser Schupke sich vor mir spreizt und großthut und mich mit Herablassung behandelt, Ihr würdet mich verstehen.

Er spuckte giftig aus.

— Und jetzt fassen wir an. Ihr geht mit nach der Fabrik, wir befragen den Weidenstumpf und betrachten das Mädchen.

Die Beiden stimmten zu. Die Leiter wurde herabgelassen, Piefke und Zieten kletterten herunter, dann zog Langhahn die Leiter wieder herauf. Mit einem kühnen Satz folgte er den Genossen, die Fallthür hinter sich zuschlagend.

Harmlos und sauber gekehrt lag der oberste Treppenabsatz wieder da und die tauben Fräuleins mit ihrem Läutwerk gaben wieder der Situation den letzten Abschluß.

XXXII.

Im Schatten des Bahnhofs.

Nahe beim Stettiner Bahnhof liegt das Hotel zum Obotriten. Es ist im ersten und zweiten Stockwerk eines Miethhauses untergebracht, das, trotzdem es vergleichsweise neu ist, doch schon recht verfallen aussieht. Im Erdgeschoß befindet sich eine Anzahl kleiner Läden, die Ecke nach der kleinen Seitenstraße nimmt eine Destillation ein. In den oberen Stockwerken haben ein Zahnarzt und eine Damenschneiderin ihre Stätte; im Hinterhause arbeitet die Cigarrenfabrik, welche die echten Havannahs herstellt, die im Laden an der Straße verkauft werden. Bis tief in die Nacht hinein steht das große Hofthor offen. Kein Portier beobachtet die Ein- und Ausgehenden. Die abgetretene Treppe liegt frei und ohne Abschluß zu Jedermanns Gebrauch da. Der Gedanke an Behaglichkeit wird Niemandem kommen, der in dieses

Hotel eintritt; gewöhnlich wird es von Reisenden benutzt, die rasch vom Bahnhof ins Quartier und von diesem wieder in den Zug kommen wollen. Doch auch für solche, welche wünschen, in dem großen Berlin zu verschwinden, ist es wie gemacht. Denn es ist ein ewiges Gehen und Kommen von Menschen aller Art und jeden Aussehens. Und was für Gestalten speit Tag für Tag der Bahnhof aus! Hier aber ist man an alle Erscheinungen gewöhnt und keine ist so besonders, daß sie an dieser Stelle noch auffiele.

Auf der Straße fluthet die Menge, kreuzen sich die Omnibusse, klingeln die Pferdebahnen. Der große Platz vor dem Bahnhof aber wechselt unausgesetzt in seinem Ansehen. Manchmal liegt er vollständig öde und verlassen da, so still, daß wer ihn überschreitet, seinen Schritt hallen hört. Etwas unförmliches, wüstes, häßliches liegt über dem Platz und seiner Umgebung. Der großen Bahnhofshalle hat ihr Erbauer vergebens gestrebt, etwas Ebenmaß und Schönheit zu geben, wie in Verzweiflung über den vergeblichen Versuch hat er ihr schließlich zwei kleine Thürme wie ein paar gestutzte Ohren angeheftet. Die Bahnhofshalle aber ist die Lunge dieser Gegend; wenn sie zu arbeiten beginnt, Züge an sich zieht oder sie ausstößt, dann wird der eben noch so stille Platz laut und geschäftig von Wagen und Menschen,

Droschke an Droschke, ein Durcheinanderrennen von Kofferträgern und Reisenden, die nach einem Gefährt rufen.

In dem Hotel zum Obotriten ist die Gräfin Sereschin abgestiegen, sie kennt die Gelegenheit schon von früherer Zeit. Den Wirth freilich hat sie nie gesehen, er vermeidet es, sich seinen Gästen zu zeigen, grundsätzlich will er von diesen, ihrem Thun und Treiben so wenig wie möglich wissen. Hier werden keine Fragen an die Gäste gestellt, der Hausdiener erscheint nur auf ausdrücklichen Wunsch, und es ist darauf gerechnet, daß er nicht allzuviel in Anspruch genommen wird. Dagegen stehen den Gästen Schlüssel zu den Hauseingängen bereitwillig zur Verfügung, zu dem großen Hauptthor und dem Nebeneingang in der stillen Straße.

In dem ersten Stock des Hotels bewohnt die Gräfin eine Reihe von Zimmern; in der Mitte ein Salon und ein Speisezimmer, rechts von diesen das Schlafzimmer für die Gräfin und links das für ihren kranken Sohn, das dicht an der Treppe zum Nebeneingang liegt. Alles sieht schäbig und verschossen aus, im Salon ist der Versuch gemacht, durch unechte Vergoldung und falschen Sammt den Eindruck von Glanz hervorzubringen, aber nur um so verwahrloster ist der Anblick. Dort finden wir auch Mordtwein, der, das Gesicht verbunden, auf einem

Ruhebett liegt. Er hat mit der Krankheit gespielt, diese aber hat es doch etwas ernster genommen und hat ihre Hand wenigstens mit allerhand Reißen und Zwicken auf Mordtwein gelegt. Er fühlt sich sehr unbehaglich. Ja, dem Manne ist ungemein kläglich zu Muthe, nur ist schwer zu sagen, ob es mehr körperlicher, oder mehr geistiger Katzenjammer ist, der über ihm liegt. Wie konnte er so thöricht sein, den Lockungen der Gräfin nach Berlin zu folgen! Hier in die Höhle des Löwen, wo hunderte von Augen unausgesetzt nach ihm und seines Gleichen ausschauen! Vergebens hat ihm die Gräfin versichert, der Löwe sei fernsichtig und sehe am wenigsten, was zu seinen Füßen vorgeht. Jeder Fußtritt auf der Treppe läßt den Mann zusammenfahren und übersetzt sich bei ihm in ein nervöses Zittern.

Einen seltsamen Zauber hat die Gräfin um ihn geworfen und ihr Spiel, indem sie ihn bald heranzieht, bald wieder spöttisch zurückstößt, bringt ihn schier zur Verzweiflung. Manchmal weiß er nicht, ob er sie mehr liebt, oder mehr haßt und fürchtet. Wenn sie ihn aber gar verriethe; wenn sie einen Anderen bevorzugte, nachdem er so Viel, nachdem er Alles für sie gewagt! Der Gedanke greift ihm an das Herz, er packt ihn nicht minder an seiner Furcht, an seiner Eifersucht als an seiner unermeßlichen Eitelkeit und treibt ihm die Röthe in die Wangen.

Verrathen! Verhöhnt! Wenn es wäre — er würde sich furchtbar rächen. Denn er ist gefährlich wie das Raubthier. Rächen um jeden Preis. Aber warum sollte es denn sein? Wenn die Gräfin bei ihm weilt, ist sie eine aufmerksame Pflegerin — vielleicht zu aufmerksam und zu liebevoll für die Beobachtungen des mißtrauischen Mannes.

Mordtwein hatte volle Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen, denn die Gräfin hat so viel in Berlin zu besorgen, daß sie nur wenig Zeit für ihn übrig hat. Die Verbindung mit den Berliner Genossen muß vorsichtig aufgenommen werden. Elldorfer freilich ist benachrichtigt. Aber wo bleibt er denn? Auch das vermehrt Mordtwein's Ungeduld. Dafür hat sich ein Herr bei der Gräfin eingefunden — er hat gehört, wie sie sich im Nebenzimmer unterhielten — in einer Sprache, die er nicht verstand — war es russisch? Die Gräfin spricht alle Sprachen. Manchmal glaubt er schon seinen eigenen Namen herauszuhören, begleitet von einem eigenen Gelächter der Gräfin. Es sei der Arzt, den sie konsultire, ein alter Bekannter und halber Landsmann, Osman Jussuf Bey, hat sie ihm gesagt. Ein Arzt mit türkischem Namen in Berlin! und lacht man so mit einem Arzt? Dieser Osman Jussuf Bey wird ihm sehr verdächtig. Den Verkehr wird er nicht dulden. Er will aufstehen — da gerade fühlt er ein Reißen

in den Gliedern und ächzend wirft er sich auf das Ruhebett zurück.

Die Gräfin trat herein.

Mit der schön behandschuhten Hand fuhr sie dem Kranken über die Wange.

— Armer Junge, sagte sie mit sanftem Ausdruck. Mama muß wieder ausgehen, muß Johnny allein lassen.

Mordtwein warf ihr einen langen Blick zu. In diesem Augenblick sah sie wirklich verführerisch aus. Der knappe Sammetmantel mit Pelzbesatz hob die schlanke und doch volle Figur hervor. Ein kleiner Hut war mit unbeschreiblicher Anmuth auf die dichten weißen Locken gesetzt und gab ihr etwas durchaus Jugendliches. Der kleine Schleier, der über das Gesicht gezogen war, milderte die Härte des Blickes und die Schärfe der Züge.

— Bleiben Sie, Fatme, bat Mordtwein.

— Geht nicht, ich muß — die Sache fordert es.

— Damit fangen Sie mich nicht, sagte Mordtwein. Sie wollen nicht bleiben. Sie unterhalten sich anderweit besser als bei einem Kranken. Das war nicht der Mühe werth mich über das Wasser hierherzuziehen, um mich in diesem verdammten Loche vor Aerger und Langeweile verkommen zu lassen. Und gedenken Sie allein auszugehen?

— Osman Jussuf wird mich begleiten.

— Osman Jussuf! Also für ihn haben Sie sich so schön gemacht. Gräfin, Sie treiben Ihr Spiel mit mir. Ich sage Ihnen nochmals, hüten Sie sich.

Die Gräfin lachte, daß die spitzen Zähne blinkten.

— Eifersüchtig sind Sie! Das könnte einer alten Frau schmeicheln, wenn es nicht zu dumm wäre. Auf meinen alten Doktor! Ich kann doch nicht allein in Berlin herumgehen. Ich sehe nicht aus wie die andern — das ist schon fatal genug. Vielleicht wenn ich eine Dame fände, die mich begleitete, wäre das besser — ich sehe das ein — wir werden danach suchen — so beruhige Dich, mein Junge. Sei lieb und auf baldiges Wiedersehen....

Damit verschwand sie. Mordtwein's Augen folgten ihr mit finsterem Ausdruck. Dann schlüpfte er ihr nach und sah durch die geöffnete Thürspalte einen stattlichen Herrn mit spitzgedrehtem Schnurrbart in ausgesprochen modischer Kleidung, Arm in Arm mit der Gräfin die Treppe hinuntergehen.

Und wieder hörte er das Lachen, das, aus dem Nebenzimmer tönend, ihn schon so betroffen gemacht hatte.

— Ah! rief er, nach dem Ruhebett zurückschleichend. Also das ist der alte Doktor! O Schlange! . . .

Auf der Straße winkte der Herr einer Droschke.

— Restaurant Hiller, Unter den Linden! rief er dem Kutscher zu.

Und die Droschke rollte von dannen.

XXXIII.

Zwei Führer.

An der Thür, die vom Eingang in der Seitenstraße heraufführte, ließ sich ein Klopfen hören. Mordtwein horchte auf. Dreimal wiederholte es sich in einem eigenen Takt, der sich bei jeder Wiederholung verlangsamte. Dann noch ein Schlag. Kein Zweifel mehr. Es war das Zeichen, unter dem Mordtwein sich mit den Berliner Genossen verständigen sollte. Er schob den Nachriegel der Thür zurück, öffnete das doppelt zugedrehte Schloß.

Vor der Thüre stand ein Dienstmann, den Rockkragen hinaufgeschlagen, die rothe Ledermütze tief in den Kopf gezogen, seltsam, daß sie auch die Nummer 125 trug. Er hielt einen großen Karton mit Ledertuchüberzug in den Armen; auf dem Karton stand die Firma des leitenden Modewaarengeschäfts

in großen Buchstaben zu lesen. Hinter dem Karton heraus frug eine tiefe Stimme:

— Gräfin Sereschin aus Kopenhagen?

— Stimmt! sagte Mordtwein, den Dienstmann heranwinkend.

Dieser folgte in das Zimmer, warf den Karton zur Seite . . .

Elldorfer und Mordtwein standen sich gegenüber.

Zwei Feinde der menschlichen Gesellschaft, wie man sie gefährlicher vergeblich suchen würde.

Mißtrauisch maßen sich beide mit ihren Blicken, sie hatten sich lange nicht gesehen, gemocht hatten sie sich nie und sich immer mehr gemieden, als gesucht. Auf zu verschiedenem Weg waren sie zu dem furchtbaren Bunde gekommen, dem Beide angehörten. Den einen hatten Haß und Verbitterung, den anderen Eitelkeit und Genußsucht dem Verbrecherbunde in die Arme geführt. Der Zwang des Bundes hielt sie zusammen, aber die Geringschätzung und das Mißtrauen, die sie gegenseitig erfüllten, gaben sie sich keine Mühe zu verbergen.

— Du hast keine Eile gehabt, dem Beschluß des Bundes zu folgen, ich erwarte Dich schon den zweiten Tag, sagte Mordtwein.

— Der Bund unterstellt mich Deinem Befehl, aber nicht Deiner Schulmeisterei, antwortete Elldorfer

kurz. Ich kam, sobald es ging, ohne den Blauen in die Arme zu laufen. Was soll's weiter?

Mordtwein erkannte, daß er Elldorfer anders greifen müsse.

— Wozu uns streiten, Kamerad! rief er. Komm hier herein! Hier ist Besseres.

Er zog Elldorfer in den Salon und zündete die Gasflamme über dem Tisch an. Ein zerknittertes Zeitungspapier war über denselben ausgebreitet, darauf stand eine Büchse mit Kaviar und eine angebrochene Champagnerflasche.

— Greif zu! rief Mordtwein.

— Brauche das nicht, war die verdrossene Antwort.

— Wie Du willst, jeder nach seinem Geschmack. Dies ist der meine.

Damit goß Mordtwein sich ein Bierglas voll Champagner und leerte es mit einem Zug.

Er trug, wie Elldorfer jetzt sah, einen rothseidenen Schlafrock, gestickte Beinkleider und hatte einen türkischen Shawl um Kopf und Hals gewunden.

— Hanswurst, murmelte Elldorfer vor sich hin. Laut aber wiederholte er noch finsterer seine Frage:

— Was soll's weiter?

— Hast Du es so eilig?

— Der Spruch des Bundes verurtheilt den

Direktor von *** zum Tode. Ich komme, den Spruch zu vollziehen.

— Du? rief Elldorfer. Mann gegen Mann? Auge in Auge? Und seine Augen leuchteten katzenartig.

— Wäre zwecklos und unsicher. Wir machen das auf der Eisenbahn ab, das kann nicht fehlen. Der Köder ist schon gelegt, um den Direktor nach ***** zu locken. „Wann fällt der schwarze Schleier?“ — das Inserat habe ich in das Kreisblatt setzen lassen. Der Direktor zerbricht sich den Kopf, was es bedeutet. Wir können es ihm sagen. Der schwarze Schleier fällt über ihn.

— Auf der Eisenbahn, sagst Du? Und eine Frau ist bei dem Plan? Du wohnst mit ihr?

— Die Sereschin, verschlagen und zuverlässig. Warum fragst Du?

— Wo die Frau dabei ist, ist das Unglück dabei. Frauengeschwätz hat mich in's Zuchthaus gebracht. Ist sie jung?

— Eher vierzig als dreißig.

— Die gefährlichste Zeit bei ihresgleichen. Dann häuten sich die Schlangen zum dritten Mal. Ich traue nicht.

— Hast Du Furcht?

— Hanswurst Du! sagte Elldorfer und diesmal laut.

Mordtwein zuckte die Achseln.

— Ich habe die Leitung, Du gehorchst? Ist's nicht so oder begehrst Du auf?

Elldorfer trat an's Fenster. Der elektrische Schein aus der erleuchteten Bahnhofshalle fiel blendend auf den Platz. Eben war ein Zug angekommen und die Halle entleerte sich von den Reisenden. Wenn sie, aus dem Dunkel kommend, die Stelle passirten, auf welche das elektrische Licht fiel, konnte man ihre Züge genau erkennen, dann tauchten sie in dem großen Dunkel unter. Elldorfer musterte unwillkürlich den Zug. Leute jeden Alters und jeden Standes durch einander. Sein Blick haftete auf einem Mädchen aus dem Volk, das sorgfältig bemüht war, ein altes Mütterchen zu geleiten. Pauline fiel ihm ein — er hatte eine unbezwingliche Sehnsucht nach ihr empfunden und sie zu sich bestellt. Hierher — sie sollte bald kommen. Und wie Elldorfer das Mädchen im Dunkel wieder verschwinden sah, hatte er eine sonderbare Empfindung.

— Ein Eisenbahnattentat planst Du? sagte er. So weit es den Direktor trifft, gut. Aber die Anderen!

— Die Anderen? höhnte Mordtwein, was gehen sie Dich an? Was mich? Elldorfer wird gefühlvoll. Du kannst ja eine Messe für die Gebliebenen lesen lassen oder einen Nachruf in das Blättchen setzen. Ich habe die Leitung und Du gehorchst.

— Wenn die Sache ausgeführt wird, wenn ich sie ausführen soll, ist meines Bleibens nicht mehr hier. Wie soll ich entkommen?

Nicht lange, und man hörte Fußtritte auf der Treppe.

— Wenn das Deine Sorge ist, so sollst Du erkennen, wozu eine Frau, wie die Sereschin, in einer solchen Sache gut ist. Sie kann Dich über die Grenze bringen als ihren Bedienten, meinetwegen als ihren gräflichen Mann. Die Stelle des Sohnes ist schon vergeben, das bin ich.

— Ein Mädchen ist in meiner Gesellschaft.

— Du mit einem Mädchen? Das wäre. Ist sie hübsch?

— Keine Scherze — es ist meine Tochter.

— Du eine Tochter? Wie sich das trifft. Die zarte Jugend der Gräfin verlangt eine Begleiterin, eine Beschützerin. Wir werden Osman Jussuf Bey entbehren können — jedenfalls kann ich ihn überwachen.

— Und wo ist sie, Deine Tochter? fuhr er rasch fort.

— Ich erwarte sie hier. Ein Streichholz, am Fenster entzündet, soll das Signal sein, daß sie kommen kann. Darf ich es geben?

Ohne Mordtwein's Antwort abzuwarten, ließ er das Streichholz am Fenster aufflammen.

XXXIV.

Schupke und Sohn.

Die Liebe wurde bekanntlich von den alten Heiden als ein Knabe vorgestellt, der bis über die Ohren in Schalkheit und Muthwillen steckt und der seinem Lebensalter nach Herren in gewissen Stellungen, Kandidaten zum Stadtverordneten, Hausbesitzer, nur mit einer gewissen Ehrerbietung zu behandeln hätte. Doch was frägt der kleine Schalk darnach, dieser Max und Moritz des Alterthums. Er hatte gewiß spöttisch gelacht, als er seinen Pfeil nach dem Herzen Schupke's entsandte. Aber der Pfeil saß nichtsdestoweniger; zuerst hatte Schupke ein wenig daran herumgezerrt. Jetzt aber war er fest überzeugt, daß nur die schönen Hände Anna Henner's die ihm geschlagene Wunde heilen können.

Und so war wirklich wahr, was Piefke seinen Skatbrüdern eröffnet hatte. Schupke hatte den Ent=

schluß kundgegeben, Anna Henner zur Hausbesitzersgattin in der Rosenthalerstraße zu erheben. Er rechnete dabei nicht so sehr auf die Neigung des Mädchens, das findet sich schon, dachte er, wenn sie erst einmal in den Plüschmöbeln meines ersten Stockes sitzt — aber an dem Bruder dachte er eine sichere Unterstützung zu haben und zwar jetzt mehr wie je. Und darin hatte er sich nicht getäuscht. Henner nahm die Eröffnungen, die ihm Schupke machte, mit großer Befriedigung auf. Er litt noch unter den Verletzungen vom Brand her und sah, in den düsteren Novembertagen die Brandstätte immer vor Augen, recht düster in die Zukunft. An die Heirath Anna's mit Schupke aber knüpften sich für ihn sehr ansprechende Bilder. Er sah die Fabrik neu aufgebaut, sich dauernd an ihrer Spitze. Und dabei sollte Anna ja ihr Glück machen. Anna selbst war allerdings in einem gereizten, ungewöhnlichen Zustand. Meistens hatte sie rothgeweinte Augen, dann saß sie da, starrte in das Leere und gab auf Anreden nicht einmal Antwort. Ihr Lachen war gewaltsam und schlug in Weinen um.

Schon die Nennung des Namens Schupke hatte die Wirkung, Anna in hohem Grade zu erregen. Die Andeutungen, die er von einem bevorstehenden Glücke machte, überhörte sie, und Henner hielt es für gerathen, seine Botschaft einstweilen noch zurückzubehalten. Schupke bat er, sich noch zu gedulden, die Schwester

sei von dem Brand her noch so angegriffen, daß jede Aufregung vermieden werden müsse. Etwas Hysterie, sagte der Arzt — so fügte Henner hinzu — aber das geht vorüber. „Just wie bei meiner Seligen," meinte Schupke, und er beschloß, noch etwas zu warten, dann aber Annen selbst die beglückende Ankündigung zu machen.

Vorbereiten konnte man die Sache immerhin, namentlich mit dem Sohne, der es bequemer fand, außerhalb des väterlichen Hauses zu wohnen, man genirt sich gegenseitig weniger. Und so erhielt Cohen den Auftrag, August Wilhelm Schupke zu einer Besprechung zu berufen; er hatte das in so feierlichen Wendungen ausgeführt, daß August Wilhelm in eiliger Neugier herbeieilte.

— Was ist denn los, Alterchen? rief Schupke junior, auf der Tischecke aufsitzend und die Beine hin und her wiegend.

— Eine wichtige Mittheilung, sagte Schupke, die ich Dir persönlich eröffnen wollte.

— Du willst wohl Dein Testament machen? Hätte nicht so pressirt.

Schupke Vater fuhr auf.

— Verheirathen will ich mich, daß Du es weißt.

— Ist es ein Geschäft? examinirte August Wilhelm, aufmerksam werdend.

— Ein Geschäft? Hm! Ein Geschäft ist es gerade nicht.

— So ist es eine Dummheit, urtheilte der zärtliche Sohn. Und wer ist denn die Glückliche? examinirte er weiter.

— Die Schwester des Verwalters auf der Fabrik, Anna Henner.

— Die große Blondine willst Du heirathen? Ich wette, Du machst Spaß — ich wette drei gegen eins. Gilt es?

— Ich verbitte mir diese Manieren! rief Schupke Vater, sich mehr und mehr erboßend.

— Ich biete Dir eine Wette, drei gegen eins, und Du verbittest Dir diese Manieren!

— Ich heirathe die Anna Henner, dabei bleibt es.

— Keine Aufregung, Papachen. Wir sprechen schon weiter darüber. Aber lachen werde ich doch schon dürfen. Du weißt gar nicht, wie komisch Du Dich ausnimmst — auf Wiedersehen.

Als er die Thür geöffnet hatte, fuhr er gerade wider das Dienstmädchen.

— Hast gehorcht, kleiner Engel? rief er, das erschrockene Mädchen in die Arme nehmend und ihm einen Kuß aufdrückend. Weißt es schon? Papa will heirathen. Wenn Du es einmal weißt, ist es so gut,

als wäre es im Rathhaus angeschlagen. Koch' dem Papa gut — er wird schwach.

Und damit war er zur Thür draußen. August Wilhelm hatte richtig berechnet. Die Nachricht von der Freierei Schupke's brach alsbald auf der Hintertreppe aus, erreichte die oberen Stockwerke und den Grünkramkeller, sprang von dort wie elektrische Funken rechts uud links und über die Straße. Wie hätte die Nachricht Piefken entgehen können, der seinen Tag am Fenster nach der Straße sehend oder auf der Treppe nach dem Massentritt der Klienten horchend zubrachte! Es war nur natürlich, daß er auch dies Ereigniß mit dem Prozeß des Oberstolzen in irgend einen Zusammenhang zu bringen suchte, füllte doch dieser seine ganze Einbildungskraft aus.

Nach einigen Tagen — die Rennen waren just vorbei, erschien August Wilhelm wieder bei seinem Vater.

— Bist Du immer noch willens, Fräulein Henner zu heirathen?

— Willst Du wieder anfangen? sagte Papa Schupke gereizt. Es bleibt dabei.

— Gut. So wollen wir die Sache geschäftlich behandeln. Du siehst ein, wenn eine Stiefmutter in das Haus kommt, die mich vielleicht mit neuen Geschwistern beglückt, muß ich meine Stellung reguliren. Heirathe das Fräulein, vielleicht wird es etwas fideler

hier im Hause. Ich gebe meine Einwilligung unter einer Bedingung.

— Deine Einwilligung? frug Schupke erstaunt.

— Meine Einwilligung, so sagte ich. Du hast ein großes Unternehmen vor, erzählt hast Du mir nichts davon, aber ich weiß es. Ich habe es von meinen Sportsfreunden im Café Königshof hören müssen. Die wissen Alles, aber ich sage Dir, geradezu Alles. Leute, auf allen Kanten gerieben, die durch ein Brett sehen. Auf fünfzig Meilen in der Runde die ausgesuchteste Gesellschaft; alles Direktoren, Gutsbesitzer, Offiziere . . .

— gewesen, schaltete Schupke Vater ein.

— Laß sie sein, was sie sind. Dir sind sie jedenfalls über. Verflucht schlauer Fuchs, Ihr Papa, sagte mir der alte Retzenow — macht jetzt großen Schlag mit Siewert's Terrain. Muß doch schon lange todt sein, mein alter Regimentskamerad, bei dem ist nie ein Thaler warm geworden, geschweige so ein Millionenterrain, schuldet mir noch die letzte Wette, ehe er mit der kleinen Miller durchging. Den Betrag erhalte ich doch von Ihrem Papa?

— Unsinn! rief Schupke Vater betreten.

— Natürlich ist es Unsinn, so ein neidiges Gerede, die reine Geldschneiderei. Versteh' mich recht, Papachen. Auf solche Gedanken kommen nur die verfluchtesten Kerle — meine Freunde! — und wenn

ich bei einem Geschäft bin, so ist es ehrlich, in ihren Augen natürlich. Ich glaube, es ist richtig, Du läßt mich an das Geschäft heran.

— Es ist eine Schande, rief Schupke, wenn man einmal die Polizei braucht, ist sie nirgends zu finden. Wie kann sie es dulden, daß man ehrlichen Bürgern solche Fallen stellt? Und mein Sohn, mein eigenes Fleisch und Blut — Du, stellst Dich gegen mich — hab' ich Dich deshalb aufgezogen? — Ach! eine Schlange habe ich an meinem Busen genährt. Aber mich schüchtert Ihr nicht ein! rief Schupke.

— Willst Du das nicht lieber Retzenow alles persönlich sagen? — ich glaube, er ist schon unterwegs hierher. Wünsche schon lange die Bekanntschaft Ihres Papa's zu erneuern, meinte er. Er kennt Dich noch von den Sterbetagen des alten Siewert her und wenn er an das Geschichtenerzählen kommt — darin ist er merkwürdig, da stellt sich das ganze Café um ihn herum und hört zu. Es ist doch vielleicht besser, wir machen die Sache gemüthlich ab.

— Wenn es sein muß, sagte Schupke, so will ich mir die Sache überlegen.

— Schön. Du bist ein vernünftiger Kerl, Papa. Ich glaube, wir werden noch ganz gute Freunde. Laß nur eine Flasche Wein kommen, wir wollen auf

die schöne Stiefmama trinken — und auf unser Geschäft. . . .

Zu der Zeit, wo Piefke unterwegs nach Langhahn's türkischem Zelt war, hielt ein offener Wagen vor Schupke's Thür, wie ihn die Berliner Fuhrherren als Herrschaftswagen zweiter Sorte stellen, Kutscher, Pferde, Wagen alle gleich schäbig — aber nicht allzunahe sieht es doch beinah wie echt aus. Schupke wollte die Arbeiten auf den Siebenmorgen besichtigen und dann zur Fabrik hinaus. Er hatte Rendel bestellt. Beide nahmen Platz, ein Arbeiter mit einer Mappe stieg auf den Bock und so ging es durch die Straße. Es war doch fast, als führe man in der Gummikutsche mit Diener. Rendel wie Schupke hatten gleichzeitig dies Gefühl, sie setzten sich jeder in seine Ecke, den Genuß eines solchen Fuhrwerks mit einer Mischung von Stolz und angemühter Bescheidenheit zum Ausdruck bringend. Der Arbeiter auf dem Bock dagegen machte ein verdrießliches Gesicht und pfiff vor sich hin.

Rendel hatte die Pläne mitgebracht für die Straßenanlage und für einige Hauptgebäude. Es war merkwürdig, was alles in dem Kopfe des Mannes steckte, und wie klar er es zum Ausdruck brachte. Ganz eigene Gedanken hatte er, große Zweckmäßigkeit mit der Schönheit verbindend, die sich aus einer glücklichen Anordnung der Verhältnisse ergiebt.

Selbst Schupke, obgleich er den Werth der Rendel'schen Pläne nur unvollkommen einzusehen verstand, war erstaunt. Manches in den für kleine Wohnungen vorgesehenen Häusern erschien ihm aber doch zu kostbar.

— Einfach, sagte Schupke belehrend, ist das Beste, nur dem Volk keine übertriebenen Bedürfnisse angewöhnen. Bei mir können sie doch nicht immer bleiben — er dachte schon an die zweite und dritte Steigerung — und dann sind sie mit dem Alten nicht mehr zufrieden. Hübsch einfach und hübsch klein, daß die Leute so recht warm beisammen sitzen, das ist das Beste. Diese verfluchte neue Bauordnung entwerthet uns Grundbesitzern schon den Boden genug.

Rendel vertheidigte seine Pläne, es sei so luftiger und gesunder. Das Wort luftig regte Schupke auf.

— Luftig! sagte er, das ist auch so etwas Neues. Was hab' ich von der Luft, kann ich von der Luft leben? Die Wärme schön zusammenhalten, sind wir nicht auch so groß geworden?

Dabei strich er mit einem großen Bleistift in Rendel's Plänen herum, daß dieser mit Mühe an sich hielt.

Das Fuhrwerk hielt an dem Wege, just nicht weit von der Stelle, wo man den Oberstolzen zur Erde geworfen hatte. Schupke zog eine Flasche

Wein von dem Wagen und trank Rendel zu. Dann sandte er durch den Kutscher dem Arbeiter, der mit der Mappe etwas abseits stand, ein Glas Wein. Immer als Volksfreund, sagte sich Schupke.

Aber der Arbeiter wies den Kutscher mit dem Weinglas kurz ab.

— Er braucht Ihren Wein nicht, sagte der Kutscher, mit dem Glas zurückkommend. Ich glaube, der grobe Kerl verlangt hier mit der Herrschaft zu trinken. Ihr Wohl, gnädiger Herr, sagte der Kutscher, trank das Glas aus und trat wieder zu seinen Pferden.

Rendel wollte zu dem Arbeiter treten, um ihn zu beruhigen. Schupke hielt ihn ab.

— Da hör' einmal einer, sagte Schupke. Verlangt mit den Herrschaften zu trinken. Das fehlte nur noch, daß ich mit so einem hergelaufenen Kerl trinken sollte. Vielleicht gar Brüderschaft — auf meinem eigenen Terrain. Seid umschlungen, Millionen! Das ist ein Gedanke von Schiller . . . Markstücke mein' ich.

Schupke lachte, daß ihm der Bauch schütterte.

— Man sollte doch mit den Leuten rechnen, sagte Rendel, sie haben ihre eigenen Ehrbegriffe.

— Nur keine Schwäche, sagte Schupke. Nächste Woche lohnen Sie ihn ab.

In diesem Augenblick sah man auf dem ziem=

lich schmutzigen Weg die drei Skatbrüder herankommen. Piefke, den Cylinder in der Stirn, die Nase im Wind voran, Langhahn und der Photograph hinterher.

Piefke betrachtete die Gruppe um das Fuhrwerk. Was thun denn die hier? dachte er. Er wollte ohne Gruß vorbei.

Langhahn aber war schon aufmerksam geworden. Er blieb stehen.

— Herr Schupke, rief er, wie ist Ihnen die Hubertusjagd bekommen? Bauen Sie hier? Schupkestraße? he?

— Wenn Seine Majestät den Namen genehmigt, erwiderte der Angeredete mit Würde.

Ein Schupkegalgen wäre richtiger, ging es Piefken durch den Sinn, aber er bezwang sich.

— Was geht denn Alles mit Dir vor, Schupke? sagte Piefke. Du brennst ab und darauf frei'st Du und bau'st?

Schupke warf Piefken einen kurzen Blick zu.

— Wer ist der Mensch? sagte er geringschätzig. Rendel weisen Sie ihn doch von dem Grundstück.

Das Gesicht Piefke's in diesem Augenblick war sehenswerth . . .

XXXV.

Novemberstimmung.

Düster und unfreundlich lagerte der November über der Hauptstadt und man glaubte den seltsamen Zusammenhang zu spüren, der zwischen der Witterung und der Stimmung unseres nervösen Geschlechtes herrscht.

Der Brand der Lauenstein'schen Fabrik hatte selbst in Berlin, wo man so rasch vergißt, weil man so schnell erlebt, ein tiefes und anhaltendes Aufsehen erregt. Langhahn hatte sein Wort eingelöst — er hatte einen Bericht über den Brand geschrieben, den alle Zeitungen sich beeilten abzudrucken. Er hatte die Farben dick aufgetragen. Geheimnißvolles Verbrechen — anarchistische Verschwörung entdeckt — ein Menschenleben verunglückt — so hatte es oben dreifach unterstrichen auf Langhahn's Bericht gestanden — das mußte ziehen. Und es zog. Daß

man den Hauptverbrecher alsbald gefaßt habe, wurde von Langhahn der Wachsamkeit unserer Polizei zu Lob vermerkt und das rasche Einschreiten des Gerichtes mit Befriedigung erwähnt. Aber der Eindruck, den das Verbrechen auf die Stimmung Berlins hervorrief, war doch ein düster gefärbter.

Denn es ist etwas eigenes mit der öffentlichen Stimmung; manchmal widersteht sie den schlimmsten Nachrichten und erhält sich ruhig und sicher; wiederum wird sie, wenn sie sich Wochen lang tapfer gegen den Eindruck unglücklicher Vorgänge gehalten hat, durch ein leeres Gerücht zu Fall gebracht. Wie man zu sagen pflegt, daß eine Feder eine Fuhre Heu überladen kann. Dann bringen die Zeitungen tiefsinnige und schwarzsehende Betrachtungen. Die Menschen gehen mit ernsten Gesichtern umher, an allen Stammtischen wird erörtert, wie die Gesellschaft unterwühlt sei und ob es noch Rettung dagegen gebe. Selbst die Börse meldet flau auf Artikel offiziöser Zeitungen. Mit einem Male aber, gerade wie das Wetter umschlägt, ist die düstere Stimmung verflogen, man weiß nicht warum. Sie ist gegangen, wie sie gekommen war, als der Ausdruck des Massengefühls und es ist wunderbar, wie dieses instinktmäßig so häufig das Richtige trifft.

Jedenfalls setzte die Polizei alles in Thätigkeit, um sich der Hauptführer zu bemächtigen. In erster

Reihe stand darunter Elldorfer. Die Anstrengungen der geschicktesten Polizisten hatten sich in dieser Richtung bis jetzt vergeblich erwiesen. Nicht daß Elldorfer sich allzu ängstlich verborgen gehalten hätte. Muthlosigkeit war seine Sache nicht. Wie er mit roher Gleichgiltigkeit sich gegen das Leben Anderer verhielt, so achtete er auch das eigene nicht. Was hätte er auch daran achten sollen? Losgetrennt von allem, was den Menschen erhebt, hatte er von der Würde des Lebens keinen Begriff. Sein Wahlspruch, den er oft wiederholte, waren die Worte, mit denen ein Verbrecher seiner Art zum Schaffot gegangen war: Todt ist todt und hin ist hin.

Wie der Polizeidirektor ganz richtig hervorgehoben hatte, war der Brand der Lauenstein'schen Fabrik von allen, die sich zur anarchistischen Verbindung hielten, als ein Zeichen betrachtet worden, sich zu weiteren Unternehmungen bereit zu halten. Elldorfer war unermüdlich darin, die Genossen aufzusuchen und sich ihrer Mitwirkung auf das erste Signal hin zu vergewissern. In mannigfacher Verkleidung streifte er in Berlin und in der Umgebung umher, eine Versammlung der Gruppenführer in einer kleinen Industriestadt wurde von ihm vorbereitet; sie sollte stattfinden, sobald der Leiter aus Amerika eingetroffen war, dann sollte auch ein gewichtiger Schlag fallen. Und gerade dieses kühne

Umherschweifen entzog ihn am besten den Nachforschungen der Polizei, denen er kaum entgangen wäre, wenn er an einem Platze stillgesessen hätte.

Nur seine Tochter wagte Elldorfer nicht aufzusuchen, so häufig und so sehnsüchtig er ihrer gedachte. Wenn er sich einmal ein helleres Bild seiner Zukunft ausmalte, so war es in einem ungestörten Zusammensein mit Pauline, ganz losgelöst von der Welt, der sein Haß und seine Bitterkeit galten. In einem Luftballon mit ihr im Aether zu verschwinden oder in tiefer Waldeinsamkeit mit ihr zu leben, das waren Lieblingsspiele seiner Einbildungskraft. Elldorfer wußte, daß die Wohnung Paulinens von der Polizei besonders sorgfältig überwacht wurde, man hoffte ihn gerade hier einmal aufheben zu können.

Die arme Pauline! Es konnte ihr nicht entgehen, daß der Mann, der anscheinend so gleichgültig vor dem Hause herumwandelte und an dem kleinen Laden gegenüber mit eiserner Geduld den Ausgang betrachtete, dazu bestimmt war, sie selbst und ihren Verkehr zu überwachen. Sie kam sich wie eine Ausgestoßene, wie eine Verbrecherin vor. Der Oberstolze gefangen! Ihr Vater verfolgt und offenbar in die gefährlichsten Unternehmungen verwickelt! Ihr Verkehr mit Frau Radlow hatte aufgehört, sie fühlte, daß etwas zwischen ihr und ihrer Wohlthäterin lag und sie ahnte, was es sein möge. Mutter Mine sah ihr

mit einem mitleidigen Blick und kopfschüttelnd nach. Und Robert, der noch jüngst so gut zu ihr gewesen, sie um Verzeihung gebeten, ihr die Hand so eigen gedrückt — Robert Radlow war mit kurzem Gruß und halb abgewandtem Gesicht an ihr vorbeigegangen. Das stieß ihr vollends das Herz ab. Das Schicksal des Oberstolzen bereitete ihr einen unausgesetzten nagenden Kummer. Sie hatte Radlow dafür interessirt, aber sie wagte nicht, ihn nochmals aufzusuchen. Eine tödtliche Angst befiel sie, daß ihr Vater in die Sache verwickelt sei, und ihr Bemühen, die Unschuld des Oberstolzen aufzuklären, die Schuld ihres Vaters aufdecken möge. Sie beschloß, auf alle Gefahr hin ihren Vater aufzusuchen.

Als Pauline über die Straße ging, strich ein Mensch an ihr vorüber, der ihr ein Stück Papier in die Hand drückte und alsbald verschwunden war. Es war ein Zettel in der unbeholfenen, aber kühnen Handschrift ihres Vaters. Heute Abends sechs Uhr Stettiner Bahnhof vor dem Obotriten. Zeichen, ein Streichholz im ersten Stock.

Pauline ging auf dem Platze auf und ab. So öde, häßlich, unförmlich erschien ihr ihr Leben. Gerade sammelten sich die Reisenden für den nächsten Zug. Am liebsten wäre sie mitgereist, gleichgiltig wohin, nur fort, fort von hier. Alle Bande, die sie an das Leben fesselten, drückten sie schmerzlich. Wie sie da=

stand und auf das Signal wartete, riefen ihr einige Bursche freche Worte zu. Nun flammte das Zündholz im Fenster des Gasthofes und sie schritt auf diesen zu. Die Burschen hatten den Vorgang verfolgt und lachten ihr höhnisch nach.

XXXVI.

Vater und Tochter.

— So kann es nicht weiter gehen, sagte sie sich, als sie die Treppe hinaufstieg. Aber die Reihe an sich zu denken, schien ihr noch nicht gekommen — zunächst galt es das Schicksal des armen Oberstolzen. Sein Bild, wie es ihr Florchen gezeigt, schwebte ihr vor Augen, als sie die letzte Stufe erstiegen hatte, wie er bleich, mit stierem Blick in Sträflingskleidern an Florchen vorübergeschritten war.

Er schien ihr im Geiste zwischen ihr und ihrem Vater zu stehen, als dieser oben ihr entgegenkam. Die Liebkosungen des Alten, die ihr sonst so werth gewesen, brannten ihr auf Hand und Stirne. Sie duldete sie nur mühsam.

Mordtwein hatte sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen. Pauline folgte ihrem Vater in den

Salon. Dort stellte sie sich dicht an den Tisch, dessen ganze Breite zwischen sich und ihren Vater setzend.

— Du bist heute besonders, sagte der Alte.

Pauline antwortete darauf nicht. Den Vater, der im Licht der Gaslampe stand, scharf in das Auge fassend, sagte sie:

— Vater, was ist es mit dem Oberstolzen?

Vergebens versuchte Elldorfer seine Züge zu beherrschen, der Zug von Bestürzung, der bei der Frage Paulinen's über sein Gesicht ging, verrieth ihn.

— Rede nicht, um Gotteswillen, lüge nicht, nun weiß ich Alles. Du — Du hast die That gethan und er soll dafür büßen.

— Und wenn es so wäre, was dann?

— Dann mußt Du ihm helfen. Du mußt.

— Und warum muß ich?

— Weil Du sonst schlecht bist — o so schlecht! Und wer sollte einen schlechten Mann lieben?

Elldorfer sah sie stumm und verwirrt an.

— Ich, Vater, ich könnte es nicht, bei Gott, ich könnte es nicht. Ich habe der Mutter auf ihrem Sterbebett versprechen müssen, ich wollte nicht von Dir lassen — trotz . . . Nichts, was die Menschen Dir thun können, kann mich von Dir scheiden. Mögen sie auf uns Beide mit Fingern weisen — ich kann es tragen. Aber wenn Du schlecht bist — einen armen Menschen in das Unglück treibst —

— Du kennst meine Grundsätze.

— Heißen diese Dich den armen Oberstolzen verderben?

— Wir wollen die Welt befreien, das Menschenrecht wollen wir herstellen, dafür sind wir im Krieg und wer fallen soll, der fällt.

— Von Unrecht und Verbrechen kann nur wieder Böses kommen.

— So wende Dich doch an den Gott, an den Du glaubst, warum ändert der es nicht? Warum läßt er all das Elend zu, das in der Welt ist?

— Ich weiß Gottes Geheimnisse nicht. Aber wenn er das Elend zugelassen hat, so hat er auch die Hülfe daneben gestellt.

— Und wer soll die bringen?

— Du und ich und wir Alle! rief Pauline. Nicht mit Verbrechen könnt ihr die Welt bessern. An die Weltgesetze sind Alle gebunden — auch der heilige Gott da droben — aber die Liebe ist die Welterlösung und sie zu üben, hat er uns ausgesandt.

— Schöne Worte, murrte Elldorfer, aber ich verstehe sie nicht.

— So laß' mich ziehen, — was bindet Dich an mich? Warum hast Du mich gerufen?

— Dich ziehen lassen — das sollte ich thun — es ist eine Schwäche — ich habe versucht, sie abzuschütteln. Ich kann es nicht. Pauline, verlaß mich

nicht — Du nicht — ich habe nichts als Dich, mein armer gehetzter Geist will doch auch einmal eine Ruhe. Die bist Du mir. Sage mir Pauline, daß Du mich nicht verlassen willst. . . .

Pauline war das schwache Mädchen nicht mehr, das ängstlich nach den Mienen des Vaters schaute. Mit gekreuzten Armen stand sie da. Mit ruhigem, entschlossenem Tone sagte sie:

— So sprich — was ist es mit dem Oberstolzen? Was willst Du für ihn thun?

Wäre Pauline auf den Gefühlsausbruch des Alten eingegangen, hätte sie ihn zärtlich in ihre Arme geschlossen, vielleicht wäre der Eisenreif vollends zersprungen, der um sein Herz geschmiedet war und der jetzt sich zu lockern schien. Aber es wäre ihr jetzt wie eine Lüge erschienen. Ein unbeschreiblicher Unwille erfüllte sie; sie hatte gelernt, so vieles an ihrem Vater zu übersehen, aber Verrath, Unterdrückung der Unschuldigen — das empörte ihr heiliges Gefühl. Je seltener Elldorfer seinen Gefühlen nachgab, um so gewaltiger war der Rückstoß, den er empfand. Immer noch starrte er mit verwirrtem, entgeistertem Gesicht die Tochter an, die Hände gefaltet, ein liebevolles Wort von ihr erflehend. Aber er hörte nur wie Pauline zum dritten Mal mit steigender Schärfe frug:

— So sprich endlich — was soll mit dem Oberstolzen werden?

— Nach ihm fragst Du, sagte der Alte dumpf; für mich hast Du nichts zu sagen?

Und nun faßte er sich. Die Tochter setzte ihm ihren Willen entgegen, wollte sich ihm entziehen. Lassen von ihr konnte er nicht, aber zeigen wollte er, daß er der Stärkere — Listigere war. Sie sollte ihm folgen auf der Flucht, die er nach dem geplanten Eisenbahnattentat vorbereitete — auf seine Bedingungen. Mit der raschen Verschlagenheit, die ihn auszeichnete, hatte er seinen Entschluß gefaßt.

— Dir ist mein Schicksal gleichgültig! rief er.

— Vater, sage das nicht.

— Nun gut. Ich gebe Dir Gelegenheit, das zu beweisen. Es ist wahr — ein Wort von mir kann den Oberstolzen retten — aber es kann mich verderben. Verstehe. Bis jetzt habe ich mit der Polizei zu thun, das Wort, das ich sprechen soll, liefert mich den Gerichten aus. Soll Dein Vater wieder in's Zuchthaus?

— Vater! rief das erschreckte Mädchen.

— Es ist schrecklich im Zuchthaus — für einen, der mit gesunden Sinnen hineinkommt. Denn die, die darin, sind meistens verrückt.

Und er lachte heiser.

Irgendwo ist bei jedem, die drinnen sitzen, eine

Schraube los. Ich bin hineingekommen, weil ich zu klug war, die andern, weil sie zu dumm sind. Und da bin ich vielleicht der größere Narr. Hinein möcht' ich nicht wieder — das ist des Teufels eigenes Haus. Lieber todt — das wäre das Sicherste — aber ganz, ganz todt.

— Sprich nicht so, Vater.

— Von was sprachen wir doch gleich — ja, vom Oberstolzen. Du möchtest ihn frei haben. Gut — ich gebe sein Schicksal in Deine Hand. Ich kann ihm helfen — aber dann muß ich in's Zuchthaus oder fliehen. Ohne Dich kann ich nicht leben, will ich nicht leben. So sage Du, was soll geschehen?

— Fliehen wir! rief Pauline in heftiger Aufregung. Hilf dem Oberstolzen und ich gehe mit Dir auf der Stelle — wenn Du versprichst, von den Genossen zu lassen.

— Auch das versprech' ich. Ich habe sie über, namentlich den Hanswurst da drinnen. Fliehen wir! . . .

Er deutete auf die Thür des Zimmers, wo Mordtwein war.

Aber gleich, das geht nicht. Ich bin umstellt wie das Wild beim Treiben. Wir müssen durchschlüpfen. Und ich habe schon eine Gesellschaft gefunden, der wir uns anschließen können. Die bringt uns durch.

— Und wann soll die Reise beginnen, wann machst Du den Oberstolzen frei?

— Es sind fremde Herrschaften, haben erst noch ein kleines Geschäft hier. Versteh', eine Gräfin! Ich muß Dich mit ihr zusammenbringen. Und wenn sie Dir nicht gefällt — es handelt sich ja nur um ein paar Tage — um Deinen Vater und um den Oberstolzen frei zu machen.

— Auch das, wenn es sein muß. Und wo gehen wir hin?

— Nach drüben — über das Wasser — nach Amerika. Um das Geld brauchst Du nicht Angst zu haben, dafür habe ich vorgesorgt. An einen Ort wollen wir gehen, wo Niemand uns kennt und wir Niemanden. Und dann vergessen wir Alles, was uns hier begegnet ist. Nicht wahr, Paulinchen?

Wir wollen Alles, Alles vergessen, sagte Pauline tonlos.

Und dann brach sie in ein krampfhaftes Weinen aus.